Das Dekameron

des Boccaccio.

Von

D. W. Soltau.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1860.

Vorrede des Boccaccio.

Liebste Leserinnen! Ich habe zwar oft von vernünftigen Leuten gehört, habe es auch oft gelesen und selbst erfahren, daß der ungestüme und verheerende Smum *) des Neides nur gegen erhabene Thürme und gegen hochwipfelige Bäume zu wüthen pflegt; allein ich finde dennoch, daß ich mich sehr betrog, indem ich wähnte, seiner rasenden Wuth dadurch entgehen zu können, daß ich nicht etwa auf der flachen Ebene mich zu verweilen, sondern daß ich mich vor ihm in die tiefsten Thäler zu flüchten suchte. Dies erhellt deutlich an meinen Erzählungen, die ich nicht nur in schlichter Florentinischer Sprache und in ungebundener Rede, sondern auch in dem anspruchlosesten Ton und Styl geschrieben habe. Und dennoch habe ich damit nicht verhüten können, daß jener verheerende Wind mich nicht häßlich versengt; daß er mich zwar nicht entwurzelt, aber doch niedergedrückt; und daß mich der Neid mit seinem giftigen Zahne nicht auf's Grausamste zerrissen hätte. Darum bin ich auch nunmehr von der Wahrheit desjenigen vollkommen überzeugt, was weise Leute zu sagen pflegen; daß nämlich Armuth und Elend das Einzige sind, was einem Niemand beneidet.

Denn bedenkt nur, Ihr lieben Frauenzimmer; einige, welche diese Geschichtchen gelesen haben, behaupten, daß ich an Euch zu viel Gefallen finde, und daß es sich für mich nicht schicke, wenn ich mich so sehr bestrebe, Euch zu gefallen und Euch zu belustigen. Andere haben sich noch mehr darüber aufgehalten, daß ich Euch soviel rühme. Andere, die sich das Ansehn geben, noch altklüger von mir zu urtheilen, haben gesagt, es passe sich nicht zu meinen Jahren, mich um solche Sachen zu bekümmern; nämlich von Frauenzimmern zu reden, und von Dingen, die ihnen behagen. Und wer sich erst recht zärtlich besorgt für meinen guten Namen beweisen will, der setzt hinzu, ich würde besser thun, bei den Musen auf dem Parnaß zu bleiben, als dergleichen Zeug mit Euch zu plaudern. Ja es gibt sogar einige, welche mehr hämisch, als weise, von mir sagen: ich thäte besser, mich nach Brot umzusehen, als bei dergleichen Narrenpossen vom Winde zu leben. Ueberdieß bemühen sich Einige, zu verstehen zu geben, daß ich Euch manche Dinge nicht so erzähle, wie sie sich wirklich zugetragen haben.

---

*) Smum, ein heißer giftiger Wind, welcher von den afrikanischen Sandwüsten herüber weht.

Seht, meine schönen Freundinnen, so werde ich beurtheilt; so afterredet man von mir; so zerreißen mich die Lästermäuler, und zerfleischen mich bis auf die Knochen. Gott weiß, ob ich das Alles mit Geduld und Gelassenheit anhöre; doch wenn es gleich nur Euch allein zusteht, mich zu vertheidigen und zu schützen, so will ich doch auch meine eigene Mühe nicht sparen, und will zwar nicht alles darauf antworten, was sich wohl gehörte, aber mir doch mit wenigen Worten die Beller von den Ohren schütteln, und dieses je eher, je lieber; denn wenn ihrer schon so viele sind, und sich so vieles herausnehmen, da ich noch nicht den dritten Theil meiner Arbeit vollendet habe, so könnte ihre Zahl, ehe ich bis zum Ende käme, sich dergestalt vermehren, wenn ich sie nicht gleich im Anfang zurück wiese, daß es ihnen hernach leicht würde, mich zu Grunde zu richten; und das könntet Ihr selbst mit allen Euren Kräften, so groß diese auch sind, alsdann nicht verhindern.

Ehe ich mich jedoch darauf einlasse, jemand ein Wort zu erwiedern, will ich erst zu meinem Behuf ein Stückchen von einer Geschichte erzählen, aber keine ganze; damit man nicht meine, ich wollte mein eigenes Märchen unter diejenigen mengen, die von einer so löblichen Gesellschaft erzählt worden; sondern, wie gesagt, nur ein Stück davon, damit man an seiner Unvollständigkeit sogleich merken möge, daß es nicht zu den übrigen gehöre.

Meine Anfechter sollen demnach wissen, daß einmal vor geraumer Zeit in unserer Stadt ein Bürger war, Namens Filippo Balducci, ein Mann von geringer Herkunft, aber sehr reich, und wohl unterrichtet und erfahren in allem, was zu seiner Hantierung gehörte; und daß er eine Frau hatte, die ihn liebte, wie er sie; so daß sie Beide auf nichts ernstlicher bedacht waren, als einander glücklich zu machen. Der guten Frau widerfuhr indessen, was einmal einem Jeden widerfahren muß; sie starb, und hinterließ ihrem Filippo kein anderes Andenken von sich, als ein einziges Söhnchen von ungefähr zwei Jahren. Filippo war über ihren Tod so untröstlich, wie man nur immer sein kann, wenn man dasjenige verliert, was man am zärtlichsten geliebt hat; und wie er sich der Gesellschaft derjenigen beraubt sahe, die ihm so sehr lieb gewesen war, gab er alle seine Habe den Armen, und ging mit seinem Söhnchen auf den Berg Asinajo, wo er sich mit ihm in eine kleine Zelle einsperrte, von Almosen lebte, seine Zeit mit Fasten und Gebet zubrachte, und sich sorgfältig in Acht nahm, in Gegenwart des Knaben nie von weltlichen Dingen zu reden, oder ihn etwas davon sehen zu lassen, damit sie ihn von seinen geistlichen Uebungen nicht abwendig machten; daher er sich beständig mit ihm von Gott und seinen Heiligen und von der Ewigkeit unterhielt. So verlebte er manches Jahr mit ihm, indem er ihn nie aus seiner Zelle kommen, und ihn mit keinem andern menschlichen Wesen bekannt werden ließ. Inzwischen pflegte der ehrliche Mann bisweilen nach der Stadt zu gehen, wo ihn gottesfürchtige Leute mit milden Gaben unterstützten, die er dann nach seiner Zelle trug.

Wie nun sein Sohn ungefähr achtzehn Jahr alt ward, und er selbst

schon sehr betagt war, fragte ihn einst der Jüngling, wohin er ginge. Der Vater sagte es ihm. Der Sohn erwiederte: „Vater, Ihr seid nun schon alt, und könnt die Beschwerden nicht wohl mehr ertragen. Warum nehmt Ihr mich nicht einmal mit nach Florenz, und macht mich bekannt mit den guten Leuten, die Gott und Euch lieb haben; damit ich, wenn es Euch beliebte, künftig unserer Nothdurft halber zur Stadt gehen könnte, und Ihr hier bliebet?"

Der gute Alte fand, daß sein Sohn nun schon erwachsen, und an ein gottseliges Leben so sehr gewöhnt wäre, daß die Dinge der Welt ihn schwerlich davon abwendig machen würden. Er dachte also: mein Sohn hat Recht; und nahm ihn das nächste Mal mit nach Florenz. Wie der Sohn die Häuser und Paläste, die Kirchen, und so viele andere Gegenstände, wovon die Stadt wimmelt, gewahr ward, und sich nicht erinnerte, Dergleichen jemals vorhin gesehen zu haben, ward er darüber sehr verwundert, und konnte nicht aufhören, seinen Vater zu fragen, was dieses und jenes wäre, und wie es hieße. Der Vater sagte es ihm; der Jüngling freute sich; und fragte wieder was Neues. Indem nun der Sohn immer fragte, und der Vater immer genug zu antworten hatte, begegneten ihnen einige schöne und wohlgekleidete junge Mädchen, die eben von einer Hochzeit kamen. „Ei was sind das für Dinger?" fragte der Jüngling, so bald er sie erblickte.

„Wende Deine Augen von ihnen, mein Sohn (sprach der Vater), das sind böse Dinger."

„Wie heißen sie denn, Vater?" fragte der Sohn.

Der Vater, um keine schädlichen Begierden bei ihm rege zu machen, wollte sie nicht bei ihrem wahren Namen „Weiber" nennen, sondern sagte: „es sind Gänschen."

Wunderbar zu hören! Der Jüngling, der nie ein Weib gesehen hatte, vergaß den Augenblick Häuser und Paläste, Ochsen, Pferde und Esel, Geld und alles was er gesehen hatte, und rief aus: „O Vater, ich bitte, verschafft mir eins von diesen Gänschen."

„Schweige um des Himmelswillen, mein Sohn! (sprach der Vater.) Ich sage Dir ja, es sind böse Dinger."

„Sehn denn so die bösen Dinger aus?"

„Allerdings," sprach der Vater.

„Ich weiß nicht, wie Ihr das sagen könnt (erwiederte der Jüngling), und warum sie böse Dinger sind. Ich für mein Theil glaube, noch nie was Schöneres und Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Ach! wenn Ihr mich lieb habt, so laßt uns eins von diesen Gänschen mitnehmen; ich will ihm schon was für den Schnabel geben."

„Ich will nicht (sprach der Vater). Du weißt nicht, was sie für ihren Schnabel verlangen." Kurz, er ward gewahr, daß die Natur stärker war, als alle seine Kunst, und es reuete ihn, daß er seinen Sohn mitgenommen hatte.

Ich begnüge mich mit demjenigen, was ich von dieser Geschichte erzählt

habe, und wende mich wieder zu meinen Tadlern, denen ich sie erzählte: Einige von ihnen sagen also, meine lieben jungen Frauenzimmer, daß ich mir zu viele Mühe gebe, Euch zu gefallen, und daß ich zu viel Gefallen an Euch finde. Ich bekenne beides von ganzem Herzen, nämlich daß ich meine Freude an Euch habe, und daß ich wünsche, Euch wieder zu gefallen; und nun frage ich die Herren, ob sie dieses wunderbar finden können an demjenigen, welcher — ich will nicht sagen die Süßigkeit Eurer Küsse, die Wonne Eurer Umarmungen, und den entzückenden Genuß Eurer Gunstbezeugungen gekostet — sondern nur, welcher jederzeit Euren angenehmen Umgang, Eure hinreißende Schönheit, Eure einnehmende Anmuth, und vor allen Dingen Eure weibliche Zucht und Bescheidenheit mit Vergnügen betrachtet hat und noch betrachtet: da doch jener Jüngling, der auf den wilden Gebirgen, in dem engen Raum einer Zelle, ohne andere menschliche Gesellschaft, als die seines Vaters, erzogen war, so bald er Euch gewahr ward, nur Euch begehrte, nur nach Euch sich sehnte, und sein ganzes Herz nur auf Euch setzte.

Können sie mich tadeln, mich schelten, mich verlästern, — mich, dessen Leib der Himmel ganz zum zärtlichen Gefühl für Euch gebildet hat, und dessen ganze Seele Euch von Jugend auf geweihet war, weil ich mich von dem holden Lichte Eurer Augen durchdrungen, von dem süßen Ton Eurer Rede hingerissen, und die Flamme der Liebe von dem wonnigen Hauche Eurer Seufzer in mir angefacht fühlte — wenn Ihr mir gefallt, und wenn ich mich bestrebe, Euch zu gefallen? zumal, wenn sie bedenken, daß Ihr, mehr als alles in der Welt, einen armen Einsiedler entzücken konntet, einen Jüngling ohne Gefühl, der mehr ein wildes Thier, als ein Mensch zu sein schien. Wahrhaftig, wer Euch nicht liebt, und nicht wünscht von Euch geliebt zu sein, der kennt weder die Freuden, noch die Wohlthätigkeit des schönsten Naturtriebes. Ihm steht es frei mich zu verdammen; ich bekümmere mich nicht um sein Urtheil.

Wer über mein Alter spöttelt, der scheint nicht zu wissen, daß der Lauch zwar einen weißen Kopf, aber einen grünen Stiel hat. Doch Scherz bei Seite; ich schäme mich nicht, und werde mich bis an mein Ende nicht schämen, denjenigen zu gefallen, welchen ein Guido Cavalcante, und und ein Dante Alighieri, in ihrem Alter noch gerne gefielen, und welchen zu gefallen ein Cino von Pistoja sich's noch auf der höchsten Stufe des Greisenalters zur Ehre rechnete, und sich ihres Beifalls erfreute. Wenn zu viele Weitschweifigkeit nicht ein unschickliches Ding wäre, so könnte ich die Geschichte zu Hilfe nehmen, und zeigen, daß sie voll ist von Beispielen, daß die besten und berühmtesten Männer der Vorzeit auch in ihrem hohen Alter sich noch Mühe gaben, den Weibern zu gefallen: Wenn die Herren das noch nicht wissen, so mögen sie hingehen, und es lernen.

Daß ich bei den Musen auf dem Parnaß bleiben soll, das ist, traun! kein schlimmer Rath Aber wir können nicht immer bei den Musen sein, und sie nicht immer bei uns; und wenn wir sie auf eine kurze Zeit verlassen,

und uns indessen gerne bei etwas verweilen, das ihnen ähnlich ist, so ist das eben keine verwerfliche Sache. Die Musen sind Mädchen, und wenn die Mädchen auch nicht alle Musen sind, so haben sie doch auf den ersten Blick viel Aehnlichkeit mit ihnen. Wenn sie mir folglich auch sonst nicht gefielen, so müßten sie mir schon deswegen gefallen. Ueberdies haben mir die Mädchen schon zu tausend Gedichten Anlaß gegeben, und die Musen noch zu keinem Einzigen. Geholfen haben sie mir aber wohl bei jenen Tausenden; und wer weiß, ob sie mir nicht selbst bei diesen Sächelchen (so geringfügig sie auch sein mögen) bisweilen beigestanden haben; ja vielleicht leisteten sie mir diesen Dienst eben zur Ehre der Aehnlichkeit, welche die Mädchen mit ihnen haben; denn indem ich diese Sachen dichte, pflege ich mich vom Parnaß und von den Musen eben nicht so gar weit zu entfernen, als mancher Mann wohl glaubt.

Aber was soll ich den lieben Leuten sagen, die sich meinen guten Namen so sehr zu Herzen nehmen, daß sie mir rathen, mich um mein tägliches Brot zu bekümmern? Wahrhaftig, ich weiß es nicht; es wäre denn, daß ich bei mir überlegte, was sie mir wohl antworten würden, wenn mich die Noth zwänge es bei ihnen zu betteln. Ich glaube, sie würden zu mir sagen: geh' hin, und suche Dir Brot bei Deinen Fabeln. Mancher Dichter hat schon besser sein Brot bei seinen Fabeln gefunden, als mancher Geizhals bei seinen Schätzen; und sehr viele von ihnen haben durch ihre Fabeln und Gedichte ihr Zeitalter berühmt gemacht; da hingegen Mancher, der mehr Brot zu erwerben trachtete, als er brauchte, kümmerlich von der Welt kam. Und was ist es denn mehr? Laß sie mich wegjagen, wenn ich sie anspreche! wiewohl das (dem Himmel sei Dank!) noch keine Noth hat, und wenn's zum Schlimmsten kömmt, so kann ich wie der Apostel, so gut den Mangel ertragen, als im Ueberfluß leben; und folglich kümmere sich nur Niemand mehr um mich, als ich selbst.

Wer mir einwendet, daß ich nicht alles richtig erzähle, der wird mir einen großen Gefallen thun, wenn er mir seine Urkunden mittheilt. Steht darin etwas, das nicht mit meinen Erzählungen übereinstimmt, so will ich seinen Tadel für gültig anerkennen, und will mich bemühen, mich zu verbessern. So lange ich aber nur leere Worte höre, lasse ich einen Jeden bei seiner Meinung, und bleibe bei der meinigen; indem ich dasselbe von ihm denke, was er von mir sagt.

Hiermit mag es für diesmal genug geantwortet sein. Ich bewaffne mich mit dem Beistande des Himmels, und mit dem Eurigen, meine lieben Damen (auf welchen ich mir gewisse Rechnung mache), und so will ich geduldig fortfahren, will diesem giftigen Winde den Rücken zukehren, und ihn nur immer fortblasen lassen. Denn ich wüßte nicht, daß er anders auf mich wirken könnte, als der Wirbelwind auf den leichten Staub, den er entweder von der Erde aufbewegt, oder ihn liegen läßt. Bewegt er ihn, so hebt er ihn hoch empor über die Häupter der Menschen; oft über die Kronen der Kaiser und Könige, und wohl gar über die Häuser und Paläste, und über

die höchsten Zinnen der Thürme; und sinkt er dann wieder herab, so kann er nicht tiefer fallen, als auf die Erde, von welcher er erhoben ward.

Wenn ich mich also jemals aus allen Kräften bemüht habe, Euch durch irgend etwas zu gefallen, so bin ich jetzt mehr, als vorhin, dazu geneigt; weil ich weiß, daß man nicht anders sagen kann, als daß ich und andere, die Euch lieben, dem Gesetze der Natur folgen. Wer gegen ihre Gesetze sich auflehnen will, der muß übernatürliche Kräfte haben. Mancher hat es versucht, und hat sich nicht nur betrogen gefunden, sondern sich mit aller seiner Mühe noch dazu in Schaden gebracht. Ich gestehe, daß ich so viel Kraft nicht habe; daß ich sie in diesem Falle auch nicht zu haben wünsche; und wenn ich sie hätte, daß ich sie lieber einem andern leihen, als sie zu meinem eigenen Behuf anwenden wollte.

Die Lästerer sollten also lieber schweigen. Wenn nichts sie erwärmen kann, so mögen sie starren, und bei ihrem eigenen Vergnügen, oder vielmehr bei ihrem verkehrten Geschmacke sich es wohl sein lassen, wenn sie nur mich in dem meinigen, so lange dieses kurze Leben währt, nicht stören.

Doch wir haben weit genug ausgeschweift; darum laßt uns nun, meine schönen Damen, wieder dahin zurückkehren, von wannen wir ausgingen, und unsern abgebrochenen Faden wieder anknüpfen.

Inhalt des zweiten Theiles.

Vierter Tag.

Fünfter Tag.

Sechster Tag.

Siebenter Tag.

Das Dekameron.

Zweiter Theil.

Vierter Tag.

Unter der Regierung des Filostrato wird von Liebeshändeln erzählt, die ein unglückliches Ende nahmen.

Die Sonne hatte bereits jeden Stern vom Himmel, und die feuchten Schatten der Nacht von der Erde vertrieben, wie Filostrato aufstand, seine Gesellschaft wecken ließ, und mit ihr den schönen Garten durchwandelte, und wie die Mittagsstunde heran kam, an demselben Orte mit ihnen Tafel hielt, wo sie des Abends vorher zu Nacht gegessen hatten. Nach dem Mittagsschlafe versammelte man sich wieder bei dem schönen Brunnen, und Filostrato befahl Fiammetta, mit dem Erzählen den Anfang zu machen. Sie ließ sich nicht zweimal bitten, sondern jungfräulich folgsam begann sie folgendermaßen:

Erste Erzählung.

Tancred, Fürst von Salerno, läßt den Liebhaber seiner Tochter ermorden, und schickt ihr sein Herz in einem goldenen Gefäß. Sie gießt Gift darauf; trinkt es aus, und stirbt.

„Unser König hat uns heute ein herbes Tagewerk aufgelegt, denn da wir doch nur hierher gekommen sind, um uns aufzuheitern, so meint er, es sei uns ersprießlich, uns die Leiden fremder Personen zu erzählen, von welchen man doch nicht reden oder sie anhören kann, ohne selbst zum Mitleiden bewogen zu werden. Er that es vielleicht, um dem Vergnügen, welches wir seit einigen Tagen genossen haben, eine Zeit lang Grenzen zu setzen; doch sein Bewegungsgrund mag gewesen sein was er wolle, so ziemt es nicht mir, seinem Willen entgegen zu handeln, und ich will Euch deswegen eine recht unglückliche Begebenheit erzählen, die Eurer Thränen wohl werth ist:

Tancred, Fürst von Salerno, würde den Ruhm eines sehr leutseligen und gütigen Herrn hinterlassen haben, wenn er nicht in seinem Alter seine Hände mit dem Blute der Liebe befleckt hätte. Ihm ward in seinem Leben nur eine einzige Tochter geboren, und es wäre für sie und ihn ein Glück gewesen, wenn er auch diese nicht gehabt hätte. Er liebte sie mehr, als jemals ein Vater sein Kind geliebt hat; aber eben deswegen behielt er sie länger unvermählt bei sich, als ihre Jahre es erfordert hätten, und zwar blos deswegen, weil er vor Liebe sich nicht entschließen konnte, sie von sich zu lassen.

Wie er sie endlich an einen Sohn des Herzogs von Capua verheirathete, ward sie bald darauf wieder Witwe, und kehrte zu ihrem Vater zurück. Sie war so schön von Gestalt und von Angesicht, wie ein Frauenzimmer nur sein kann, und dabei jung und munter, und mit so vielem Verstande begabt, als ein Weib nur besitzen kann. Da sie nun bei einem liebreichen Vater in allen Wollüsten eines glänzenden Hofes lebte, und da sie fand, daß ihr Vater aus übergroßer Liebe zu ihr nicht daran dachte, sie wieder zu vermählen, und sie selbst es nicht für schicklich hielt, ihn daran zu erinnern, so kam sie auf den Einfall, wenn es möglich wäre, sich insgeheim einen würdigen Liebhaber anzuschaffen. Indem sie nun alle, die den Hof ihres Vaters besuchten, Edelleute und andere von geringerem Stande durchmusterte, fiel ihre Wahl auf einen Jüngling, welcher ihrem Vater diente, Namens Guiscardo, der zwar nicht von adeliger Geburt, aber desto adeliger an Sitten und Vollkommenheiten war, und weil sie oft Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, so ward sie immer mehr und mehr in sein Betragen verliebt. Der junge Mann, dem es nicht an Scharfsichtigkeit fehlte, ward ihre Neigung zu ihm bald gewahr, und diese machte einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß ihn ebenfalls die Liebe gänzlich beherrschte. Wie sie nun Beide einander heimlich liebten, und die Prinzessin nichts sehnlicher wünschte, als eine Zusammenkunft mit Guiscardo zu veranstalten, und ihre Leidenschaft dennoch keiner fremden Person anvertrauen mochte, so ersann sie eine ganz neue List, um ihm anzuzeigen, wie er am bequemsten zu ihr gelangen könnte. Sie schrieb nämlich ein Zettelchen, in welchem sie ihm Nachricht gab, wie und wo er sie am folgenden Tage sprechen könnte. Dieses verbarg sie in einem hohlen Rohr, welches sie ihm scherzend gab, und dabei sagte: „Gib das Deiner Magd heute Abend zum Blasebalg, um das Feuer damit anzufachen."

Guiscardo nahm das Rohr, und konnte sich wohl vorstellen, daß sie es ihm nicht ohne geheime Absicht gegeben hätte; er nahm es deswegen mit sich nach Hause, und wie er es genau betrachtete, entdeckte er bald die Oeffnung, welche den Brief der Prinzessin enthielt, der ihm anzeigte, wie er zu ihr kommen könnte, worüber er sich sehr erfreute, und unverzüglich Anstalt dazu machte Es war nämlich neben dem Palaste des Fürsten schon vor uralten Zeiten eine Höhle in den Felsen gehauen, in welche ein wenig Licht von oben durch ein Loch herein fiel, welches man mit Gewalt durch den Felsen gesprengt hatte, welches aber, weil die Höhle mit der Zeit gänzlich in Vergessenheit gerieth, ganz mit Dornen und Gebüsch überwachsen war. Eine geheime Treppe führte aus einem Zimmer im untersten Geschosse des Palastes, welches die Prinzessin bewohnte, nach dieser Höhle, doch war der Ausgang dahin durch eine starke Thüre verschlossen. Da man sich nun seit undenklichen Zeiten dieser Treppe gar nicht bedient hatte, so war sie einem jeden so sehr aus dem Gedächtniß gekommen, daß sich fast niemand mehr daran erinnerte. Allein die Liebe, vor deren Augen die geheimsten Dinge nicht verborgen sind, hatte der verliebten Prinzessin diese Thüre gezeigt; doch kostete es ihr einige Tage Mühe und Anstrengung, sie zu öffnen, worauf sie allein in die Höhle hinab stieg, und das Luftloch oben in der Höhle gewahr ward. Durch dieses Loch hatte sie dem Guiscardo empfohlen, sich in die Höhle hinab zu lassen, wenn es möglich wäre, und hatte ihm die ungefähre Tiefe derselben angezeigt. Guiscardo versorgte sich demnach unverzüglich mit einer Strickleiter, um bequem hinab und herauf steigen zu können, und mit einem ledernen Kittel, um sich gegen die Dornen und Hecken zu schützen, und verfügte sich am nächsten Abend nach dem Loche, an dessen Mündung er seine Leiter an einem starken Hagedorn befestigte, und sich in die Höhle hinabließ, wo er die Ankunft der Prinzessin abwartete. Diese schickte am folgenden Nachmittage ihre Kammerjungfern weg, als ob sie schlafen gehen wollte; verschloß ihr Zimmer, und eilte die geheime Treppe hinunter, ihrem Geliebten entgegen, mit welchem sie in ihre Kammer zurück kam, und einen großen Theil des übrigen Tages mit ihm zubrachte. Nachdem sie alles mit einander verabredet hatten, wie sie mit Vorsichtigkeit ihre verliebten Zusammenkünfte fortsetzen wollten, kehrte Guiscardo nach der Höhle zurück; die Prinzessin verschloß die geheime Thüre, und kam wieder heraus zu ihren Hofdamen. Guiscardo wartete in der Höhle bis es Abend ward, worauf er wieder herausstieg und nach Hause ging. Auf diesem Wege

pflegte er hernach die Prinzessin oft zu besuchen; doch endlich beneidete ihnen das Glück ihre öfteren und großen Freuden, und verwandelte durch einen unglücklichen Zufall den Genuß der Liebenden in die bittersten Thränen.

Tancred pflegte bisweilen ganz allein zu seiner Tochter zu kommen, sich dann mit ihr in ihren Zimmern eine Zeit lang zu unterreden, und wieder zurück zu kehren. So kam er auch einst kurz nach Mittag, indem Sigismunda (so hieß die Prinzessin) eben mit ihren Frauenzimmern ein wenig in den Garten gegangen war, in ihr Zimmer, ohne daß ihn jemand gewahr ward. Er wollte seine Tochter nicht stören, und da er die Fensterladen verschlossen, und die Vorhänge am Bette niedergelassen fand, so setzte er sich in einer Ecke auf ein Kissen, lehnte den Kopf an die Bettstelle, und wickelte sich in den Vorhang, als wenn er sich vorsätzlich hätte verbergen wollen, und schlief ein. Unglücklicherweise hatte Sigismunda an eben dem Tage ihren Guiscard bestellt; sie verließ demnach ihre Frauenzimmer im Garten, schlich sich in ihr Zimmer, und schloß sich ein; öffnete darauf ihrem Geliebten die geheime Thüre, und überließ sich mit ihm, wie gewöhnlich, den Freuden der Liebe. Unterdessen erwachte Tancred, und sah und hörte alles was vorging; worüber er sich heftig entrüstete, und anfänglich seinen Zorn auf der Stelle an den Verliebten auslassen wollte. Doch bedachte er sich wieder, und beschloß zu schweigen, und wo möglich unbemerkt wieder weg zu gehen, damit er desto stiller und vorsichtiger seinen Vorsatz ausführen könnte. Die beiden Verliebten blieben ihrer Gewohnheit nach, lange beisammen, ohne den Tancred gewahr zu werden, und wie endlich die Prinzessin ihren Guiscard wieder nach seiner Höhle begleitete, nahm Tancred ihre Abwesenheit wahr, und schlüpfte, Trotz seinem Alter, behende aus dem Fenster in den Garten, und kam unbemerkt, jedoch mit einem Herzen voll Zorn und Gram, nach seinen Zimmern zurück. Wie Guiscard bei anbrechender Nacht wieder aus der Höhle steigen wollte, ward er in seinem ledernen Kittel von zwei Leuten, welche Tancred bestellt hatte, aufgehoben, und heimlich zu ihm gebracht. Fast mit Thränen sprach er zu ihm: „Guiscardo, meine Güte gegen Dich verdiente nicht mit solcher Schmach und Schande belohnt zu werden, die Du mir angethan hast, wie ich heute mit meinen eigenen Augen gesehen habe."

Guiscard antwortete ihm nichts weiter, als: „Die Liebe ist mächtiger, als Du und ich."

Tancred befahl darauf, ihn heimlich in einem Zimmer des Palasts

zu bewachen. Am folgenden Tage, ehe noch Sigismunda von allen diesen Begebenheiten das Geringste ahnete, ging Tancred, der schon allerlei Entwürfe gemacht hatte, nach der Mittagstafel auf die gewöhnliche Weise nach dem Zimmer seiner Tochter, ließ sie rufen und verschloß sich mit ihr, und sprach mit Thränen in den Augen: „Sigismunda, da ich meinte, daß ich mich auf Deine Züchtigkeit und Tugend verlassen könnte, so hätte ich nimmermehr geglaubt, wenn man es mir auch gesagt hätte, daß Du Dich zu einem geheimen Umgange mit einem Manne, der nicht Dein Gemahl wäre, verstehen, oder auch nur an dergleichen denken könntest; und dennoch haben meine Augen dieses sehen müssen, und es wird mir während der wenigen Lebenstage, die mir mein Alter noch übrig läßt, ein Dorn im Herzen sein. Doch wollte Gott, da Du Dich zu einem so unziemlichen Schritte verleiten ließest, daß es wenigstens mit einem Manne geschehen wäre, dessen Stand Dir keine Schande machte; aber unter so vielen, die sich an meinem Hofe befinden, hast Du gerade den Guiscardo gewählt, einen Menschen von der niedrigsten Herkunft, den ich an meinem Hofe vom Knabenalter an bis auf den heutigen Tag fast um Gottes willen habe erziehen lassen, und hast mir damit das Herz so empfindlich zerrissen, daß ich nicht weiß, was ich mit Dir thun soll. Wie ich es mit Guiscard halten will, den ich diese Nacht aufheben ließ, wie er eben aus der Höhle kam, darüber ist mein Entschluß schon gefaßt; aber Gott weiß, was ich noch mit Dir beginnen werde. An der einen Seite spricht die Liebe für Dich, die ich stets als ein zärtlicher Vater zu Dir gehegt habe; an der andern reizt mich der gerechteste Zorn über Deine Thorheit. Jene will, daß ich Dir verzeihen soll; dieser gebietet mir, wider meine Natur grausam gegen Dich zu verfahren. Aber ehe ich mich entschließe, will ich hören, was Du selbst für Dich zu sagen hast."

Damit senkte er seinen Blick zur Erde, und er weinte wie ein Kind, das eine schwere Züchtigung bekommen hat. Sigismunda, die an der Rede ihres Vaters wohl merkte, daß ihr geheimes Liebesverständniß nicht nur entdeckt, sondern daß auch Guiscard gefangen war, empfand darüber den heftigsten Schmerz, und war nahe daran, ihn durch Thränen und Geschrei laut werden zu lassen, wie die meisten ihres Geschlechts thun; doch ihr stolzer Sinn besiegte diese Kleinmüthigkeit, sie nahm mit bewunderswürdiger Stärke eine ruhige Miene an, und war entschlossen, lieber zu sterben, als ein Wort zu sagen, um Gnade für sich zu erbitten, weil sie gewiß glaubte,

daß ihr Guiscard schon todt wäre. Sie sprach also nicht in dem Tone eines betrübten und ihres Fehlers überwiesenen Frauenzimmers, sondern mit unbefangenem Blicke, mit trockenem Auge, und ohne das geringste Merkmahl von Unruhe zu ihrem Vater: „Tancred, ich mag weder leugnen, noch bitten, weil das eine mir nichts helfen kann, und weil ich mir durch das andere nicht helfen mag; ja noch mehr, ich verlange auf keine Weise, Dich zur Langmuth und Liebe für mich zu bewegen; sondern indem ich die reine Wahrheit bekenne, will ich zuerst meine Ehre mit gerechten Gründen vertheidigen, und dann sollen meine Handlungen von der Festigkeit meiner Gesinnungen zeugen. Es ist wahr, daß Guiscardo mir theuer gewesen ist, und noch jetzt ist; daß ich ihn lieben werde, so lange ich lebe (welches nicht lange mehr sein wird), und daß ich, wofern man nach diesem Leben noch lieben kann, auch dann nicht aufhören werde, ihn zu lieben. Zu dieser Liebe führte mich aber nicht so wohl weibliche Schwachheit, als vielmehr Deine eigene Saumseligkeit, mich wieder zu vermählen. Da Du selbst Fleisch und Blut hast, Tancred, so hättest Du bedenken sollen, daß Deine Tochter weder von Stein, noch von Eisen sein könne, und wiewohl Du jetzt alt bist, so hättest Du doch nicht vergessen sollen, wie mannigfaltig und wie mächtig die Triebe der Natur auf einen jugendlichen Körper wirken; und obwohl Du, als ein Mann, einen Theil Deiner besten Jahre unter den Waffen zugebracht hast, so mußtest Du nichts desto weniger wissen, was Müssiggang und Wohlleben selbst über alte Leute wie viel mehr denn über ein junges Blut vermögen. Ich bin, nicht weniger als Du, von Fleisch und Blut, und bin noch in der besten Blüte meiner Jahre, und bin folglich aus der einen, so wie aus der andern Ursache, den Leidenschaften ausgesetzt; und da ich überdieß schon einmal verheirathet gewesen war, so empfand ich um desto stärker das Bedürfniß, diese Leidenschaften zu befriedigen. Da ich als ein junges Weib nicht Kraft genug hatte, ihren Reizungen zu widerstehen, so gab ich ihnen nach, und verliebte mich. Aber wahrlich, mein ganzes Bestreben ging dahin, weder Dir, noch mir Schande zu machen, indem ich meinen natürlichen Trieben folgte. Die mitleidsvolle Liebe und mein gutes Geschick hatten auch solche verborgene Wege für mich ausfindig gemacht, und sie mir gezeigt, daß ich meine Wünsche befriedigen konnte, ohne daß ein Mensch etwas davon merkte. Dies leugne ich nicht; Du magst es erfahren, oder ausfindig gemacht haben, wie Du wollest. Den Guiscardo nahm ich nicht auf's blinde Glück, wie manche wohl thun,

sondern ich wählte ihn nach reifer Ueberlegung vor allen andern; ich wußte ihn durch vorsichtige Maßregeln an mich zu ziehen, und ich habe mich mit Klugheit und Beständigkeit eine lange Zeit des Genusses der Liebe mit ihm erfreut, und mich däucht (meine zärtliche Schwachheit abgerechnet), Du handelst mehr dem gewöhnlichen Vorurtheil, als der Gerechtigkeit gemäß, wenn Du mir so harte Vorwürfe deswegen machst, daß ich mich einem Menschen von geringer Abkunft ergeben habe; als würdest Du Dich weniger ereifert haben, wenn ich mir einen edleren Mann ausersehen hätte. Du wirst nicht gewahr, daß Du auf diese Weise nicht meinem Fehler, sondern dem Schicksal die Schuld zur Last legest, welches oft den Unwürdigen erhebet und den Würdigsten in der Niedrigkeit läßt. Laß uns aber dieses beiseite setzen und auf den Ursprung aller Dinge zurückgehen, so wirst Du finden, daß wir alle aus einerlei Stoffe gebildet sind, und daß unsere Seelen ursprünglich mit gleichen Kräften, mit gleichen Fähigkeiten und mit gleichen Tugenden begabt, aus der Hand des Schöpfers kamen. In der Folge war es die Tugend, die uns zuerst adelte; denn wir wurden, und werden noch jetzt alle gleich geboren; wer die meisten Tugenden besaß, ward ehemals adelig genannt, und die Uebrigen waren es nicht; und wiewohl der Mißbrauch dieses erste Grundgesetz aus der Uebung gebracht hat, so ist es darum nicht aufgehoben, und es ist weder der Natur, noch den guten Sitten zuwider. Wer demnach tugendhaft lebt und handelt, der legt seinen Adel an den Tag, und wenn man ihn nicht adelig nennt, so liegt der Fehler nicht an dem, der nicht adelig heißt, sondern an denen, die ihm nicht den Namen beilegen, den er verdient. Sieh Dich nur selbst um unter allen Deinen Edelleuten; prüfe ihre Tugenden, ihre Sitten und ihre Bildung, und vergleiche sie mit Guiscard, so wirst Du, wofern Du ohne Leidenschaft urtheilen willst, in ihm den Edelmann erkennen, und die andern alle für gemeine Menschen erklären. Ueber Guiscard's Verdienste und Tugenden hat mich Niemand besser urtheilen gelehrt, als Deine eigenen Worte und meine Augen. Wer hat ihn jemals mehr gerühmt, als Du selbst, in allem was einem Biedermann löblich und anständig sein kann? und, wahrlich nicht mit Unrecht! Wofern mich meine Augen nicht betrogen, so hast Du ihm nie einen Lobspruch beigelegt, den er nicht durch seine Handlungen verdiente, und zwar noch reichlicher, als Du ihn mit Worten ausdrücken konntest; wenn ich mich also jemals in diesem Stücke betrogen hätte, so hättest Du selbst diesen Irrthum veranlaßt. Wolltest Du demnach sagen,

ich hätte mich einem niedrigen Menschen in die Arme geworfen, so würdest Du nicht die Wahrheit reden. Wenn Du ihn aber damit vielleicht einen armen Mann nennen wolltest, so könnte man Dir Recht geben, zu Deiner eigenen Schande, daß Du einen trefflichen Diener nicht in bessere Umstände zu versetzen wußtest. Doch die Armuth kann Niemand an seinem Adel schaden; wohl aber der Reichthum. Es hat manchen König und manchen großen Fürsten gegeben, der arm war, und manchen Pflugtreiber und Viehhirten, der Reichthum im Ueberfluß besaß; und dergleichen gibt es noch. Die Unschlüssigkeit, die Du zuletzt geäußert hast, was Du mit mir anfangen sollest, kannst Du nur völlig fahren lassen. Bist Du Willens, in Deinem hohen Alter zu thun, was Du in Deinen jüngern Jahren nie gethan hast, und eine Grausamkeit zu begehen, so begehe sie an mir; denn da ich selbst die erste Veranlassung zu diesem Fehltritte gegeben habe (wenn es ein Fehltritt ist), so bin ich auch nicht Willens, um Gnade zu bitten, und wenn Du mir nicht dasselbige thust, was Du dem Guiscardo gethan hast, oder noch thun willst, so sollen meine eigenen Hände Dir helfen. Geh' also, und weine bei den Weibern, und wenn Du meinst, daß wir Deine Grausamkeit verdient haben, so tödte uns Beide mit einem Streiche."

Der Fürst war ganz erstaunt über die hochherzige Rede seiner Tochter; doch traute er ihr nicht die Entschlossenheit zu, ihre Worte in Erfüllung zu bringen. Wie er demnach von ihr ging, ließ er zwar den Gedanken fahren, an ihrer eigenen Person eine Grausamkeit zu begehen: doch nahm er sich vor, auf Kosten eines andern ihre feurige Liebe abzukühlen, und befahl den beiden Wächtern, die den Guiscardo bewachten, ihn im Schlaf zu erdrosseln und ihm das Herz desselben zu bringen. Sein Befehl ward vollzogen, und am folgenden Tage ließ sich der Fürst einen großen köstlichen Becher geben, in welchen er das Herz des Guiscardo that, und es durch einen vertrauten Kammerdiener an seine Tochter sandte, mit dem Befehl, ihr dabei zu sagen: „Dein Vater schickt Dir dieses, um Dich über den Verlust desjenigen zu trösten, was Dir am liebsten war, so wie Du ihn über dasjenige getröstet hast, was er am meisten liebte."

Sigismunda, die ihren schauervollen Vorsatz nicht fahren ließ, hatte sich inzwischen, so bald ihr Vater weggegangen war, giftige Kräuter und Wurzeln bringen lassen, aus welchen sie ein Wasser abzog, um es auf denjenigen Fall in Bereitschaft zu halten, welchen sie befürchtete. Wie nun der Diener des Fürsten ihr das Geschenk ihres Vaters überbrachte, und ihr seine

Worte sagte, empfing sie mit standhafter Miene den Becher, nahm den Deckel ab, und wie sie das Herz erblickte und die Worte erwog, zweifelte sie nicht, daß es gewiß das Herz ihres Guiscards wäre. Sie blickte zu dem Diener auf und sagte: „Gewiß kein geringeres, als ein goldenes Todtengefäß schickte sich für ein solches Herz, wie dieses, und mein Vater hat dies sehr wohl überlegt." Sie küßte das Herz, indem sie dieses sagte und fuhr fort: „Er hat mir jederzeit, und bis an das Ende meines Lebens immer viel zärtliche Liebe bewiesen; doch in diesem Augenblick mehr als jemals, und deswegen sollst Du ihm auch von mir den letzten Dank überbringen, den ich ihm für dies große Geschenk schuldig bin."

Sie blickte jetzt wieder nach dem Kelche, den sie fest umfaßte, sah das Herz an und rief: „O Du köstlicher Schrein aller meiner Wonne! wehe über die Grausamkeit dessen, der Dich so meinen leiblichen Augen darstellt! Mir genügte ja, Dich zu jeder Stunde mit dem Auge des Gemüths zu betrachten. Du hast Deinen Lauf vollendet, und Deine Laufbahn so, wie es das Schicksal Dir bestimmte, verlassen. Du hast das Ziel erreicht, nach welchem ein Jeder läuft. Du bist dem Elend und der Mühseligkeit dieser Welt entgangen, und Dein Feind selbst hat Dir ein solches Grab bereitet, wie Du verdientest. Nichts fehlte noch, um Deine Todtenfeier vollkommen zu machen, als die Thränen derjenigen, die Du in Deinem Leben so zärtlich liebtest; doch damit auch diese Dir fließen möchten, so gab der Himmel meinem Vater ein, daß er Dich mir sandte, und ich will sie Dir nicht vorenthalten, obwohl ich mir vorgenommen hatte, mit heiterem und unbewölktem Blick in den Tod zu gehen; doch so bald ich sie Dir gewidmet habe, so soll meine Seele, durch Dich gestärkt, sich ungesäumt mit derjenigen wieder vereinigen, welcher sie immer so theuer war. An wessen Hand könnte ich auch froher und sicherer in jene unbekannten Räume wallen, als an der ihrigen? Ich bin gewiß, daß sie mich hier umschwebt, hier noch die Stätte ihrer und meiner vergangenen Wonne betrachtet und voll Sehnsucht die meinige erwartet, welche sie so unaussprechlich liebte."

Indem sie diese Worte sprach, entstürzten die Thränen ihren Augen in solcher Menge, als ob sie zu Quellen würden. Ohne ein weibisches Klagegeschrei dabei zu erheben, beugte sie sich über den Kelch hin und bedeckte das entseelte Herz mit tausend zärtlichen Küssen. Die Frauenzimmer, welche um sie waren, konnten nicht begreifen, was es mit dem Herzen für eine Bewandtniß hätte, und was ihre Worte bedeuteten. Doch von Mitleiden ge-

rührt, weinten sie Alle mit ihr, und fragten sie theilnehmend nach der Ursache ihrer Klage, indeß sie sich auf alle mögliche Weise bestrebten, sie zu trösten; aber vergebens. Nachdem sie Thränen genug vergossen hatte, erhob sie ihr Haupt wieder, trocknete ihre Augen und sagte: „O Du geliebtes Herz! Jetzt habe ich Dir meinen letzten Dienst erwiesen, und es bleibt meinem Geiste nichts mehr übrig, als in die Gesellschaft des Deinigen zu eilen.“ Sie ließ sich darauf das Fläschchen mit dem Wasser reichen, welches sie am vorigen Tage bereitet hatte, goß es in den Becher auf das Herz, das sie mit ihren Thränen gebadet hatte, und trank es beherzt aus, bis auf den letzten Tropfen. Darauf bestieg sie ihr Bett, mit dem Becher in der Hand, legte sich in der züchtigsten Stellung nieder, drückte das Herz ihres entseelten Geliebten an das ihrige und erwartete stillschweigend ihr Ende. Ihre Frauenzimmer, in deren Gegenwart dieses alles geschah, und welche nicht wußten, was für Bewandtniß es mit dem Wasser haben möchte, eilten dem Fürsten von allem Nachricht geben zu lassen, was vorgefallen wäre. Eilig und voll Ahnung kam dieser nach der Kammer der Prinzessin, in dem Augenblicke, da sie sich auf ihr Bett gelegt hatte. Zu spät suchte er nun, da er sie in diesem Zustande fand, sie mit tröstenden Worten aufzurichten. Sie gab ihm zur Antwort: „Tancred! spare Deine Thränen für eine weniger gewünschte Veranlassung und widme sie nicht mir; denn ich begehre sie nicht. Wo hat man wohl Jemand, außer Dir, weinen gesehen, über das, was er selbst gewollt hat? Glimmt aber in Deinem Herzen noch ein Funken von Deiner vorigen Liebe zu mir, so gewähre mir nur noch eine Bitte, als meine letzte, und da Du nicht gewollt hast, daß ich mit Guiscardo in der Stille leben sollte, so laß nunmehr meinen Leichnam an demselben Orte öffentlich begraben, wohin Du ihn im Tode hast legen lassen.“

Tancred konnte vor Schmerz und Thränen nicht antworten. Da nun die Prinzessin die kalte Hand des Todes schon fühlte, so drückte sie nochmals das geliebte Herz an ihren Busen: „Seid Gott empfohlen! (sprach sie mit schwacher Stimme), Ich scheide von Euch!“ — Ihre Augen verloschen; ihre Sinne verließen sie; und sie schied aus diesem Leben der Trübsal.

So unglücklich endigte sich die Liebe Guiscardo's und Sigismunda's. Tancred beweinte sie lange; und zu spät bereuete er seine Hartherzigkeit. Er bauete ihnen Beiden ein gemeinschaftliches Grabmal und ganz Salerno trauerte um sie.“

Zweite Erzählung.

Bruder Alberto macht einer Frau weis, daß der Engel Gabriel in sie verliebt sei, und stattet unter diesem Vorwande einige Mal einen nächtlichen Besuch bei ihr ab. Endlich muß er aus Furcht vor ihren Verwandten durch das Fenster entspringen, und nimmt seine Zuflucht zu dem Hause eines armen Mannes. Dieser führt ihn am folgenden Tage unter der Maske eines Wilden nach dem Marcusplatze; dort erkennt man ihn, und er wird von seinen Mitbrüdern weggeführt und eingekerkert.

Fiammetta's Erzählung hatte ihren Gespielinnen mehr als einmal die Thränen in die Augen gelockt. Wie sie schwieg, sprach der König mit feierlichem Ausdruck: „Mein Leben sollte mir nicht zu theuer sein, wenn ich nur die Hälfte der Freuden damit erkaufen könnte, welche Guiscardo bei Sigismunda genoß. Wer sich darüber wundern könnte, der muß wissen, daß mich stündlich tausend Todesqualen foltern, wofür mir noch nie ein Augenblick Freude geworden ist. Doch ich will schweigen von dem, was mir am Herzen liegt, und will Pampinea bitten, uns mehr solche traurige Sachen zu erzählen, die mit meinen Schicksalen einigermaßen verwandt sind. Wenn sie so fortfährt, wie Fiammetta angefangen hat, so wird hoffentlich ein Thautröpfchen nach dem andern die Glut allmählich lindern, die mich verzehrt."

Pampinea vernahm den Befehl. Ihre eigenen Empfindungen geboten ihr aber, mehr auf den Wunsch ihrer Gespielinnen zu achten, als auf die Erwartung, welche die Worte des Königs ausdrückten. Sie beschloß demnach, ohne seinem Befehl gerade entgegen zu handeln, ihm dadurch geschickt auszuweichen, daß sie eine traurig-lächerliche Liebesgeschichte erzählte, und dadurch ihren Freundinnen eine kleine Erholung verschaffte

„Man sagt im Sprichworte (sprach sie): Wer Tugend lügt, kann Laster treiben, und dennoch unbescholten bleiben. Dies Sprichwort giebt mir reichlichen Anlaß, über unsern aufgegebenen Satz zu reden, und zugleich beiläufig die Heuchelei der Mönche aufzudecken, die in ihren weiten langen Kappen, mit künstlichblassen Gesichtern umherschleichen; mit sanfter demüthiger Miene um dasjenige bitten, was andern gehört, und dagegen mit frecher stolzer Stirne ihre eigenen Laster bei andern aufmutzen, und ihnen zu beweisen suchen, daß sie durch Nehmen und andere Leute durch Geben den Himmel erwerben: indeß sie, nicht als Menschen, welche so gut wie wir das Paradies erst verdienen müssen, sondern als wären

sie Herren und Besitzer desselben, sich anmaßen, einem jeden Sterblichen ein besseres oder schlechteres Plätzchen in demselben zuzumessen, nach Maßgabe der Summe, die er ihnen in seinem Testament vermacht; worin sie aber vor allen Dingen sich selbst betrügen (wenn sie dergleichen wirklich glauben), und hiernächst diejenigen, die ihren Worten in solchen Dingen trauen. Wenn es mir erlaubt wäre, so vieles von ihnen zu erzählen, als ich wohl könnte, so wollte ich manchem Einfältigen bald zeigen, was unter ihren weiten Kutten verborgen steckt. Inzwischen wünschte ich nur, daß es ihnen Allen mit ihren Lügen so ginge, wie einem gewissen Bruder Minoriten, der zwar nicht mehr jung war, aber für einen der geschmeidigsten in ganz Venedig gelten konnte, und von dem ich Euch mit vielem Vergnügen ein Geschichtchen erzählen will, welches hoffentlich Eure von Mitleiden mit Sigismunda's Schicksalen zu sehr bewegten Gemüther, durch ein wenig Scherz und Lachen wieder erheitern soll.

Es lebte nämlich einmal in Imola ein äußerst verworfener und lasterhafter Mensch, Namens Berto della Massa. Sein schändlicher Lebenswandel war bei allen seinen Mitbürgern so berüchtigt, daß ihm nicht nur kein Mensch in Imola eine Lüge, sondern auch die Wahrheit selbst nicht mehr glaubte. Wie er nun fand, daß er dort mit seinen Bubenstücken nicht mehr durchkommen konnte, so ging er aus Verzweiflung nach Venedig, wo man allen und jeden Auswurf aufnimmt, und nahm sich vor, daselbst auf eine andere Art sein gottloses Wesen zu treiben, und etwas Neues anzufangen, das er an andern Orten noch nicht versucht hatte. Er stellte sich also, als wenn ihn sein Gewissen seines bisherigen bösen Wandels wegen plagte, und als wenn er sich zum gottseligsten Menschen von der Welt umzubilden strebte; daher ging er hin und ward ein Mönch bei den Minoriten, wo er sich Bruder Alberto von Imola nennen ließ. Er führte auch anfänglich zum Schein ein sehr strenges Leben; sprach von nichts als von Fasten und Casteien; aß kein Fleisch und trank keinen Wein (wenn er ihn nicht recht wohlschmeckend fand). Es ward es auch fast kein Mensch gewahr, wie bald er aus einem Diebe, Kuppler, Betrüger und Mörder auf einmal ein gewaltiger Prediger ward, ohne deswegen seinen vorigen Lastern zu entsagen, wenn er sie nur heimlich genug hätte ausüben können. Wenn er als Priester am Altar ein Hochamt hielt, und von vielen Leuten gesehen ward, so weinte er über das Leiden Christi wie ein Kind, weil ihm die Thränen nichts kosteten, wenn er sie brauchte. Kurz, er wußte mit seinen Predigten

und Thränen die Venetianer dergeſtalt zu verſtricken, daß ihm faſt von allen Teſtamenten die Ausführung anvertrauet ward, daß ihn manche ehrliche Leute über ihre Beutel und Kiſten ſchalten ließen, und daß ihn die meiſten Männer und Weiber zu ihrem Beichtvater und Rathgeber erwählten; und ſo warf ſich dieſer Wolf zum Schäfer auf, und ſtand faſt in einem größeren Geruch der Heiligkeit, als der heilige Franz von Aſſizes.

Einſt begab es ſich unter andern, daß ein junges einfältiges Weibchen, Namens Madonna Liſetta da Caquirino, die Frau eines angeſehenen Kaufmanns, der zu Schiffe nach Flandern verreiſet war, mit einigen andern Frauen zu dieſem heiligen Manne kam, um ihm zu beichten. Wie ſie nun vor ihm hinkniete, und als eine echte venetianiſche Plaudertaſche ihm einen Theil ihrer Heimlichkeiten entdeckt hatte, fragte ſie Bruder Alberto, ob ſie auch einen Liebhaber hätte.

„Was, Herr Pater? (gab ſie ihm höhniſch zur Antwort) Habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Scheinen Euch meine Reize nur ſo, wie die Reize anderer Frauenzimmer? Ich könnte allerdings Liebhaber genug bekommen, wenn ich nur wollte; aber meine Schönheit iſt für einen jeden Liebhaber zu gut. Wie viele habt Ihr wohl ſchon geſehen, die ſo hübſch wären, wie ich? Im Paradieſe ſelbſt würde man mich für ſchön müſſen gelten laſſen.“

So fuhr ſie fort, noch eine Menge Albernheiten über ihre Schönheit bis zum Ekel auszukramen, ſo daß Bruder Alberto bald gewahr ward, daß ſie nicht viel Verſtand übrig hatte; weil ſie ihm jedoch übrigens wohl behagte, ſo verliebte er ſich in ſie, doch verſchob er es bis zur bequemeren Zeit, ihr Artigkeiten zu ſagen, und um für diesmal den Schein der Heiligkeit beizubehalten, ſo fing er an, ſie zu ermahnen, ſie wegen ihrer Eitelkeit zu ſtrafen, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Sie gab ihm aber zur Antwort: „er wäre nicht geſcheid, und wüßte keinen Unterſchied zwiſchen gewöhnlicher und übernatürlicher Schönheit zu machen.“

Bruder Alberto wollte ſie nicht zu böſe machen; er gab ihr alſo die Abſolution, und entließ ſie mit ihren Freundinnen. Einige Tage nachher ging er mit einem vertrauten Freunde nach ihrem Hauſe, wo er mit ihr in ein beſonderes Zimmer ging, und wie Niemand ihn beobachten konnte, fiel er ihr zu Füßen und ſagte: „Madonna, ich bitte Euch um Gottes willen, verzeiht mir was ich Euch am verwichenen Sonntage wegen Eurer Schön-

heit sagte; man hat mich in der Nacht darauf so unbarmherzig dafür gezüchtigt, daß ich erst heute habe von meinem Lager wieder aufstehen können."

„Ei wer hat Euch denn so gezüchtigt?" fragte Frau Gänschen.

„Das will ich Euch sagen (sprach Bruder Alberto): Wie ich meiner Gewohnheit nach mein Gebet mitten in der Nacht verrichtete, sah ich mich plötzlich von einem großen Lichte umgeben, und ehe ich mich umkehren konnte, zu sehen, was es wäre, fiel ein wunderschöner Jüngling mit einem derben Knüttel über mich her, zog mich bei meiner Kutte unter sich und drosch mir fast alle Knochen im Leibe entzwei. Ich fragte ihn hernach, warum er das gethan hätte. „Weil Du Dich heute unterstanden hast (sprach er), die himmlischen Schönheiten der Frau Lisetta herabzuwürdigen, die ich nächst unserm Herr Gott am meisten liebe.""

„Aber wer bist denn Du?" fragte ich ihn.

Er gab mir zur Antwort, er wäre der Engel Gabriel.

„Ach mein Herr (sprach ich), dann bitt' ich Euch um Verzeihung."

„Gut (sprach er), ich will Dir verzeihen; doch mit der Bedingung, daß Du hingehst, so bald Du nur kannst, und sie um Verzeihung bittest, und wenn sie Dir nicht vergiebt, so komm' ich wieder, und gebe Dir noch so viel dazu, daß Du Dein Leben lang an mich denken sollst." Was er mir noch weiter sagte, das mag ich Euch eher nicht erzählen, bis Ihr mir verziehen habt."

Frau Windfläschchen, die mehr Grütze als Hirn im Kopfe hatte, freute sich mächtig über diese Nachricht, und hielt jedes Wort für Wahrheit: „Ich hab' es Euch wohl gesagt, Bruder Albert (sprach sie), daß meine Reize himmlisch wären; aber bei Gott! es ist mir doch leid um Euch, und damit Euch in Zukunft nicht mehr Leid geschehe, so will ich Euch herzlich gern verzeihen, wenn Ihr mir sagt, was der Engel noch weiter mit Euch gesprochen hat."

„Madonna (sprach Bruder Alberto), da Ihr mir verziehen habt, so will ich es Euch gerne sagen; aber hütet Euch um Gottes willen, daß Ihr mit keinem Menschen in der Welt davon redet, sonst verderbt Ihr Euch selbst den ganzen Handel. Wißt demnach, Ihr seid das glückseligste Weib auf Erden; denn der Engel Gabriel läßt Euch durch mich sagen, er liebe Euch so sehr, daß er schon manchmal gerne eine Nacht bei Euch würde zugebracht haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß Ihr Euch vor ihm ent-

setzen würdet. Jetzt hat er mir aufgetragen, Euch zu melden, daß er Euch einmal des Nachts besuchen und ein wenig bei Euch verweilen will. Weil er aber ein Engel ist, und Ihr mit ihm in seiner Engelgestalt nicht in Berührung kommen könntet, so will er, Euch zu Liebe, eine menschliche Gestalt annehmen, und wenn Ihr ihn nur wollt wissen lassen, wenn es Euch gefällt, daß er kommen soll, und in wessen Gestalt, so will er gleich zu Euch kommen; Ihr könnt Euch deswegen, mehr als irgend ein Weib auf Erden, glücklich preisen."

Frau Gimpelin antwortete: sie freute sich sehr, daß der Engel Gabriel ihr so gut wäre; denn sie wäre ihm auch von Herzen gut, und seitdem sie zuerst sein Bild gemalt gesehen, hätte sie nie versäumt, ihm ein Dreierlicht zu opfern: wenn er kommen wollte, so sollte er ihr zu jeder Stunde willkommen sein, und sie in ihrer Kammer finden; er müßte sie aber auch nicht, der Jungfrau Maria zu Gefallen, wieder verlassen, denn sie hätte schon längst gehört, daß er dieser sehr gut wäre, und das schiene auch wohl wahr zu sein, denn allenthalben, wo sie ihn nur sähe, läge er vor ihr auf den Knieen; übrigens stände es bei ihm, zu kommen in welcher Gestalt er wollte, wenn er sie nur nicht erschreckte.

„Madonna (sagte Alberto), Ihr habt klüglich gesprochen, und ich werde ihm alles richtig bestellen, was Ihr mir sagt. Ihr könnt mir aber auch wieder eine große Gnade erweisen, die Euch nichts kostet, wenn Ihr ihn nämlich in dieser meiner Gestalt bei Euch erscheinen laßt. Ich will Euch auch wohl sagen, in welcher Rücksicht Ihr mir dadurch eine Gnade erzeigt. Er wird nämlich meine Seele aus meinem Leibe gehen lassen, und sie ins Paradies schicken, indem er in meinen Leib fährt, und so lange er bei Euch bleibt, so lange wird meine Seele im Paradiese sein."

„Ich bin es zufrieden (sprach Frau Albernheit), daß Ihr dieses Vergnügen genießt, für die Prügel, die er Euch um meinetwillen gegeben hat."

„So laßt nur (sprach Alberto) diesen Abend Eure Hausthüre offen, damit er hereinkommen könne; denn da er einen menschlichen Leib annimmt, so kann er nicht anders, als durch die Thüre hereinkommen."

Sie versprach es; Bruder Alberto ging fort, und sie war so außer sich vor Freude, daß sie nicht einen Augenblick auf einer Stelle sitzen bleiben und vor Ungeduld den Abend nicht erwarten konnte, bis der Engel Gabriel käme.

Bruder Alberto, welcher glaubte, daß es nicht überflüssig wäre, wenn

sich der Engel Gabriel zugleich als ein mannhafter Ritter zeigte, hielt deswegen für gut, sich mit stärkenden Mitteln auszurüsten, um sich nicht aus dem Sattel heben zu lassen. Er forderte deswegen nebst einem treuen Gefährten Urlaub, und ging mit ihm gegen den Abend zu einer guten Freundin, bei welcher er schon mehrmal die Sporen geholt hatte, wenn es ein Turnier gelten sollte. Wie er nun glaubte, daß es Zeit wäre, zog er seine Verkleidung an, begab sich nach dem Hause der Dame, und ging als verkörperter Engel hinauf in ihre Kammer.

Indem sie die weiße Gestalt hereintreten sahe, kniete sie nieder; der Engel gab ihr seinen Segen, erhob sie von der Erde und winkte ihr, sich zu Bette zu begeben. Sie gehorchte ihm willig; der Engel folgte nach, und da Bruder Alberto noch ein hübscher und rüstiger Kerl war, so lehrte er seine schöne Anbeterin mehr als ein einmal ohne Flügel fliegen, und erzählte ihr dazwischen so vieles von den Freuden des Paradieses, daß er sie ganz vergnügt machte. Wie es bald tagen wollte, nahm er seine Sachen wieder zusammen, und kehrte wieder zu seinem Gefährten zurück, welchem indessen (damit ihm nicht bange würde, wenn er allein schliefe) seine Wirthin Gesellschaft geleistet hatte.

Nach dem Mittagessen ging Frau Lisetta mit einigen Freundinnen zum Bruder Alberto, und erzählte ihm von dem Engel Gabriel, was er ihr von den himmlischen Freuden berichtet hätte, wie er gestaltet wäre, und noch hundert andere Fabeln dazu.

„Madonna (antwortete ihr Bruder Alberto), ich kann nicht wissen, wie Ihr Euch bei ihm befunden habt; aber von mir kann ich Euch sagen, daß er diese Nacht zu mir kam, und wie ich Euren Auftrag an ihn ausgerichtet hatte, trug er den Augenblick meine Seele an einen Ort, wo so viele Rosen und andere Blumen waren, als ich in meinem Leben nicht gesehen habe, und bis zur Frühstunde befand ich mich an dem reizendsten Orte von der Welt. Was unterdessen aus meinem Leibe geworden ist, davon ist mir nichts bekannt.“

„Hört Ihr denn nicht (sprach Frau Lisetta), daß ich ihn sammt dem Engel die ganze Nacht in meinen Armen gehabt habe? Wenn Ihr's nicht glaubt, so seht nur Eure linke Brust an, die ich ihm so herzlich geküßt habe, daß das Maal noch wohl ein Paar Tage zu sehen sein wird.“

„Sehr wohl (sprach Alberto); ich will einmal heute etwas thun, das

ich seit langer Zeit nicht gethan habe, und will mich ausdrücklich deswegen auskleiden."

Nach mancherlei dergleichen Geschwätze ging das Weibchen wieder nach Hause, und Bruder Alberto stattete ihr in der Gestalt des Engels noch manchmal ungehindert seinen Besuch ab.

Endlich kam Frau Lisetta einmal zu einer Gevatterin, und wie die Rede von der Schönheit war und Frau Lisetta die ihrige über alle andere erheben wollte, sagte sie in ihrer Einfalt: „Wenn Ihr wüßtet, wer an meinen Reizen Gefallen findet, so würdet Ihr wahrlich von allen andern schweigen."

Die Gevatterin, die ihre Freundin wohl kannte, und sie gern ausforschen wollte, antwortete: „Freundin, Ihr mögt wohl wahr sprechen; aber Mancher würde dieses denn doch nicht so leicht zugeben, wenn man nicht weiß, wen Ihr damit meint."

Das einfältige Ding ließ sich nicht lange fragen, sondern sagte: „Hört, Gevatterin, es soll es zwar Niemand wissen; aber Euch will ich es wohl sagen, daß der Engel Gabriel mein Liebhaber ist, daß er mich mehr als sich selbst liebt, und hält mich, wie er sagt, für das schönste Weib in der Welt und überall."

Der Gevatterin war das Lachen sehr nahe; doch hielt sie sich, um sie noch mehr schwatzen zu hören. „Bei Gott, Frau Lisetta! (sprach sie) wenn der Engel Gabriel Euer Liebhaber ist und Euch so was sagt, so muß es wohl wahr sein; aber ich hätte nie gedacht, daß die Engel sich mit solchen Dingen bemengten."

„Da irrt Ihr Euch, Gevatterin (sprach Lisetta). Bei den Wunden Jesu! er versteht's besser, als mein Mann, und er sagt mir, daß sie's dort oben auch thun; weil ich ihm aber besser gefalle, als irgend eine im Himmel, so kömmt er recht oft zu mir; versteht ihr mich?"

Wie die Gevatterin von Frau Lisetta Abschied nahm, konnte sie die Zeit kaum erwarten, bis sie Jemand fand, dem sie alles wieder sagen konnte; und am nächsten Feiertage erzählte sie es laut in einer großen Gesellschaft von Weibern. Diese sagten es wieder ihren Männern und andern Frauen, so daß in weniger als zwei Tagen die Geschichte in ganz Venedig bekannt ward. Unter denen, welchen sie zu Ohren kam, waren auch Lisetta's Schwäger, welche sich in der Stille vornahmen, den Engel kennen zu lernen, und zu versuchen, ob er auch fliegen könnte, weswegen sie ihm

einige Abende nach einander aufpaßten. Zufälligerweise hatte auch Bruder Alberto etwas von dem Gerüchte vernommen, und begab sich eines Abends zu Lisetta, um sie deswegen zur Rede zu stellen. Kaum hatte er Flügel und Kleider abgelegt, so waren auch ihre Schwäger, die ihn hatten kommen sehen, an der Kammerthüre, und im Begriffe, sie aufzusprengen. Bruder Alberto, der das Geräusch hörte, und ahnete, was es zu bedeuten hätte, öffnete ein Fenster, welches nach dem großen Canal*) hinausging, und sprang hinab in das Meer. Da er Tiefe genug hatte, und ein guter Schwimmer war, so kam er ohne Schaden hinüber nach der andern Seite, wo er eine Hausthüre offen fand, in welche er sich flüchtete, und einen ehrlichen Mann, der ihm entgegen kam, um Gottes willen bat, ihm das Leben zu retten, indem er ihm eine Fabel erzählte, warum er nackend und zu solcher Stunde sich dort befände. Der gute Mensch erbarmte sich über ihn, und da er schon früh etwas zu beschicken hatte, so räumte er ihm sein Bett ein, und hieß ihm, darin liegen zu bleiben, bis er wieder käme.

Unterdessen waren Lisetta's Schwäger in ihre Kammer gekommen, und hatten gefunden, daß der Engel Gabriel davon geflogen war, aber die Flügel im Stiche gelassen hatte, worüber sie sich ärgerten, und das Weibchen, nachdem sie ihr die bittersten Vorwürfe gemacht hatten, ganz trostlos verließen, und das Geräth des Erzengels mit sich nach Hause nahmen. Es war inzwischen Tag geworden, und wie der gute Mann, der den Bruder Alberto bei sich beherbergt hatte, auf Rialto**) vernahm, daß der Engel Gabriel in der vergangenen Nacht bei Frau Lisetta zum Besuch gewesen, und wie er in Gefahr gerathen wäre, von ihren Schwägern ertappt zu werden, vor Furcht in den Canal gesprungen sei, und sich noch nicht wiedergefunden habe: so kam er auf den Gedanken, daß er ihn vermuthlich bei sich in seinem Hause hätte. Er kehrte also zurück, brachte seinen Gast zum Geständniß, und brachte es nach einigem Wortwechsel dahin, daß er ihm fünfzig Ducaten geben mußte, damit er ihn nicht den Schwägern auslieferte. Wie Bruder Alberto hiernächst auf Mittel sann, weiter zu entkommen, sagte sein Wirth zu ihm: „Ich weiß nur ein einziges Mittel,

---

*) Der Canal maggiore ist ein Arm des Adriatischen Meeres, welcher in der Gestalt eines umgekehrten S Venedig in zwei Theile theilt.

**) Rialto ist bekanntlich der Name der großen Brücke, die mitten über den Canal maggiore geht, und des Platzes, wo sich alle Kaufleute und Geschäftsleute versammeln.

und es kommt darauf an, ob Ihr Euch dazu entschließen könnt. Wir haben heute ein Volksfest, bei welchem man Menschen als Bären, wilde Männer u. s. w. verkleidet, aufzuführen, und hernach eine Hetze zu geben pflegt. Sobald der Spaß vorbei ist, geht ein Jeder mit demjenigen, den er zur Schau geführt hat, wohin er will. Wollt Ihr, ehe man Euch hier sucht, Euch auf eine oder andere Art von mir dahin führen lassen, so kann ich Euch hernach bringen, wohin Ihr wollt: denn die Schwäger der Dame, die Euch in dieser Gegend vermuthen, lassen allenthalben aufpassen, um Euch habhaft zu werden."

So schwer es dem Bruder Alberto auch ankam, in einem solchen Aufzuge zu erscheinen, so trieb ihn doch die Furcht vor Lisetta's Verwandten, sich den Handel gefallen zu lassen; er sagte also seinem Wirth, wohin er ihn bringen sollte, und überließ ihm die Art und Weise. Dieser beschmierte ihn erst mit Honig, und bedeckte ihn hernach mit Flaumfedern, legte ihm eine Kette um den Hals, that ihm eine Maske vor, gab ihm eine große Keule in die Hand, und ließ ihn an der andern ein Paar große Bullenbeißer führen, die er von einem Fleischer borgte. Darauf schickte er Jemand nach Rialto, und ließ ausrufen: wer den Engel Gabriel sehen wollte, der sollte nach dem Sanct Markus-Platze kommen; und das war venezianische Ehrlichkeit. Wie dieses geschehen war, machte er sich mit ihm auf den Weg, und ließ ihn an der Kette vor sich hingehen. Unter einem großen Zulauf von Menschen, die beständig riefen: „Was ist das? was giebts da?" führte er ihn nach dem Marktplatze, wo die Menschen, die ihm nachgefolgt waren, und diejenigen, welche der Ausruf auf Rialto herangelockt hatte, eine ungeheure Masse ausmachten. Hier band er seinen wilden Mann an einem hohen hervorragenden Orte an einen Pfahl, und stellte sich, als ginge er hin, um die Hetze mit anzusehen, indeß den armen Teufel, der mit Honig eingeschmiert war, die Fliegen und Wespen bis aufs Blut marterten. Wie nun der Platz ganz mit Menschen angefüllt war, ging er zu seinem wilden Mann, als wenn er ihn wieder losmachen wollte; zog ihm aber statt dessen die Maske vom Gesichte, und rief: „Ihr Herren, weil heute der Eber nicht gehetzt wird, und sonst nichts zu thun ist, so will ich Euch den Engel Gabriel zeigen, der des Nachts zur Erde herunter kommt, um den Weibern in Venedig ein Vergnügen zu machen."

Sobald die Maske herunter war, erkannte ein Jeder den Bruder Alberto, und es erhob sich überall ein Geschrei über ihn, und ein Jeder

sagte ihm so viele Schimpfwörter ins Gesicht, als jemals ein Schlemmer hat hören müssen. Ueberdies warf man ihn von allen Seiten mit Koth und Unrath, und dieses dauerte so lange, bis von ungefähr die Brüder in seinem Kloster Nachricht davon bekamen; worauf ein halbes Dutzend von ihnen herbei eilten, ihm eine Kutte umwarfen und ihn losmachten, und ihn nicht ohne ein lärmendes Gefolge nach ihrem Kloster schleppten,' wo sie ihn einkerkerten, und wo er elendiglich soll umgekommen sein.

So ging es diesem Heuchler, der Tugend log und Laster trieb, und dennoch unbescholten blieb, bis er sich unterfing, den Engel Gabriel zu spielen, worüber er auf die Länge zum Wilden gemacht ward und mit verdienter Schmach für seine Lasterthaten büßen mußte. Gott lasse es allen seines Gleichen eben so gehen!"

Dritte Erzählung.

Drei Jünglinge verlieben sich in drei Schwestern, und entführen sie nach Creta. Die älteste Schwester tödtet ihren Liebhaber aus Eifersucht. Die zweite rettet ihre Schwester vom Tode, indem sie sich dem Fürsten der Creter ergibt; weswegen ihr Liebhaber sie auch umbringt, und mit der ältesten Schwester davon geht. Das jüngste Paar wird dieser Mordthat beschuldigt und durch die Folter zum Bekenntniß gezwungen. Wie sie ihren Tod vor Augen sehen, bestechen sie ihre Wache, mit ihnen zu entfliehen; entkommen nach Rhodus, und sterben daselbst in Armuth und Elend.

Wie Filostrato die Geschichte Filomena's bis zu Ende gehört hatte, schwieg er einen Augenblick still und sprach darauf zu ihr: „Das Ende Deiner Erzählung enthielt etwas weniges, das mir gefiel; allein es ging gar zu vieles vorher, das nur zum Lachen geeignet war, und ich hätte lieber gewünscht, daß es nicht so gewesen wäre. Freundin (sprach er darauf zu Lauretta), gieb uns, wenn es sein kann, etwas Besseres."

Lauretta antwortete freundlich: „Ihr seid den Verliebten auch gar zu gram, wenn Ihr ihnen nur ein trauriges Ende gönnt Ich will indessen, Euch zu Gefallen, eine Geschichte von drei Paaren erzählen, welche sämmtlich, nachdem sie von ihrer Liebe nur wenig Freude gehabt hatten, unglücklich umkamen."

„Liebe Mädchen (fuhr sie fort), wir sehen alle Tage Beispiele, daß das Laster seinen eigenen Herrn ins Unglück stürzt, und nicht selten andere

Leute dazu. Der Jähzorn scheint mir aber vor allen eins der schlimmsten zu sein, welche die Menschen antreiben, mit verhängtem Zügel in ihr Verderben zu rennen. Er ist nichts anders, als eine plötzliche und unbesonnene Bewegung, welche durch einen empfundenen Verdruß erregt wird, und welche, indem sie alle Vernunft verbannt und das Auge des Gemüths mit dicker Finsterniß überzieht, die fürchterlichste Wuth in unserer Seele entzündet. Wenn dieses auch bisweilen den Männern wiederfährt, und dem einen mehr, als dem andern, so richtet doch der Zorn bei den Weibern unendlich mehr Unheil an; denn er entzündet sich bei ihnen weit schneller, lodert auf mit hellerer Flamme und reizt sie weit heftiger. Dies kann uns auch nicht wundern, wenn wir betrachten, daß das Feuer die leichten und lockern Gegenstände viel schneller ergreift, als die festen und schweren: und wir sind doch (mit Gunst der Männer sei es gesagt) weit feiner und zarter gebaut, und weit reizbarer, als sie Da wir nun schon von Natur so leicht Feuer fangen; da ferner unsere Sanftmuth und Güte, den Männern, mit welchen es unser Loos ist, zu leben, Ruhe und Glückseligkeit gewähren, unser Zorn und unsere Wuth hingegen nichts als Unglück und Verdruß anrichten; so will ich Euch, damit wir alle unsere Herzen um desto sorgfältiger davor bewahren, die Liebesgeschichte dreier Jünglinge und eben so vieler Mädchen erzählen, deren eine durch ihre eifersüchtige Wuth die Glückseligkeit aller zu Grunde richtete, und sie in das tiefste Unglück stürzte.

„Marseille ist, wie Ihr wohl wissen werdet, eine alte und vortreffliche Stadt an der Seeküste der Provence, doch zählte sie in vorigen Zeiten weit mehr reiche Einwohner und angesehene Kaufleute, als heutiges Tages. Unter diesen befand sich einer, Namens Arnaud Claude, ein Mann von geringer Herkunft, aber ein wohlbeglaubter und redlicher Handelsmann, und dabei unermeßlich reich an Geld und Gütern. Er hatte mit seiner Frau verschiedene Kinder, von welchen die ältesten drei Töchter waren. Zwei von ihnen waren Zwillingsschwestern, fünfzehn Jahr alt, und die dritte von vierzehn Jahren. Um sie zu verheiraten wartete man nur auf die Wiederkehr ihres Vaters, welcher mit Waaren nach Spanien verreiset war. Die zwei ältesten Schwestern hießen Ninette und Madelon, und die jüngste Berthole. Ninette ward von einem jungen adeligen, aber nicht reichen Manne, Namens Restagnon aufs Zärtlichste geliebt, und sie liebte nicht weniger, als er; Beide hatten ihre Maßregeln so schlau genommen, daß sie sich insgeheim ihrer Liebe erfreuten, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr.

Sie hatten schon eine geraume Zeit ungestört geliebt, wie sich zwei andere junge Gesellen, wovon der eine Fouques und der andere Hügues hieß, welchen ihre Väter ansehnliche Reichthümer hinterlassen hatten, der erstere in Madelon und der andere in Berthole verliebten. Wie Restagnon dieses von Ninette erfuhr, machte er sich alsobald Hoffnung, in dem Ueberfluß der andern ein Mittel zu finden, seinem Mangel abzuhelfen, und sein Liebesverständniß zu einem erwünschten Zweck zu führen. Er suchte demnach ihre Bekanntschaft, begleitete bald den einen, bald den andern, bald alle Beide, wenn es sich fügte zu ihren Geliebten und zu der seinigen, und wie er glaubte, sich in ihrer Freundschaft und in ihrem Zutrauen vollkommen festgesetzt zu haben, bat er sie einst zu sich in seine Wohnung und sagte zu ihnen: „Lieben Freunde, unser Umgang wird Euch bereits überzeugt haben, wie sehr ich Euch ergeben bin, und daß ich gern Alles für Euch zu thun bereit bin, was ich nur für mich selbst thun kann. Weil Ihr mir nun so lieb seid, so will ich Euch auch frei entdecken, was mir eingefallen ist, und dann mögt Ihr entscheiden, was für Maßregeln wir gemeinschaftlich nehmen wollen. Wenn Eure Reden nicht lügen, und wenn ich mich in Eurem täglichen Betragen nicht irre, so seid Ihr Beide in Eure Mädchen ebenso aufrichtig verliebt, wie ich in ihre älteste Schwester. Wollt Ihr mit mir gemeinschaftliche Sache machen, so stehe ich Euch dafür, daß ich Euch das süßeste und angenehmste Mittel verschaffen will, Eure Liebe zu krönen. Ihr seid Beide sehr reiche junge Leute; ich aber bin nicht reich. Wenn Ihr nun Eure Schätze zusammenwerfen wolltet, und mich zum dritten Mitbesitzer derselben machen und rathschlagen, in welchem Theile der Welt wir mit unsern Mädchen am vergnügtesten leben könnten, so meine ich es unfehlbar zuwege bringen zu können, daß die drei Schwestern mit einem großen Theile der väterlichen Schätze mit uns gehen, wohin wir wollen, und daß wir wie Brüder, ein Jeder mit seiner Geliebten, vergnügter als irgend einige andere Leute leben können. Es steht nun bei Euch, ob Ihr Euch dieses Glück verschaffen wollt oder nicht."

Wie die beiden äußerst verliebten Jünglinge hörten, daß sie ihre Mädchen haben sollten, dachten sie an keine lange Ueberlegung, sondern sie sagten, wenn dieses gewiß wäre, so wären sie bereit, zu thun was er wünschte. Restagnon hatte kaum diese Antwort erhalten, so nahm er die erste Gelegenheit wahr, Ninette zu sprechen (welches er nicht immer ohne Schwierigkeit erlangen konnte), und nachdem er sich ein wenig mit ihr

unterhalten hatte, eröffnete er ihr den Inhalt seiner Unterredung mit den beiden andern jungen Leuten, und suchte manche Gründe hervor, um ihr den gemachten Entwurf zu empfehlen. Doch es ward ihm nicht schwer, sie zu überreden, da sie noch mehr vor Begierde brannte, sich mit ihm in Freiheit zu sehen, als er selbst. Sie gestand ihm vielmehr gerne, daß ihr der Vorschlag gefiele, und daß ihre Schwester ebenfalls in allen Dingen, und besonders in diesem, ihrer Leitung gerne folgen würden; weswegen sie ihn bat, alles Nöthige zu diesem Behuf nur so schnell, als möglich, in die Wege zu richten.

Wie Restagnon wieder zu seinen Gesellen kam, fand er sie eben so voll Verlangen, seinen Vorschlag in Ausführung zu bringen, und sie freueten sich, wie sie von ihm vernahmen, daß die Sache mit ihren Mädchen in Richtigkeit gebracht wäre. Es ward demnach beschlossen, daß sie Alle nach Creta gehen wollten; sie verkauften deswegen ihre liegenden Gründe, unter dem Vorwande, ihr Geld im Handel anzulegen, und wie sie alle ihre Habseligkeiten zu Gelde gemacht hatten, kauften sie ein leichtes Fahrzeug, welches sie in aller Stille wohl bemannten und bewaffneten, und den Tag der Abreise mit ihren Mädchen verabredeten. Ninette, welche den Wunsch ihrer Schwestern kannte, wußte ihn mit süßen Worten dergestalt anzufachen, und sie für den gemachten Entwurf einzunehmen, daß sie schier fürchteten, den Tag der Ausführung nicht zu erleben. Wie demnach der Abend kam, welcher zur Einschiffung angesetzt war, entwandten die Mädchen aus dem Schatzkasten ihres Vaters eine große Summe an Geld und Kostbarkeiten, womit sie sich alle Drei heimlich aus dem Hause schlichen, und sich, der Abrede gemäß, zu ihren Liebhabern begaben, welche sie erwarteten, und unverzüglich mit ihnen an Bord gingen, die Ruder löseten, und davon fuhren, und nirgends anlegten, bis sie am folgenden Abend Genua erreichten, wo die neuen Liebhaber die ersten Früchte ihrer Liebe ernteten. Nachdem sie die nöthigen Erfrischungen eingenommen hatten, gingen sie weiter von einem Hafen zum andern, bis sie am achten Tage auf Creta ankamen, wo sie schöne und beträchtliche Güter kauften, und sich in der Nachbarschaft von Candia sehr angenehm und prächtig anbaueten, ein großes Gefolge von Dienern, Jägern und Falknern unterhielten, und wie vornehme Standespersonen mit ihren Damen in beständigen Festen und Schmäusen das herrlichste Wohlleben führten.

Wir sehen jedoch täglich, daß dasjenige, was uns am meisten Ver-

gnügen macht, wenn wir es in gar zu großem Uebermaße genießen, uns oft am ersten Ueberdruß verursacht; und so ging es auch dem Restagnon, welcher Ninette sonst äußerlich zärtlich geliebt hatte, jetzt aber, da seinem Genusse nichts mehr im Wege stand, ihrer überdrüssig, und folglich in seinem Betragen gegen sie laulich ward. Dagegen war ihm bei einem gewissen Gastmahle ein schönes und artiges Mädchen von den Töchtern des Landes in die Augen gefallen, um deren Gunst er sich mit allem Eifer bewarb, und ihr zu Ehren große Feste und Feierlichkeiten anstellte; worüber Ninette so eifersüchtig ward, daß sie jeden seiner Schritte beobachtete, und ihn dann mit beständigen Vorwürfen quälte. Sowie aber der gar zu leichte und reichliche Genuß ermüdet, so vermehren die Hindernisse den Reiz der Begierden, und so diente auch Ninette's Eifersucht nur, um bei Restagnon die Flamme seiner neuen Liebe noch heftiger anzuschüren. Ob nun Restagnon in der Folge bei seiner neuen Geliebten wirklich Gehör fand oder nicht, genug, es ward Ninette wenigstens hinterbracht, und sie hielt es für gewiß, worüber sie in große Betrübniß, aus der Betrübniß in Zorn, und zuletzt in solche Wuth gerieth, daß ihre Liebe zu Restagnon sich in den bittersten Haß verwandelte, und daß sie, von ihrer Eifersucht verblendet, sich entschloß, den Schimpf, den sie glaubte von ihm erlitten zu haben, durch seinen Tod zu rächen. Sie bewegte demnach durch Geschenke und Versprechungen eine alte Griechin, die eine Meisterin im Giftmischen war, einen tödtlichen Trank zu bereiten, welchen sie ohne weitere Ueberlegung dem Restagnon, der sich nichts Böses versahe, an einem Abend, wie er erhitzt zu Hause kam und durstig war, zu trinken gab. Das Gift wirkte so schnell, daß er noch vor dem andern Morgen seinen Geist aufgab. Wie Fouques und Hügues und ihre Liebhaberinnen seinen plötzlichen Tod erfuhren, beweinten sie mit Ninette ihren Freund und Schwager, argwöhnten aber nichts von der Vergiftung, und ließen ihn anständig begraben. Allein nicht lange darnach ward die Alte wegen einer andern Uebelthat eingezogen, und bekannte auf der Folter unter mehreren Frevelthaten auch diese, daß sie für Ninette einen Gifttrank bereitet hätte, und so kam auch Ninette's Verbrechen an den Tag. Der Herzog von Candia ließ davon nichts öffentlich verlauten, sondern ließ an einem Abend den Palast der Geschwister in aller Stille besetzen, und Ninette ohne Geräusch und Widerstand aufheben und ins Gefängniß bringen. Diese gestand auch ohne Zwangmittel alles, was der Herzog von der Ursache des Todes ihres Liebhabers zu wissen verlangte.

Fouques und Hügues wurden indessen unter der Hand von dem Herzoge benachrichtigt, aus welcher Ursache er ihre Schwägerin hätte einziehen lassen; sie sagten es auch den beiden Schwestern, und alle wurden darüber aufs Schmerzlichste betrübt, doch wünschten sie sehr, ihre Schwester vom Scheiterhaufen zu retten, welcher ihr wahrscheinlich bevorstand, und welchen sie auch reichlich verdient hatte; allein es schien, daß alle ihre Mühe vergeblich wäre, weil der Herzog darauf bestand, strenge Gerechtigkeit an ihr auszuüben.

Madelon war ein reizendes Geschöpf. Schon längst hatte sie der Herzog mit lüsternen Augen angesehen, aber nie etwas von ihr erlangen können. Jetzt kam sie auf den Gedanken, daß sie vielleicht ihre Schwester vom Feuer erretten könnte, wenn sie seine Liebe begünstigte, und sie ließ ihm demnach unter der Hand Hoffnung machen, daß sie sich ihm ergeben würde, wenn er ihre Schwester auf freien Fuß stellen und ihr selbst unverbrüchliche Verschwiegenheit versprechen wollte. Der Herzog stand lange Zeit bei sich an, ehe er sich entschließen konnte, in den Vertrag zu willigen; doch endlich siegte seine Leidenschaft, und er gab seine Einwilligung. Er ließ demnach mit Madelons Genehmigung den Fouques und Hügues, unter dem Vorwande, sie gerichtlich zu verhören, an einem Abend in Verwahrung bringen, und ließ sich unterdessen heimlich von ihr beherbergen. Ninette hatte er vorher zum Schein in einen Sack thun lassen, als ob sie sollte ersäuft werden; er brachte sie aber insgeheim mit sich zu ihrer Schwester, und schenkte sie dieser zum Lohn für die Nacht. Am folgenden Morgen bat er sie, diese erste Nacht ihres Liebesverständnisses nicht die letzte sein zu lassen und ihre strafbare Schwester in der Stille zu entfernen, damit sie ihm nicht zum Vorwurf gereichen, und damit er nicht gezwungen werden möchte, von neuem mit Strenge gegen sie zu verfahren. Am folgenden Tage wurden Fouques und Hügues wieder entlassen, und man sagte ihnen, Ninette sei gesäckt worden; sie glaubten es auch und gingen nach Hause, um ihre Liebhaberinnen über den Tod ihrer Schwester zu trösten. Allein so vorsichtig Madelon sich auch bemühte, sie verborgen zu halten, so ward sie doch Fouques gewahr und verwunderte sich sehr darüber. Weil er nun schon gehört hatte, daß der Herzog in Madelon verliebt wäre, so schöpfte er Verdacht und fragte sie, wie es zuginge, daß Ninette sich in ihrem Hause befände. Madelon wußte ihm zwar aus dem Stegreif eine lange Fabel darüber zu erzählen; allein er war ihr zu schlau und glaubte kein Wort da-

von, vielmehr drang er noch heftiger in sie, ihm die Wahrheit zu gestehen. Nachdem sie allerlei Ausflüchte vergeblich versucht hatte, gestand sie endlich Alles. Vor Schmerz und Wuth auf einmal außer sich, zog Fouques sein Schwert, achtete nicht ihres Flehens um Gnade, und durchbohrte ihr die Brust. Hierauf ergriff ihn die Furcht vor dem Zorn und der Rache des Herzogs; er ließ also den todten Leichnam liegen, eilte zu Ninette, nahm eine unbefangene Miene an und sagte zu ihr: „Laß Dich augenblicklich von mir nach dem Orte geleiten, welchen Dir Deine Schwester zum Aufenthalte bestimmt hat, damit Du dem Herzoge nicht wieder in die Hände fallest."

Ninette glaubte ihm, ihre Furcht gebot ihr zu eilen, und sie dachte nicht daran, von ihrer Schwester Abschied zu nehmen, indem sie des Abends mit Fouques aus dem Hause ging. Fouques nahm soviel Geld mit, als er in der Geschwindigkeit bei der Hand hatte, welches nicht viel betrug; sie gingen ans Ufer, und bestiegen ein Schiff, und man hat nie erfahren, was weiter aus ihnen geworden ist.

Wie der Morgen anbrach, und Madelon todt gefunden ward, gab es einige Leute, welche aus Neid und Feindschaft gegen Hügues den Herzog sogleich davon benachrichtigten. Dieser Fürst, welcher die Madelon leidenschaftlich geliebt hatte, eilte nach ihrem Hause, und ehe noch Hügues und Berthole wußten, daß Madelon todt, und Fouques mit Ninette entflohen war, ließ er sie Beide ins Gefängniß setzen, und zu dem Bekenntnisse zwingen, daß sie ihrem Schwager behülflich gewesen wären, die Madelon zu ermorden. Da ihnen nun dieses Bekenntniß unfehlbar das Leben kosten mußte, so bestachen sie, nicht ohne viele Mühe, ihre Wächter mit einer Summe Geldes, die sie auf den Nothfall heimlich mitgenommen hatten, mit ihnen zu entwischen. Sie hatten nicht Zeit, das Geringste von dem Ihrigen mitzunehmen, sondern bestiegen nur in der größten Eile ein Boot, und flohen bei Nacht und Nebel nach Rhodus, wo sie in Kummer und Elend nur eine kurze Zeit ihr Leben fristeten.

So brachte Restagnon durch seine ungeziemende Liebe, und Ninette durch ihre Eifersucht sich und die Ihrigen in Jammer und Unglück."

Vierte Erzählung.

Gerbino schlägt sich, wider das Versprechen, welches sein Großvater, der König Guilielmo, dem König von Tunis gegeben hat, mit einem tunesischen Schiffe, um die Tochter des Königs zu entführen. Das Schiffsvolk tödtet die Prinzessin, wofür er sie alle über die Klinge springen läßt; doch wird er selbst deshalb enthauptet.

Lauretta schwieg, und man sagte einander hie und da in der Gesellschaft seine Empfindungen über das traurige Schicksal der Verliebten, indeß einige Ninette's Eifersucht tadelten, und andere wieder dieses und jenes sprachen, bis der König, wie aus einem tiefen Nachdenken erwachend, sein Haupt erhob, und Elisa einen Wink gab, fortzufahren.

Mit Bescheidenheit sprach Elisa: „Groß ist die Menge Derjenigen, meine Freundinnen, welche meinen, daß nur die Augen den feurigen Pfeil entzünden, womit Amor die Herzen verwundet, und verspotten Diejenigen, welche dafür halten, daß man sich auch wohl vom Hörensagen verlieben könnte. Die Geschichte, die ich Euch erzählen will, wird Euch beweisen, daß Jene sich irren; und Ihr werdet Euch dadurch überzeugen, daß das bloße Gerücht nicht nur dieses zuwege bringen, sondern auch zweien Liebenden ein trauriges Ende bereiten konnte.

Guilielmo, welchen die Geschichte als den zweiten König von Sicilien anführt, hatte nur zwei Kinder, einen Sohn Namens Ruggieri, und eine Tochter, Constanza genannt. Ruggieri starb früher als sein Vater, und hinterließ einen Sohn, welcher Gerbino hieß. Sein Großvater ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen, und er ward ein schöner, leutseliger und biederer Jüngling. Sein Ruhm verbreitete sich nicht nur in Sicilien, sondern erscholl auch in vielen andern Ländern, und ward besonders in der Barbarei bekannt, welche damals dem Könige von Sicilien zinsbar war. Unter denen, welchen der Ruhm von Gerbino's großen Vorzügen zu Ohren kam, befand sich die Tochter des Königs von Tunis, welche nach dem Zeugniß eines Jeden, der sie gesehen hatte, nicht nur das schönste, sondern auch das edelmüthigste und liebenswürdigste Geschöpf war, das jemals die Natur hervorbrachte. Da sie gerne von tapfern und biedern Männern reden hörte, so merkte sie auf die rühmlichen Thaten, welche bald Dieser bald Jener von Gerbino erzählte, mit so vielem Wohlgefallen, und dachte mit solcher Wollust daran, daß sie sich ein Bild von

ihm entwarf, und sich so sehr in dieses Geschöpf ihrer Einbildung verliebte, daß sie von Niemand anders lieber sprach oder reden hörte, als von Gerbino.

Von der andern Seite hatte sich der Ruf von ihrer eigenen Schönheit und von ihren herrlichen Tugenden nicht minder allgemein ausgebreitet, und war auch in Sicilien nicht vergeblich dem Prinzen Gerbino zu Ohren gekommen, vielmehr hatte er so viel Wohlgefallen daran gefunden, daß er nicht weniger für die Prinzessin eingenommen war, als sie für ihn. Er ward demnach über alle Maße begierig, sie zu sehen, und indem er nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, seinen Großvater um die Erlaubniß zu bitten, nach Tunis zu gehen, gab er einem jeden seiner Freunde, welcher dahin ging, den Auftrag, ihr mit guter Manier seine geheimen Wünsche und seine große Liebe zu erkennen zu geben, und ihm wieder von ihr Nachricht zu bringen. Einem von ihnen gelang es, diesen Auftrag sehr geschickt auszurichten, indem er ihr, als ein Kaufmann verkleidet, allerlei Frauenzimmerschmuck anbot, und dabei Gelegenheit nahm, ihr die Liebe des Prinzen zu entdecken, und ihr zu versichern, daß er, und alles was er vermöchte, ihr ganz zu Gebote stände.

Sie empfing die Botschaft und den Abgesandten mit Freuden, gab ihm zur Antwort, daß sie nicht minder zärtlich gegen den Prinzen gesinnt wäre, und schickte ihm zum Beweise eins von ihren liebsten Kleinoden zum Geschenk.

Gerbino war so entzückt über diese Antwort, wie über den Empfang des theuersten Geschenks von der Welt; er schrieb noch oft an die Prinzessin mit eben demselben Boten, sandte ihr manches köstliche Geschenk, und knüpfte mit ihr ein gewisses Verständniß an, daß sie einander sehen und sprechen wollten, wenn das Glück ihnen dazu eine günstige Gelegenheit darböte.

Weil es sich aber damit, zum nicht geringen Mißbehagen der Prinzessin und des eben so zärtlichen Gerbino, ein wenig zu sehr in die Länge verzog, so begab es sich unterdessen, daß der König von Tunis seine Tochter dem Könige von Granada zur Gemahlin versprach, worüber sie sich außerordentlich grämte; weil sie dadurch nicht nur weit von ihrem Liebhaber entfernt, sondern ihm auch auf immer entrissen ward, und wenn sie nur ein Mittel gewußt hätte, so wäre sie gerne, um dieses zu verhüten, von ihrem Vater geflohen, um sich dem Gerbino in die Arme zu werfen.

Gerbino ward ebenfalls äußerst bestürzt über die Nachricht von dieser Vermählung, und sann oft ernstlich auf Mittel, die Prinzessin mit Gewalt zu entführen, im Fall sie zur See zu ihrem künftigen Gemahle reisen sollte.

Der König von Tunis erfuhr inzwischen etwas von diesem Liebesverständniß und von den Absichten des Gerbino, und da er seine Tapferkeit kannte, und Gewalt befürchtete, so gab er, wie die Zeit der Abreise seiner Tochter kam, Nachricht davon an den König Guilielmo, und bat um Sicherheit, daß weder Gerbino, noch irgend ein Anderer, ihre Reise stören sollte.

Der König Guilielmo, der ein alter Herr war, und von der Liebe seines Enkels nichts wußte, ließ sich nichts von einer solchen Ursache träumen, weswegen man diese Sicherheit von ihm verlangte. Er bewilligte sie demnach ohne Schwierigkeit, und schickte dem Könige von Tunis seinen Handschuh darüber zum Pfande. Wie dieser das Pfand in den Händen hatte, ließ er ein großes prächtiges Schiff im Hafen von Carthago ausrüsten, und es mit allem versehen, was zur Bequemlichkeit derjenigen dienen konnte, welche damit abreisen sollte. Indeß alle diese großen Anstalten gemacht wurden, und man nur noch auf guten Wind wartete, hatte die junge Prinzessin, die das alles sah und hörte, insgeheim einen ihrer Diener nach Palermo gesandt, und ihm befohlen, den schönen Gerbino von ihr zu grüßen, und ihm zu sagen: sie ginge in einigen Tagen nach Granada ab, und jetzt wäre es Zeit, zu zeigen, ob er so tapfer wäre, wie man von ihm rühmte, und ob er sie so aufrichtig liebte, wie er ihr oft hätte versichern lassen. Der Bote richtete seinen Auftrag pünktlich aus, und kam zurück nach Tunis.

Wie Gerbino diese Botschaft erhielt, und wußte, daß sein Großvater dem Könige von Tunis sein Wort gegeben hatte, wußte er sich nicht zu rathen; doch da der Sporn der Liebe ihn trieb, und die Worte der Prinzessin ihn aufforderten, und da er sich nicht der Feigheit verdächtig machen wollte, so ging er nach Messina, ließ daselbst in aller Eile zwei leichte Galeeren ausrüsten, bemannte sie mit tapfern Leuten, und kreuzte damit jenseits Sardinien, um das Schiff der Prinzessin aufzufangen. Er hatte auch noch nicht lange gewartet, wie das Schiff mit einem schwachen Lüftchen angesegelt kam. So bald er es erblickte, rief er seinen Gefährten zu: „Meine Freunde, wenn Ihr die tapfern Männer seid, wofür ich Euch halte, so wird auch wohl keiner unter Euch sein, der nicht liebt, oder geliebt hat,

denn ich glaube, daß kein Sterblicher ohne die Liebe zu etwas Großem und Gutem fähig ist; und wenn Ihr verliebt gewesen seid oder seid es noch, so könnt Ihr Euch leicht meine Wünsche erklären. Ich liebe, und die Liebe bewog mich, Euch diese Mühe zu verursachen; der Gegenstand meiner Zärtlichkeit befindet sich auf dem Schiffe, welches uns dort entgegen kommt, und außer diesem, der mir am meisten am Herzen liegt, ist es auch noch mit großen Schätzen beladen, die Ihr, wenn Ihr tapfer seid, mit leichter Mühe erobern könnt. Ich begehre für meinen Antheil an der Beute nichts weiter, als ein einziges Frauenzimmer, um dessentwillen ich allein die Waffen ergriffen habe, alles Uebrige bleibt Euch meinetwegen von Stunde an gänzlich überlassen. Frisch auf denn, laßt uns auf gutes Glück das Schiff angreifen, der Himmel selbst begünstigt unsere Unternehmung, und versagt Jenen den Wind, damit sie uns nicht entkommen."

Der schöne Gerbino hätte bei weitem so viele Worte nicht nöthig gehabt, denn seine Messinesen waren begierig genug auf den Raub, um von selbst zu dem Werke Lust zu bezeigen, wozu er sie mit seiner Rede aufmunterte. Sie antworteten ihm mit einem lauten Geschrei des Beifalls, stießen in die Trompeten, griffen zu den Waffen, und ruderten fröhlich nach dem Schiffe zu. Wie die Mannschaft desselben die Galeeren gewahr ward, und fand, daß es unmöglich war, zu entfliehen, rüstete sie sich zur Gegenwehr. Wie Gerbino sich ihnen näherte, ließ er ihnen zurufen, sie sollten ihren Befehlshaber zu ihm an Bord kommen lassen, wenn sie sich nicht mit ihm schlagen wollten. Die Sarazenen, welche sahen, mit wem sie es zu thun hatten, antworteten: man könne sie nicht angreifen, ohne das Wort des Königes Guilielmo zu brechen, und sie zeigten deswegen seinen Handschuh vor, indem sie zugleich erklärten, daß sie ohne zu fechten, weder sich selbst ergeben, noch irgend etwas, das sich am Bord ihres Schiffes befände, ausliefern würden.

Gerbino, der indessen von dem Verdeck seiner Galeere die reizende Prinzessin erblickt, und sie noch weit schöner gefunden hatte, als er sie sich dachte, ward dadurch noch mehr entflammt, und sprach, indem man ihm den Handschuh zeigte: „Hier ist nicht die Rede von einer Falkenjagd, wobei man Handschuhe nöthig hat. Gebt die Prinzessin heraus, oder macht Euch fertig zum Gefecht."

Nun säumte man nicht länger, einander mit Pfeilen und Steinen zu beschießen, und lange ward die mörderische Schlacht mit großem Verlust

an beiden Seiten fortgesetzt. Wie Gerbino endlich fand, daß das Ferngefecht ihm nichts fruchtete, ließ er ein Boot aussetzen, das er aus Sardinien mitgebracht hatte, und ließ es an das feindliche Schiff befestigen und in Brand stecken, indeß er befahl, seine beiden Galeeren mit ihren Enterhaken sich an die Seiten desselben anzuklammern. Wie die Sarazenen dieses sahen, und daß ihnen nichts anders übrig blieb, als sich zu ergeben oder zu sterben, brachten sie die Prinzessin, welche in Thränen schwamm, auf das Verdeck, führten sie nach dem Vorderkastell, und riefen den Gerbino; und obgleich sie mit heißen Thränen um Schonung bat, so mordeten sie sie dennoch vor seinen Augen, und riefen ihm zu, indem sie ihren Leichnam in's Meer warfen: „Da, nimm sie hin, so wie wir sie Dir geben dürfen, und wie Deine Treulosigkeit es verdient!"

Gerbino wünschte nur den Tod, wie er ein Zeuge dieser Grausamkeit war, weder Pfeile noch Steine konnten ihn jetzt aufhalten, Trotz der Menge der Feinde, die ihm widerstand, in das feindliche Schiff zu dringen; und so wie der grimmige Löwe, wenn er unter die wehrlose Heerde sprengt, mit Zahn und Kralle bald hier, bald dort um sich würgt, und eher seine Wuth als seinen Hunger zu sättigen sucht, so würgte Gerbino mit dem Schwert in der Hand die Türken nieder, und indem die Flamme in dem Schiffe schon anfing um sich zu greifen, ließ er seine Leute rauben und plündern, was sie konnten, und bestieg nach diesem traurigen Siege über seine Feinde wieder sein eigenes Schiff. Den Leichnam der Prinzessin ließ er auffischen, weinte über sie häufige Thränen, und wie er in Sicilien wieder landete, ließ er sie auf Ustica, einer kleinen Insel, Trapani fast gegenüber, feierlich zur Erde bestatten, worauf er höchst betrübt sich wieder nach Hause begab.

Wie der König von Tunis dieses erfuhr, schickte er Abgesandte in Trauerkleidern zum Könige Guilielmo, die sich beschweren mußten, daß man ihrem Herrn so übel Wort gehalten hätte, und dem Könige den ganzen Vorfall mit allen Umständen erzählten. Der alte König ward darüber sehr bekümmert, allein ihm blieb kein Mittel übrig, die Genugthuung zu versagen, die man von ihm forderte. Er ließ demnach seinen Enkel in Verhaft bringen, und obwohl unter seinen Baronen kein einziger war, der nicht um Gnade für ihn bat, so sprach er ihm doch selbst das Todesurtheil, und ließ ihn vor seinen Augen enthaupten, weil er lieber seinen einzigen Enkel verlieren, als treulos und wortbrüchig scheinen wollte.

So starben die beiden Liebenden in wenigen Tagen nach einander eines schmerzlichen Todes, ohne die geringste Frucht ihrer Liebe genossen zu haben.“

Fünfte Erzählung.

Lisabetta's Brüder morden ihren Liebhaber. Er erscheint ihr im Traume, und sagt ihr, wo sie seinen Leichnam verscharrt haben. Sie gräbt heimlich sein Haupt aus und verbirgt es in einem Blumentopfe, über welchem sie täglich eine volle Stunde weint. Wie ihre Brüder ihr auch diesen wegnehmen, stirbt sie bald darauf vor Schmerz.

Wie Elissa ihre Erzählung geendigt, und der König ihr einige Lobsprüche darüber ertheilt hatte, ward Filomena aufgefordert, weiter zu erzählen. Gerührt von Mitleiden mit dem unglücklichen Gerbino und seiner Geliebten, zollte sie ihnen einen theilnehmenden Seufzer, und sagte:

„Meine Geschichte, holde Gespielinnen, betrifft keine so vornehme Personen, wie diejenigen, von welchen Elissa uns erzählt hat; allein sie ist vielleicht darum nicht weniger rührend. Messina, dessen eben erst erwähnt ward, bringt sie mir ins Gedächtniß, weil sie sich dort zugetragen hat.

Es waren nämlich in Messina drei Brüder, die Söhne eines bemittelten Kaufmanns aus San Gimignano, welche ihr Vater in sehr guten Umständen nachgelassen hatte. Diese hatten eine Schwester, Namen Lisabetta, ein junges, schönes und wohlerzogenes Mädchen, an deren Verheiratung sie aber (es sei aus welcher Ursache es wolle) nicht dachten. In einem ihrer Kramladen diente ein junger Mann aus Pisa, Namens Lorenzo, welcher alle ihre Geschäfte leitete und ausrichtete. Da er ein schöner, angenehmer, junger Mann war, und Lisabetta ihn täglich vor Augen hatte, so fand sie allmälig einen großen Gefallen an ihm; und wie Lorenzo dieses bei einigen Gelegenheiten bemerkte, so gab er ebenfalls alle seine anderen Liebeshändel auf, und fing an, seine Gedanken auf Lisabetta allein zu richten. Da sie nun einander an beiden Seiten gefielen, so währte es nicht lange, bis sie sich gegenseitig ihre Wünsche und Neigungen eröffneten und ihr angefangenes Liebesverständniß zum Vergnügen beider Theile eine geraume Zeit lang fortsetzten. Weil sie aber dabei nicht vorsichtig genug zu Werke gingen, so traf es sich eines Abends, indem Lisabetta zu ihrem Lorenzo in sein Zimmer ging, daß der älteste Bruder (unbemerkt von ihr)

es gewahr ward. So sehr ihn dieses auch verdroß, so war er doch klug genug, sich nichts merken zu lassen, daß er sie belauscht hatte, sondern er wartete den andern Morgen ruhig ab, und überlegte indessen die Maßregeln, die er nehmen wollte. Des andern Morgens früh erzählte er seinem Bruder, was er des Abends zuvor entdeckt hatte, und nach langer Berathschlagung beschlossen sie einmüthig, um sich selbst und ihre Schwester nicht in Schimpf zu bringen, daß sie still schweigen und sich stellen wollten, als ob sie nichts gesehen oder bemerkt hätten, bis sie eine bequeme Gelegenheit fänden, ohne Geräusch und Gefahr ihre Schande auszulöschen, ehe die Sachen zu weit gingen. Indessen verbargen sie ihre Absicht, stellten sich in ihren Reden und in ihrem Betragen gegen Lorenzo immer so freundlich, wie sonst, und auf diese Weise gaben sie einst auch vor, sie wollten sich in Gesellschaft mit ihm außer der Stadt ein Vergnügen machen. Indem sie ihn nun an einen einsamen Ort lockten, und ihre Gelegenheit sahen, schlugen sie ihn todt, und verscharrten ihn an einem Orte, wo ihn Niemand finden konnte. Wie sie in die Stadt zurück kamen, gaben sie vor, sie hätten ihn in ihren Geschäften auf Reisen geschickt, und dieses fand um desto leichter Glauben, da sie ihn oft umher zu verschicken pflegten. Wie er aber in langer Zeit nicht wieder kam, und Lisabetta ihre Brüder oft und angelegentlich nach ihm fragte, weil seine Abwesenheit ihr zu lange dauerte, gab ihr einst einer von ihnen zur Antwort: „Was soll das bedeuten? Was geht Lorenzo Dich an, daß Du Dich so oft nach ihm erkundigst? Wo Du noch einmal nach ihm fragst, so werden wir Dir antworten, wie sichs gebührt."

Das Mädchen ward darüber äußerst traurig; doch da sie nichts damit ausrichten konnte, so unterließ sie, ferner nach ihm zu fragen; allein sie pflegte ihn oft des Nachts zärtlich zu rufen, und ihn zu sich zu wünschen; oft schwamm sie in Thränen, klagte Stunden lang um ihn, und harrete beständig, ohne eine frohe Stunde zu genießen. Einst, wie sie in der Nacht bitterlich darüber weinte, daß ihr Lorenzo nicht wieder kam, und wie sie endlich unter vielen Thränen einschlief, erschien er ihr im Traume, blaß und verstört, mit zerrissenen und vermoderten Kleidern, und es schien ihr, als ob er zu ihr sagte: „Ach Lisabetta! Du thust nichts, als mich zu rufen, und Dich über meine lange Abwesenheit zu bekümmern, und mich deswegen mit Deinen Thränen anzuklagen. Wisse demnach, daß ich nie wiederkommen kann; denn an dem Tage, da wir das letzte Mal einander sahen, haben Deine eigenen Brüder mich erschlagen." Er beschrieb ihr auch den Ort, wo

sie ihn verscharrt hätten, und bat sie, ihn nicht mehr zu rufen, und nicht auf ihn zu warten; worauf er verschwand.

Sie erwachte und glaubte an die Erscheinung. Wie sie des Morgens aufstand, wagte sie es nicht, ihren Brüdern etwas darüber zu sagen; allein sie nahm sich vor, nach dem angezeigten Orte zu gehen, und zu sehen, ob dasjenige, was sie im Traume vernommen hatte, sich wirklich so verhielte. Sobald sie sich demnach Erlaubniß verschaffen konnte, sich außer der Stadt ein wenig zu erholen, ging sie mit einer vertrauten Magd, welche um ihr Geheimniß wußte und die Verliebten oft bei einander gesehen hatte, nach der bezeichneten Stelle, wo sie ein wenig dürres Laub wegräumten, unter welchem sie an der lockersten Stelle anfingen zu graben. Sie waren noch nicht sehr tief in die Erde gekommen, wie sie schon den Leichnam des unglücklichen Lorenzo fanden, welchen die Fäulniß noch nicht sehr entstellt hatte. Lisabetta fand demnach die Wahrheit der Erscheinung bestätigt, und wollte vor Schmerz darüber vergehen. Da sie mit Thränen nichts ausrichten konnte, so hätte sie wenigstens gewünscht, den Leichnam ganz fortbringen zu können, um ihm ein anständigeres Begräbniß zu verschaffen. Weil aber auch dieses nicht möglich war, so trennte sie mit einem Messer das Haupt von dem Rumpfe, wickelte es in ein Tuch und ließ es ihre Magd in der Schürze tragen, worauf sie den Leichnam wieder mit Erde bedeckten, und ohne daß Jemand etwas davon gemerkt hätte, wieder nach Hause gingen. Hier vergoß Lisabetta zuerst in ihrer Kammer so viele und heiße Thränen über dem Haupte, daß sie es ganz damit badete, indem sie es zugleich mit tausend zärtlichen Küssen bedeckte. Darauf nahm sie einen großen schönen Topf, in welchen man Majoran oder Basilicum zu pflanzen pflegt, wickelte den Kopf in ein kostbares Tuch, und legte ihn hinein, bedeckte ihn mit Erde, und pflanzte darin eine Staude von dem schönsten salernitanischen Basilicum, welche sie mit nichts begoß, als mit Rosen- und Pomeranzenwasser, und mit ihren eigenen Thränen. Bei diesem Topfe pflegte sie beständig zu sitzen, und ihre Blicke daran zu weiden, als an demjenigen Behältniß, welches ihren Lorenzo umschloß. Oft, wenn sie ihn lange betrachtet hatte, vergoß sie über ihn so häufige Thränen, daß sie die ganze Staude damit benetzte. Da sie dieses oft und lange wiederholte und die Erde überdies von dem verwesenden Kopfe gedüngt ward, so wuchs die Staude so schön und üppig heran, daß sie den herrlichsten Wohlgeruch verbreitete.

Weil sich Lisabetta immer so viel mit dem Topfe beschäftigte, so

wurden dieses die Nachbarn oft gewahr, und entdeckten den Brüdern (die sich sehr darüber verwunderten, daß ihre Schönheit so dahin schwand, und daß ihr die Augen oft wie aus dem Kopfe geschwollen waren), was sie bemerkt hätten, und was Lisabetta sich täglich zum Geschäft machte. Wie die Brüder dieses erfuhren und es wahr befanden, mahnten sie ihre Schwester einige Mal davon ab, und wie dieses nichts half, ließen sie ihr einst den Topf heimlich wegnehmen. Wie sie ihn vermißte, bat sie mehr als einmal inständig, man möchte ihn ihr wiedergeben, und wie sie dieses nicht erhalten konnte, hörte sie nicht auf zu weinen und zu klagen, bis sie darüber krank ward, und auch während ihrer Krankheit seufzte sie nur immer nach ihrem Topfe.

Die Brüder, welche die Ursache davon nicht begreifen konnten, wurden neugierig zu wissen, was in dem Topfe verborgen wäre. Wie sie die Erde wegräumten, fanden sie das Tuch, und in demselben den Kopf, der noch nicht so völlig verweset war, daß sie ihn nicht an den krausen Locken für den Kopf des Lorenzo erkannt hätten. Sie erschraken darüber und fürchteten, die Sache möchte ruchbar werden. Sie verscharrten den Kopf, und eilten Messina zu verlassen und das Ihrige auf die Seite zu schaffen, womit sie nach Neapel flüchteten. Lisabetta hörte indessen nicht auf zu weinen und ihren Basilicum zu fordern, bis sie vor Kummer starb; und so nahm ihre unglückliche Liebe ein Ende.

Nach einiger Zeit erfuhren viele Leute diese Geschichte und es ward dadurch Jemand veranlaßt, das Lied zu dichten, das man noch heutiges Tages so oft singen hört:

Wer war der Barbar mit dem Herzen von Stahl,
Der mir mein Salerner Basilicum stahl?"

Sechste Erzählung.

Andreola liebt den Gabriotto. Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt hat, und er sagt ihr wieder, was ihm geträumt habe; worauf er plötzlich in ihren Armen stirbt. Indem sie mit Hülfe ihrer Magd seinen Leichnam nach seinem Hause schaffen will, werden sie Beide von der Wache angehalten. Sie erzählt dem Stadtrichter den ganzen Verlauf der Sache, und widersteht darauf seinen ungebührlichen Anmuthungen. Ihr Vater erfährt ihr Schicksal und bewirkt ihre Befreiung, indem ihre Unschuld erwiesen wird. Sie entsagt darauf allem Umgang mit der Welt und geht in ein Kloster.

Filomena's Erzählung war den Frauenzimmern sehr willkommen, weil sie das angeführte Lied oft gehört, aber nie die Veranlassung dazu erfahren hatten. Wie der König vernahm, daß die Geschichte zu Ende war, trug er dem Pamfilo auf, der Ordnung zu folgen.

Pamfilo sagte: „Der Traum, von welchem in der vorigen Geschichte die Rede war, erinnert mich an eine andere, in welcher zwei Träume vorkommen. So wie aber jener eine bereits geschehene Sache andeutete, so waren diese eine Vorbedeutung einer zukünftigen, und kaum hatten sie sich die Personen einander mitgetheilt, welche sie gehabt hatten, so gingen sie auch beide in Erfüllung. Ich muß Euch indessen sagen, meine liebenswürdigen Schönen, daß es einem jeden lebendigen Menschen oft widerfährt, verschiedene Dinge im Traume zu sehen, die ihm, so lange er schläft, lauter Wirklichkeiten zu sein scheinen, die er aber beim Erwachen bald für wahr, bald für wahrscheinlich, bald für leer und unbedeutend hält, wiewohl einige davon wirklich zu Zeiten eintreffen. Daher giebt es denn auch Viele, die in einen jeden Traum so viel Glauben setzen, als in Dinge, welche sie wachend sahen, und die sich über jeden ihrer Träume freuen oder betrüben, nachdem er ihnen Furcht oder Hoffnung einflößt. Dagegen sind wieder andere, die sich an keinen einzigen Traum kehren, bis sie in derjenigen Gefahr umkommen, wovor er sie warnte. Ich kann weder das eine, noch das andere billigen, weil ich glaube, daß die Träume zwar nicht alle wahr sind, aber auch nicht alle trügen. Daß sie nicht alle wahr sind, das hat wohl schon ein Jeder von uns mehr als einmal erfahren. Daß sie jedoch auch nicht alle trügen, das haben wir bereits aus Filomena's Erzählung erfahren, und ich denke, wie gesagt, durch die meinige Euch noch mehr davon zu überführen. Denn ich glaube, wer recht denkt und tugendhaft handelt, der braucht sich vor keinem Traume zu scheuen, und sich dadurch von seinem

guten Vorsatz abschrecken zu lassen. In unrechten und sträflichen Dingen aber soll man sich durch keine Träume täuschen lassen, die einen guten Ausgang zu versprechen scheinen, und dem Träumer lauter angenehme Dinge vorspiegeln; sondern man darf sich nur gewiß das Gegentheil dabei denken. Doch laßt uns zu unserer Geschichte kommen:

In Brescia war ein angesehener Mann, Namens Messer' Negro da Ponte Carrero, welcher verschiedene Kinder und unter andern eine sehr schöne, noch unverheiratete Tochter, Namens Andreola, hatte, die sich zufälligerweise in einen ihrer Nachbarn verliebte, der Gabriotto hieß, und zwar von geringer Herkunft war, aber von löblichen Sitten, und dabei schön und liebenswürdig von Gestalt. Mit Beihülfe einer Magd wußte sie nicht nur dem Gabriotto ihre Liebe zu erkennen zu geben, sondern es auch so einzurichten, daß er sie in einem schönen Garten ihres Vaters zu ihrem beiderseitigen Vergnügen mehr als einmal sprechen konnte, und damit nichts als der Tod ihre glückliche Verbindung trennen möchte, so wurden sie insgeheim Mann und Weib. Indem sie nun von Zeit zu Zeit ihre verstohlnen Zusammenkünfte fortsetzten, traf es sich einmal, daß Andreola im Traume sich mit Gabriotto in dem Garten zu befinden und ihn voll beiderseitiger Wonne zu umarmen glaubte. Plötzlich schien es ihr, daß etwas Dunkles und Schreckliches aus seinem Leibe hervorginge, dessen Gestalt sie nicht erkennen konnte, welches den Gabriotto ergriff, und alles ihres Sträubens ungeachtet ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Armen entriß. Sie empfand darüber einen so heftigen Schmerz, daß sie davon erwachte, und wiewohl sie sich freuete, daß es nur ein Traum gewesen war, so verursachte dieser Traum ihr doch einige Besorgniß. Wie demnach Gabriotto am folgenden Abend wünschte, sie zu besuchen, gab sie sich alle Mühe, ihn abzuhalten, zu ihr zu kommen; weil er aber so sehr darauf bestand, daß sie fürchten mußte, er würde etwas Unrechtes argwöhnen, wenn sie sich seinem Willen widersetzte, so empfing sie ihn des Abends in ihrem Garten, woselbst sie, weil es in der Rosenzeit war, eine Menge rother und weißer Rosen pflückten, und sich darauf miteinander neben einem schönem krystallhellen Brunnen lagerten. Nachdem sie dort eine geraume Zeit in frohem Genusse verweilt hatten, fragte Gabriotto sie nach der Ursache, weswegen sie ihm diese Zusammenkunft hätte versagen wollen. Sie erzählte ihm darauf den Traum, den sie in der vergangenen Nacht gehabt hatte, und die Besorgniß, welchen sie deswegen empfunden habe. Gabriotto lachte darüber, und

behauptete, es wäre eine große Thorheit, an Träume zu glauben, weil sie blos von zu vielem Ueberfluß oder Mangel an Speise und Trank herrührten, und weil man täglich sähe, daß sie lauter nichtige Dinge wären. „Wenn ich (fuhr er fort) auf jeden Traum achten wollte, so wäre ich selbst heute nicht zu Dir gekommen, und zwar nicht um Deines Traums willen, sondern wegen eines andern, den ich ebenfalls in der vorigen Nacht geträumt habe. Ich glaubte mich nämlich in einem schönen und anmuthigen Walde zu befinden, und indem ich daselbst jagte, fing ich ein Reh, daß so schön und niedlich war, als ich irgend eines gesehen hatte; es war weiß wie der Schnee, und gewöhnte sich in kurzer Zeit so sehr an mich, daß es mir nicht von der Seite kam; dabei war es mir so lieb geworden, daß ich, um es nie zu verlieren, ihm ein goldenes Halsband umgethan hatte, mit einer goldenen Kette, an welcher ich es beständig führte. Wie dieses Reh hernach einmal neben mir lag und seinen Kopf in meinen Schooß gelegt hatte, schien es mir, als wenn eine kohlschwarze Windhündin (ich weiß nicht woher) heißhungrig, und schrecklich anzusehen, auf mich zugesprungen kam, welche mir die Schnauze an die linke Brust setzte, mir bis an das Herz in den Busen nagte, es heraus riß und damit fortlief, welches mich so greulich schmerzte, daß ich davon erwachte, und den Augenblick mit der Hand nach meiner Seite fühlte, ob daselbst etwas Böses befindlich wäre. Wie ich aber nichts fand, lachte ich über mich selbst, daß ich darnach gesucht hatte. Allein was hat das auf sich! Ich habe dergleichen Träume, und noch wohl schrecklicher, schon oft gehabt, und mir ist darum nichts mehr, noch weniger geschehen: laß es also nur gut sein, und laß uns die Zeit zu unserm Vergnügen anwenden."

War das junge Weibchen bereits über ihren eigenen Traum erschrocken, so erschrack sie jetzt noch mehr, wie sie dieses hörte; doch um ihrem Gabriotto keinen Unmuth zu verursachen, gab sie sich alle Mühe, ihre Furcht zu verbergen. Obwohl sie ihn demnach einmal über das andere mit anscheinender Heiterkeit zärtlich umarmte, so konnte sie sich dennoch nicht enthalten, eine gewisse Unruhe zu empfinden, die sie sich selbst nicht erklären konnte, und von Zeit zu Zeit, öfter als sie gewöhnt war, bald ihm ins Gesicht zu sehen, bald um sich her zu schauen, ob nicht etwas sich näherte. Mit einem Mal stieß Gabriotto einen tiefen Seufzer aus, schmiegte sich an sie, und rief: „O Weh, meine Theuerste! Hilf mir, ich sterbe." Mit diesen Worten sank er nieder auf den Rasen.

Aeußerst erschrocken empfing ihn Andreola in ihrem Schooße, und fragte mit Thränen: „Was ist Dir, mein Geliebter?" Allein Gabriotto gab keine Antwort; der Todesschweiß trat ihm vor die Stirne, er athmete nur noch einmal auf, und verschied. Wie heftig sein plötzlicher Tod die junge Frau bewegte, die ihn mehr als sich selbst liebte, das kann man sich leicht denken. Sie weinte bitterlich, und rief ihn mehr als einmal; allein vergeblich. Nachdem sie ihn am ganzen Leibe befühlt, und ihn überall kalt und erstarrt gefunden hatte, konnte sie seinen Tod nicht länger bezweifeln, und nun wußte sie sich weder zu rathen, noch zu helfen. Mit verweinten Augen eilte sie, ihre vertraute Magd zu rufen, und klagte ihr ihre Noth und ihren Schmerz, und nachdem sie Beide eine Zeit lang über dem erblaßten Antlitze des Gabriotto geweint hatten, sagte die junge Frau zu ihrer Magd: „Ich mag nicht länger leben, nachdem mir der Tod meinen einzigen Geliebten geraubt hat; doch ehe ich die Hand an mich selbst lege, wünschte ich, daß wir ein Mittel finden könnten, meine Ehre und das Geheimniß meiner Liebe in Sicherheit zu stellen, und diesem Leichnam, dessen geliebter Geist entflohen ist, zum Begräbniß zu verhelfen."

„Gott verhüte, mein Töchterchen (versetzte die Magd), daß Du Dich um's Leben brächtest! denn nachdem Du Deinen Geliebten in dieser Welt verloren hast, so würde er auch in jener für Dich ewig verloren sein, wenn Du zur Mörderin an Dir selbst würdest; denn Du würdest zur Verdammniß fahren, wohin seine Seele gewiß nicht gegangen ist, weil er ein guter Jüngling war. Du solltest lieber suchen, Dich zu trösten, und durch Gebete und gute Werke seiner Seele beizustehen, wenn er dessen vielleicht wegen einiger Sünden bedürfte. Zu seinem Begräbniß ist leicht Rath zu schaffen. Wir können ihn entweder hier im Garten begraben, und Niemand wird etwas davon erfahren, weil kein Mensch weiß, daß er jemals hierher gekommen ist; oder wenn Dir das nicht gefällt: so laß uns ihn vor den Garten hinaustragen, wo man ihn morgen früh wohl finden, und ihn nach Hause tragen wird, damit die Seinigen ihn zur Erde bestatten."

So tief betrübt die junge Wittwe war, und so wenig sie aufhören konnte zu weinen, so war sie doch aufmerksam auf die Ermahnung ihrer Magd. Der erste Theil derselben wollte ihr nicht in den Sinn, und auf den zweiten gab sie zur Antwort: „Das verhüte der Himmel, daß ich zugeben sollte, daß mein Geliebter und Gemahl wie ein Hund verscharrt, oder auf die Straße hinausgeworfen würde! Meine Thränen sind über ihn geflossen,

und so viel an mir liegt, will ich dazu beitragen, daß auch die Thränen seiner Verwandten ihm fließen sollen; ich weiß auch schon, wie wir es anfangen wollen."

Sie schickte darauf sogleich ihre Magd nach einem seidenen Gewande, das sie in ihrem Kasten hatte; dieses breitete sie auf die Erde und legte den Leichnam darauf, legte ihm ein Ohrkissen unter das Haupt, und nachdem sie ihm Mund und Augen zugedrückt, ihm einen Kranz von Rosen aufgesetzt, und ihn mit den übrigen gepflückten Rosen bestreuet hatte, sprach sie zu der Magd: „Von hier bis nach seiner Hausthüre ist der Weg nicht lang; darum wollen wir beiden, so bald wir ihn gehörig eingewickelt haben, ihn dahin tragen, und ihn vor seiner Schwelle niederlegen. Der Tag ist nicht mehr fern; dann wird man ihn finden, und so wenig tröstlich dieses für seine Verwandten sein wird, so ist es doch für mich beruhigend, in deren Armen er gestorben ist."

Mit diesen Worten beugte sie sich noch einmal über das Antlitz des Todten, und badete es lange Zeit mit ihren Thränen. Mehr als einmal mußte die Magd sie erinnern, daß es schon anfing zu tagen; endlich richtete sie sich wieder auf, zog den Ring von ihrem Finger, der sie mit Gabriotto vermählt hatte, und sprach mit Thränen, indem sie ihn an den seinigen steckte: „Theuerster Gemahl! wenn Dein Geist mich noch umschwebt, und meine Thränen sieht, oder wenn dem Leibe, nachdem die Seele entflohen ist, noch einige Empfindungen übrig bleiben, so empfange mit Wohlgefallen dies letzte Geschenk von derjenigen, die Du in Deinem Leben so sehr geliebt hast." Indem sie dieses sprach, sank sie ohnmächtig auf den Leichnam hin, und wie sie sich ein wenig wieder erholte, hob sie mit Hülfe ihrer Magd das Tuch auf, worin er gewickelt war, und nahm ihren Weg aus dem Garten nach seinem Hause. Der Zufall wollte, daß ihnen von ungefähr die Wächter begegneten, welche den todten Leichnam bei ihnen fanden, und sie anhielten. Andreola, welche sich den Tod mehr, als das Leben wünschte, und die Wächter erkannte, sprach mit Entschlossenheit: „Ich sehe wohl, wer Ihr seid, und daß ich umsonst versuchen würde, Euch zu entfliehen; ich bin bereit, mit Euch zu gehen, und mich vor Gericht zu stellen, um von diesem Vorfalle Rechenschaft zu geben: doch keiner von Euch unterstehe sich, da ich Euch willig folge, Hand an mich zu legen, oder etwas an diesem Leichnam zu berühren, wenn er nicht will, daß ich ihn verklagen soll." Die Wächter gehorchten, und führten sie nach dem Richthause, ohne sie, oder den Leichnam anzutasten

Der Richter stand auf, ließ Andreola in sein Zimmer kommen, und verhörte sie sehr umständlich, und nachdem auch die Aerzte den Leichnam besichtigt, und untersucht hatten, ob er nicht durch Gift umgekommen wäre, verneinten sie solches, und erklärten, daß ihm ein Blutgefäß nahe am Herzen zersprungen sei, welches ihn erstickt habe. Wie der Richter vernahm, daß man ihr wenig, oder nichts zur Last legen könnte, wollte er sich dennoch das Ansehn geben, daß er ihr eine Gunst erwiese, indem er ihr nur bloße Gerechtigkeit widerfahren ließ, und wollte ihr dagegen anmuthen, ihre Freiheit von ihm auf Kosten ihrer Tugend zu erkaufen. Sie wies aber seine Anmuthung mit Verachtung ab, und wie er darauf wider alles Recht und Billigkeit Gewalt brauchen wollte, lieh ihr gerechter Zorn ihr männliche Kräfte, und sie vertheidigte ihre Ehre gegen ihn, indem sie ihm zugleich mit schmählichen Worten seine Niederträchtigkeit vorwarf.

Indessen brach der Tag an; Messer' Negro erfuhr alles, eilte höchst betrübt mit vielen seiner Freunde nach dem Richthause, beschwerte sich über das Verfahren gegen seine Tochter, und verlangte sie zurück. Der Stadtrichter, welcher lieber mit guter Manier selbst eingestehen wollte, daß er Gewalt versucht hätte, als die Anklage der jungen Wittwe abwarten, erhob ihre Tugend und Standhaftigkeit mit vielen Lobsprüchen, und gestand, daß er beide auf die stärkste Probe gesetzt habe, um sie zu prüfen; ihr standhaftes Betragen habe ihn demnach so sehr zur Liebe bewogen, daß er sie, wenn ihr Vater und sie selbst nichts dawider hätten, gerne zur Gemahlin nehmen würde, obwohl sie die Wittwe eines Mannes von geringem Stande wäre. Indem davon gesprochen ward, erblickte Andreola ihren Vater, eilte ihm mit Thränen entgegen, und sagte: „Mein Vater, ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, Euch die Geschichte meiner Unbesonnenheit und meines Unglücks zu erzählen; denn gewiß habt Ihr schon alles gehört und erfahren. Ich bitte Euch demnach, mir meinen Fehler zu verzeihen, daß ich ohne Euer Vorwissen denjenigen zu meinem Gemahl machte, den ich über alles liebte. Indem ich diese Verzeihung von Euch begehre, wünsche ich damit nicht, mein Leben zu fristen, sondern nur als Eure Tochter, und nicht als eine Euch Verhaßte aus der Welt zu scheiden."

Mit diesen Worten fiel sie ihm weinend zu Füßen. Messer' Negro, der schon sehr bei Jahren, und von Natur ein liebreicher gutmüthiger Mann war, weinte selbst über ihre Worte, und sprach zu ihr, indem er mit nassen Augen sie aufhob: „Meine Tochter, es wäre mir freilich unendlich lieber

gewesen, wenn Du einen Mann nach meinem Herzen genommen hättest, oder wenn Du ja Deiner eigenen Wahl folgen wolltest, so hätte ich mir auch das gefallen lassen; darum muß es mich schmerzen, daß Du mir Deine Wünsche verschwiegen, und mir so wenig Zutrauen bewiesen hast. Doch da die Sachen nun einmal so stehen, so will ich dasjenige, was ich für Deinen Gatten in seinem Leben gerne gethan hätte, noch jetzt im Tode an ihm thun; daß ich ihn nämlich liebe und ehre, als meinen Schwiegersohn."

Er wandte sich hierauf an seine Kinder und Verwandten, und befahl ihnen, dem Gabriotto ein ehrenvolles Leichenbegängniß zu halten. Unterdessen waren auch die Verwandten und Freundinnen des Verstorbenen, und fast alle Männer und Weiber der Stadt herbei gekommen. Man stellte deswegen den Leichnam auf dem Hofe aus, in dem Tuche, worin Andreola ihn gewickelt, und bedeckt mit allen Rosen, womit sie ihn bestreuet hatte, und es beweinten und beklagten ihn nicht nur die Frauenzimmer, die mit ihm verwandt waren, sondern fast alle Weiber, und manche Männer in der Stadt, und er ward nicht wie ein gemeiner Mann, sondern wie ein vornehmer Herr, von den angesehensten Bürgern der Stadt aus dem Schloßhofe zu Grabe getragen.

Nach einiger Zeit warb der Stadtrichter auf's Neue um Andreola, und ihr Vater unterstützte seinen Antrag bei ihr. Allein sie wollte von nichts hören, und da ihr Vater sie bei ihrem Willen ließ, so ging sie nebst ihrer Magd in ein Kloster, welches wegen der Frömmigkeit seiner Bewohnerinnen berühmt war. Hier lebten sie noch lange Zeit als Nonnen in frommer Eingezogenheit."

Siebente Erzählung.

Simona und Pasquino lieben einander. Sie gehen zusammen in einen Garten, woselbst Pasquino sich die Zähne mit einem Blatte Salbei reibt und plötzlich stirbt. Simona wird darauf eingezogen, und indem sie dem Richter erklären will, auf welche Art Pasquino ums Leben gekommen sei, reibt sie ein Blatt von derselben Staude an ihre Zähne und stirbt auf der Stelle.

Pamfilo war mit seiner Erzählung fertig; der König ließ sich nicht merken, daß er Mitleiden mit Andreola hatte, sondern er gab nur durch einen Wink Emilie zu verstehen, daß es ihm lieb sein würde, wenn sie die

angefangene Unterhaltung fortsetzte. Sie begann unverzüglich: „Liebe Gespielinnen! Pamfilo's Geschichte gibt mir Anlaß, Euch eine andere zu erzählen, die inzwischen mit der seinigen weiter nichts gemein hat, als daß Andreola ihren Geliebten in einem Garten verlor, welches auch das Schicksal derjenigen war, von welcher ich Euch erzählen will, und daß diese Letztere, gleich Andreola, vor Gericht gezogen ward, aus dessen Händen sie aber weder List noch Kunst, sondern nur ihr plötzlicher Tod befreiete. Was man uns auch hier bereits vormals gesagt hat, daß nämlich Amor zwar am liebsten in den Palästen der Großen wohnt, daß er aber dennoch nicht verschmäht, in den Hütten der Armen zu herrschen, sondern daß er auch in diesen bisweilen seine Gewalt fühlen läßt, so wie er sich als der mächtigste Herrscher in jenen furchtbar macht; dieses wird ebenfalls, zwar nicht als Hauptsache, aber doch beiläufig aus meiner Erzählung erhellen, in welcher ich Euch wieder nach unserer Vaterstadt zurückführen will, von deren Ringmauern wir uns eine Zeit lang ziemlich weit entfernt, und andere Weltgegenden durchstrichen haben, um uns von verschiedenen Dingen auf mancherlei Art zu unterhalten.

In Florenz war nämlich vor nicht gar langer Zeit ein junges Mädchen, welches nach ihrer Art ziemlich hübsch und artig war, eines armen Mannes Tochter, Namens Simona, und obwohl sie ihr Brot mit ihren Händen verdienen, und sich mit Wollspinnen nähren mußte, so war sie doch nicht so kleinmüthig dabei, daß sie es nicht gewagt hätte, den kleinen blinden Schützen in ihr Herz aufzunehmen, der schon seit einiger Zeit, in der Gestalt eines Jünglings von gleichem Gehalt und Stande, welcher ihr von Zeit zu Zeit Wolle zum Spinnen von seinem Herrn zu bringen pflegte, bei ihr angeklopft hatte. Kaum hatte sie ihn, unter dem gefälligen Bilde des Jünglings, der sie liebte, und sich Pasquino nannte, in ihr Herz eingelassen, so wuchs zwar ihr Wunsch, aber nicht ihr Muth, weiter zu gehen. Bei jedem Faden, den sie spann, bei jeder Flocke Wolle, die sie um ihren Rocken legte, entfuhren ihr tausend Seufzer, die ärger als Feuer brannten, indem sie sich an Denjenigen erinnerte, der ihr die Wolle gebracht hatte. Dieser ward an seiner Seite immer geschäftiger, nachzusehen, ob die Wolle seines Herrn auch fleißig gesponnen würde, und er bekümmerte sich mehr um Simona's Gespinnst, als um alle übrigen, als wenn von dem ihrigen das ganze Gewebe allein abhinge. Wie nun der Eine beständig mahnte, und die Andere sich immer gerne mochte mahnen lassen, so folgte

daraus, daß der Eine immer dreister ward, und daß die Andere von ihrer Schüchternheit immer mehr nachließ, bis ihre gegenseitige Sehnsucht sie völlig miteinander verband. Die Freuden der Liebe behagten auch Beiden so wohl, daß es von keiner Seite einer Aufforderung bedurfte, sondern daß Jeder dem Andern immer auf halbem Wege entgegen kam. Indem nun ihr Vergnügen von Tage zu Tage fortdauerte, und mit jedem Tage sich mehr erhöhte, drang einst Pasquino in Simona, daß sie mit ihm nach einem Garten gehen sollte, wo sie ohne lästige Späher in völliger Freiheit miteinander sein könnten. Simona war damit zufrieden, und gab gegen ihren Vater an einem Sonntag Nachmittag vor, daß sie nach Sanct Gallen gehen und Ablaß holen wollte; sie ging aber statt dessen mit einer Freundin, Namens Lagina, nach dem Garten, wohin Pasquino sie bestellt hatte. Hier fand sie ihren Liebhaber mit einem seiner Mitgesellen, der Puccino hieß, den man aber gewöhnlich den Stramba*) zu nennen pflegte, und weil sich hier zwischen dem Stramba und der Lagina eine neue Liebschaft entspann, so hatte sie Gelegenheit, mit ihrem Pasquino an einer Seite des Gartens ihrem Vergnügen nachzugehen, indeß das andere Paar sich einen andern Ort wählte. In demjenigen Theile des Gartens, wohin sich Pasquino und Simona begaben, stand ein großer und üppiger Bult von der schönsten Salbei, neben welchem sie sich lagerten, und nachdem sie sich eine geraume Zeit dem Vergnügen überlassen, und Vieles miteinander von der Vesperkost geschwatzt hatten, welche sie in der ruhigen Stille des Gartens erquicken sollte, brach Pasquino ein Blatt von der Salbei ab, rieb es an die Zähne, und versicherte Simona die Salbei wäre das beste und bequemste Mittel, die Zähne gesund zu erhalten. Wie er sich ein wenig den Mund gerieben hatte, fing er wieder an, von ihrer Vesperkost und von andern Dingen zu sprechen; allein er hatte kaum angefangen zu reden, so verwandelte sich sein ganzes Gesicht, bald darauf verging ihm das Sehen und Reden, und es währte nicht lange, so war er todt. Simona erschrak, und fing an zu weinen und zu schreien, und den Stramba und die Lagina zu rufen. Diese eilten herbei, und wie sie den Pasquino nicht nur todt, sondern ganz aufgeschwollen, und im Gesicht und überall voll blauer Flecken fanden, rief Stramba auf einmal: „Ha! Du böses Weibsbild hast ihn vergiftet," und machte zugleich einen

*) Stramba ist ein Strick von Haidekraut.

Lärm, daß alle Nachbaren es hörten. Diese wurden durch den Lärm herbeigezogen, und wie sie den Pasquino todt und aufgeschwollen fanden, und hörten, daß Stramba darüber wehklagte und Simona beschuldigte, daß sie ihn vergiftet hätte, glaubten sie, daß es sich so verhielte, zumal da Simona vor Schmerz über den Verlust ihres Geliebten und vor Erstaunen so sehr außer sich war, daß sie nicht ein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen konnte. Man versicherte sich also ihrer Person, und führte sie nach dem Hause des Stadtvogts. Hier ward sie von dem Stramba, Atticciato, Malagevole und andern Mitgesellen des Pasquino, welche dazu gekommen waren, mit Erbitterung angeklagt; der Richter nahm die Sache unverzüglich vor, und da er nicht begreifen konnte, was dem jungen Mädchen Anlaß zu einer solchen Frevelthat könnte gegeben haben, sondern sie vielmehr für unschuldig hielt, so entschloß er sich, in ihrer Gegenwart den Leichnam zu besichtigen, und die Umstände genauer zu untersuchen, die ihm ihre Reden nicht begreiflich genug machten. Er ließ sie demnach ohne Getümmel nach dem Orte führen, wo der Leichnam des Pasquino noch lag, und wie ein Faß geschwollen war, worüber er erstaunte, und Simona fragte, wie das zugegangen wäre. Sie ging hin zu der Salbeistaude, beschrieb den Vorgang mit allen Umständen, und um dem Richter recht begreiflich zu machen, wie sich die Sache verhielte, machte sie es wie Pasquino, und rieb sich die Zähne mit einem Blatte von der Salbei. Indeß nun Stramba, Atticciato und die andern Freunde und Gesellen des Pasquino dem Richter versicherten, daß dies alles nur Possenspiel wäre, und nichts weniger forderten als Feuer und Schwert, um Simona's Bosheit zu bestrafen, ward das arme Mädchen (überwältigt von dem Schmerz über den Verlust ihres Liebhabers, von der Furcht vor der Strafe, welche Stramba und seine Gesellen forderten, und von dem Gift der Salbei) von denselben Zufällen ergriffen, welche den Pasquino vorhin betroffen hatten, zum großen Erstaunen aller Anwesenden.

O Ihr glücklichen Seelen, die Ihr an einem Tage das Ziel Eurer innigen Liebe und Eures sterblichen Lebens erreichtet! Noch glücklicher Ihr, wofern Ihr zusammen an einen Ort gelanget! ja über alles glücklich, wofern man auch in jenem Leben noch liebt, und Ihr fortfahret Euch einander so zu lieben, wie hier! am glücklichsten aber Du, Seele Simona's, die Du dem Urtheil der kurzsichtigen Sterblichen entgingest! Das Schicksal

gab es nicht zu, daß das Zeugniß eines Atticciato, oder eines Malagevole wider Dich entschiede, die vielleicht Wollenkrätzer oder noch gemeinere Leute waren, sondern es bahnte Dir einen ehrenvolleren Weg, indem es Dich mit Deinem Geliebten einerlei Todes sterben ließ, und Dich ihrer Lästerung entzog, um Dich der Seele Deines geliebten Pasquino wieder zuzuführen.

Der Richter und alle Anwesenden erstaunten über diesen Vorfall, und wußten nicht, womit sie ihn sich erklären sollten. Endlich besann sich der Richter, und sagte: „Es scheint wohl, daß diese Salbei giftig sein muß, wiewohl man das sonst nicht findet. Damit aber künftig Niemand dadurch zu Schaden komme, so muß man sie ausgraben und verbrennen. Dieses ließ der Eigenthümer des Gartens sogleich in Gegenwart des Richters bewerkstelligen, und kaum hatte man die Staude ausgerissen, so fand man die Ursache des Todes der beiden unglücklichen Verliebten. Eine ungeheure Kröte lag unter der Salbei verborgen, welche mit ihrem Hauche die ganze Pflanze vergiftet hatte. Niemand wollte es wagen, ihr nahe zu kommen, sondern man legte rings um sie her einen großen Haufen dürres Reisig, und verbrannte sie sammt der Salbeistaude.

So endigte sich das Verhör des Richters wegen des Todes des Pasquino. Er und seine Simona wurden von Stramba, Atticciato, Guccio Imbratta und Malagevole*) nach der Kirche von Sanct Paul getragen, wo sie eingepfarrt waren, und daselbst zur Erde bestattet."

Achte Erzählung.

Girolamo ist in Salvestra verliebt. Seine Mutter dringt in ihn, nach Paris zu reisen. Er kommt zurück, und wie er seine Geliebte verheiratet findet, schleicht er sich heimlich in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite; und indem man in der Kirche sein Leichenbegängniß hält, stirbt auch Salvestra über seinem Leichnam.

Emiliens Geschichte war zu Ende, und Neifile begann auf Befehl des Königs folgendermaßen: „Ich glaube, meine lieben Freundinnen,

*) Atticciato, der Dickwanst, Guccio Imbratta, das dumme Schwein, Malagevole, der Plumpe; lauter Beinamen, welche die gemeinen Leute sich einander zu geben pflegen.

einige Leute, die sich einbilden, mehr zu wissen, als andere Menschen, wissen im Grunde weniger, daher suchen sie nicht nur dem Willen anderer Leute, sondern auch der Natur der Dinge selbst, ihre Weisheit entgegen zu setzen; ein Vorwitz, wodurch schon manches Unheil ist angerichtet, aber noch nie etwas Gutes gestiftet worden. Weil nun von allen Dingen in der Natur die Liebe am wenigsten sich durch Ueberredung und Widerstreben bezwingen läßt, indem sie von solcher Beschaffenheit ist, daß sie eher sich selbst verzehren, als sich durch List und Kunst austreiben lassen wird, so bin ich auf den Einfall gekommen, Euch von einer Frau zu erzählen, welche klüger sein wollte als es sich für sie gebührte, und als es sich mit der Sache vertragen konnte, an welcher sie ihren Scharfsinn versuchen, und eine Liebe ausrotten wollte, die vielleicht das Schicksal selbst eingegeben hatte, wodurch sie ihren Sohn zugleich um seine Liebschaft und ums Leben brachte.

Es war nämlich einmal, wie unsere Alten sagen, ein sehr angesehener und reicher Kaufmann in dieser Stadt, Namens Lionardo Sighieri, welcher mit seiner Frau einen Sohn hatte, welchen er Girolamo nannte, nach dessen Geburt er bald darauf sein Haus bestellte und starb. Die Vormünder und die Mutter des Knaben setzten indessen die Geschäfte treulich und fleißig fort. Wie der Knabe mit andern Kindern in der Nachbarschaft heranwuchs, fand er das meiste Vergnügen an dem Umgange eines kleinen Mädchens von seinem Alter, welches die Tochter eines Schneiders war. Dieser Umgang verwandelte sich mit den Jahren in eine so zärtliche und heftige Liebe, daß Girolamo sich nicht glücklich fühlte, wenn er nicht bei ihr war, und wirklich liebte das Mädchen ihn nicht weniger, als sie von ihm geliebt ward. Die Mutter des Knaben, welche dieß bisweilen bemerkte, gab ihm deswegen manchen Verweis und manche Züchtigung, wie aber Girolamo dennoch nicht von ihr ablassen konnte, beklagte sie sich darüber gegen seine Vormünder, und weil sie vermuthlich glaubte, das Geld machte den Mann, so sagte sie: „Dieser Knabe, der kaum vierzehn Jahr alt ist, hat sich dermaßen in das Schneidermädchen Salvestra vernarrt, daß er sie wohl gar einmal heimlich zur Frau nimmt, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen schaffen, und das würde mich ewig ärgern, oder er grämt sich dereinst das Herz ab, wenn sie an einen Andern verheiratet wird. Um Beides zu verhüten, glaube ich, daß Ihr wohl thun würdet, wenn Ihr ihn in Handlungsgeschäften ziemlich weit von hier entferntet, denn wenn er sie nur nicht täglich vor Augen hat, so wird er sie nach und nach vergessen,

und dann können wir ihm ein Mädchen von guter Herkunft zur Frau geben.

Die Vormünder gaben ihr Recht, und versprachen, ihr Bestes zu thun. Sie ließen den Knaben zu sich rufen, und einer von ihnen sprach sehr liebreich zu ihm: „Mein Sohn, Du fängst an, heran zu wachsen, und es wäre gut, wenn Du lerntest selbst ein wenig nach Deinen Sachen zu sehen. Es würde uns folglich lieb sein, wenn Du auf einige Zeit nach Paris gingest, wo Du einen großen Theil Deines Vermögens im Umlauf finden, und überdieß dort mehr Gelegenheit haben wirst, als hier, Deine Sitten zu verfeinern und zu verbessern, wenn Du mit den Vornehmen und Adeligen umgehst und Dich nach ihnen bildest, und kömmst dann wieder zu uns."

Der Knabe hörte aufmerksam zu, gab aber zur Antwort, er wollte nicht, denn er glaubte eben so gut in Florenz fortkommen zu können, als andere Leute.

Die Vormünder suchten zwar alle Gründe hervor, um ihn zu bewegen; wie sie aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnten, sagten sie es der Mutter, welche sich heftig darüber erzürnte; nicht deswegen, daß er nicht nach Paris gehen wollte, sondern weil sie alles auf die Rechnung seiner Liebe schrieb. Sie machte ihn daher erst heftig herunter, änderte aber nachher ihre Sprache, und bat ihn mit guten und liebreichen Worten, ihr zu Gefallen dasjenige zu thun, was seine Vormünder verlangten; und sie wußte ihn so gut zu überreden, daß er endlich einwilligte, auf ein Jahr (aber nicht auf längere Zeit) nach Paris zu gehen. Er ging also mit der zärtlichsten Liebe im Herzen dahin ab, und man wußte unter mancherlei Vorwand ihn zwei volle Jahre daselbst hinzuhalten. Endlich aber, wie er noch verliebter als jemals wieder zu Hause kam, fand er seine Salvestra an einen jungen Mann verheirathet, der ein Zeltmacher war, welches ihn außerordentlich schmerzte. Weil er aber sahe, daß es nicht mehr zu ändern war, versuchte er, sich zufrieden zu geben, und nachdem er ihre Wohnung ausfindig gemacht hatte, fing er an (wie verliebte Jünglinge pflegen), fleißig bei ihr vorüber zu gehen, weil er sich schmeichelte, ihr eben so unvergeßlich geblieben zu sein, als sie ihm war; allein die Sache verhielt sich anders. Sie dachte so wenig an ihn, als wenn sie ihn nie gekannt hätte, oder wenn sie sich seiner noch erinnerte, so ließ sie ihn wenigstens nichts davon merken. Dieß ward der Jüngling in kurzer Zeit gewahr, und es verdroß ihn nicht wenig. Er gab sich indessen alle ersinnliche Mühe, sich wieder bei ihr in Er-

innerung zu bringen, und wie er fand, daß alles nicht helfen wollte, nahm er sich vor, sie selbst zu sprechen, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Nachdem er sich in dieser Absicht bei einem ihrer Nachbaren nach der inneren Einrichtung ihres Hauses erkundigt hatte, schlich er sich einst am Abend, wie sie mit ihrem Manne zu einem Freunde in ihrer Nachbarschaft eingeladen war, in ihr Haus, und verbarg sich hinter einigen ausgespannten Zelttüchern, wo er wartete, bis die jungen Eheleute zu Hause kamen. Wie sie zurückgekommen und zu Bette gegangen waren, und wie er merkte, daß der junge Mann schon fest schlief, ging er an die andere Seite des Betts, wo er die Salvestra sich niederlegen gesehen hatte. Er legte ihr die Hand auf die Brust, und fragte leise: „Schläfst Du schon, Salvestra?“

Sie war noch nicht eingeschlafen, und war im Begriff zu schreien, allein er kam ihr zuvor, indem er sagte: „Um Gotteswillen werde nicht laut, ich bin Dein Girolamo.“

Zitternd vor Schrecken gab sie ihm zur Antwort: „Um des Himmelswillen, Girolamo, entferne Dich. Die Zeiten sind vorbei, da wir als unschuldige Kinder einander lieben durften. Aber Du siehst, jetzt bin ich Weib, und es geziemt mir nicht, einem Andern als meinem Ehemann, Gehör zu geben. Ich beschwöre Dich deswegen bei Gott, Dich zu entfernen, denn wenn mein Mann Dich vernähme, und es entstände auch sonst kein Unheil daraus, so wäre unser Hausfriede auf immer gestört, da wir doch jetzt ruhig und vergnügt mit einander leben.“

Diese Worte drohten dem Jünglinge das Herz abzustoßen, indem er an ihre vorige Liebe gedachte, die sich an seiner Seite im geringsten nicht vermindert hatte. Er bat, er flehte, er versprach, allein er konnte mit den größesten Verheißungen nichts von ihr erlangen, so daß er sich endlich den Tod wünschte, und sie flehentlich bat, ihm zum Lohn für seine große Liebe nur die einzige Wohlthat zu gewähren, da er vor Kälte ganz erstarrt wäre, indem er auf sie gewartet hätte, daß er sich nur wenige Augenblicke an ihrer Seite niederlegen dürfte, um sich wieder zu erwärmen; er versprach dabei auf's Heiligste, weder ein Wort zu sprechen, noch sie anzurühren, und wieder davon zu gehen, so bald er sich nur ein wenig erholt hätte.

Salvestra, die sich des Mitleidens nicht enthalten konnte, ließ es zu. Er legte sich also neben ihr nieder, ohne sie zu berühren, vertiefte sich in Gedanken an seine langwierige und beständige Liebe zu ihr, und an ihre jetzige Unempfindlichkeit, und nahm sich vor, zu sterben. Er hielt deswegen den

Athem so lange an sich, bis er, ohne einen Laut von sich zu geben, die Hände krampfhaft zusammenzog, und verschied.

Wie er eine geraume Zeit gelegen hatte, verwunderte sich Salvestra, daß er so stille lag, und weil sie befürchtete, ihr Mann möchte erwachen, so fragte sie den Girolamo leise, warum er noch nicht wieder fortginge. Weil er nicht antwortete, glaubte sie, er wäre eingeschlafen, und streckte demnach die Hand aus, um ihn aufzuwecken. Indem sie ihn berührte, fühlte sie, daß er eiskalt war, worauf sie anfing, ihn stärker zu rütteln, bis sie sich endlich überzeugte, daß er gestorben wäre. Sie ward darüber so bestürzt, daß sie eine Zeit lang nicht wußte, was sie anfangen sollte. Endlich kam sie auf den Einfall, ihrem Manne den Vorfall verdeckterweise zu erzählen, um zu hören, was er dazu sagen würde. Sie weckte ihn demnach, und trug ihm die Begebenheit so vor, als ob sie sich mit einer andern Frau zugetragen hätte, und fragte ihn, was er wohl thun würde, wenn ihr selbst dergleichen begegnete. Der ehrliche Mann antwortete: seiner Meinung nach müsse man den Todten in der Stille nach seinem Hause schaffen, und ihn dort seinem Schicksal überlassen, ohne der Frau, die allem Anschein nach nichts dafür könnte, deswegen das Geringste zur Last zu legen.

„Dann ist die Reihe an uns, dieses zu thun,“ antwortete die junge Frau, indem sie zugleich ihres Mannes Hand nahm, und ihn den todten Leichnam fühlen ließ. Dieser sprang erschrocken auf, zündete ein Licht an, und ohne mit seiner Frau viel Redens zu machen, nahm er den Leichnam auf die Achsel, trug ihn mit dem Bewußtsein seiner Unschuld nach seinem Hause, und ließ ihn daselbst vor der Thüre liegen. Wie es Tag ward, und man ihn todt vor der Hausthüre liegen sah, gab es einen großen Lärm und Gewinsel, besonders von Seiten seiner Mutter. Man besah und untersuchte den Leichnam allenthalben, und wie man weder Wunde noch Quetschung an ihm fand, erklärten die Aerzte, er müsse vor Gram gestorben sein, wie er auch wirklich war.

Die Leiche ward nunmehr nach einer Kirche gebracht, wohin sich die Mutter mit einem zahlreichen Gefolge von Freundinnen und Nachbarinnen begab, um ihn (wie es bei uns gebräuchlich ist) laut zu beweinen und zu beklagen. Indem nun seinetwegen eine außerordentliche Wehklage gehalten ward, sprach der ehrliche Zeltmacher, in dessen Hause er gestorben war, zu seiner Frau: „Wirf doch Deinen Schleier um, und geh' einmal nach der Kirche, wohin man den Girolamo gebracht hat; mische Dich unter die

Trauerweiber, und höre zu, was man von der Begebenheit urtheilt. Ich will indessen unter das Mannsvolk gehen; so hören wir doch, ob man nicht etwas von uns afterredet."

Die junge Frau, welche sich zu spät vom Mitleiden gerührt fühlte, war damit zufrieden; denn sie selbst wünschte nunmehr denjenigen im Tode zu sehen, den sie lebend nicht einmal mit einem Kusse hatte laben wollen: sie ging also dahin.

Es ist wunderbar, wenn man betrachtet, wie schwer es ist, den mächtigen Wirkungen der Liebe auf die Spur zu kommen. Dasselbige Herz, welches dem Girolamo in seinen glücklichen Tagen verschlossen blieb, öffnete sich wieder, wie es ihm unglücklich ging, und erregte bei Salvestra das innigste Mitleiden, wie sie sein erblaßtes Antlitz gewahr ward. Sie hatte, in ihren Schleier gehüllt, sich durch die Reihen der Trauerweiber hindurch gedrängt, bis sie zu seinem Leichnam gelangt war. Mit einem lauten Schrei stürzte sie auf ihn hin, nicht um ihn mit ihren Thränen zu baden, sondern leblos vor Schmerz, wie er selbst, lag sie da, eine Leiche, wie ihr Girolamo. Die Weiber, welche nicht wußten, wer sie war, suchten sie zu trösten, und baten sie, sich aufzurichten. Wie sie sich aber nicht rührte, versuchten sie, sie aufzuheben; allein sie fanden sie unbeweglich, und wie sie sie aufhoben, entdeckten sie auf einmal, daß es Salvestra, und daß sie todt war. Diese Entdeckung verdoppelte das Mitleid der Frauenzimmer, und bewegte sie von neuem zu den bittersten Wehklagen. Das traurige Gemurmel verbreitete sich auch bald außerhalb der Kirche unter den Männern, und wie Salvestra's Ehemann es vernahm, war er untröstlich, und konnte eine geraume Zeit nicht aufhören zu weinen. Wie er hernach einigen der Umstehenden die Begebenheiten der vergangenen Nacht mit seiner Frau und dem Jünglinge erzählte, erfuhr ein Jeder die Ursache ihres beiderseitigen Todes, und konnte nicht umhin, sie zu beklagen.

Die entseelte junge Frau ward hierauf mit einem anständigen Todtengewande bekleidet, und mit dem Jünglinge in eine Bahre gelegt, und nachdem man sie lange beklagt hatte, wurden sie Beide in einer Gruft beigesetzt. Amor hatte sie lebend nicht vereinigen können; doch jetzt vereinte sie der Tod auf ewig."

Neunte Erzählung.

Guillaume Roussillon gibt seiner Gemahlin das Herz des Gardestagne zu essen, welchen er erschlagen hat, weil sie in ihn verliebt war. Wie sie es erfährt, stürzt sie sich aus einem hohen Fenster hinab und wird mit ihrem Geliebten zugleich begraben.

Wie Neifile's Geschichte bis zu Ende, nicht ohne vieles Mitleiden, von ihren Gespielinnen war angehört worden, sagte der König, welcher keinen Eingriff in die Rechte des Dioneo thun wollte: „Mir fällt auch noch eine Geschichte ein, Ihr lieben Damen, die Ihr das Mißgeschick der Leidenden mit so vieler Theilnahme beklagt! welche Euch nicht weniger rühren wird, als die vorige, indem sie von angesehenern Personen, und von ungleich traurigeren Begebenheiten handelt.

Wisset demnach, daß man in der Provence von zweien edlen Rittern erzählt, welchen Beiden Schlösser und Länder zu Gebote standen, von welchen der eine Herr Guillaume Roussillon, und der andere Herr Guillaume Gardestagne hieß. Weil sie Beide tapfere Rittersleute waren, so hielten sie viel auf einander, und erschienen stets zusammen bei allen Turnieren und Waffenspielen, gleich bewaffnet, und mit einerlei Farben und Sinnbildern ausgezeichnet. Obwohl sie nun fast zehn Meilen von einander entfernt waren, und jeder sein eigenes Schloß bewohnte, so trug es sich doch zu, daß Gardestagne, seiner großen Freundschaft für Roussillon ungeachtet, sich in dessen schöne und reizende Gemahlin verliebte, und ihr durch sein Betragen bald auf diese, bald auf jene Weise seine Liebe zu erkennen gab. Da sie an ihm, als an einem stattlichen Ritter, gleichen Gefallen fand, so fing sie bald an, Gegenliebe für ihn zu empfinden, bis sie endlich nichts sehnlicher wünschte, als daß er ihr seine Liebe erklären möchte, welches auch bald geschah, und mehr als eine verliebte Zusammenkunft zwischen ihnen veranlaßte. Da sie Beide sehr heftig liebten, und nicht immer die nöthige Vorsicht dabei beobachteten, so ward Roussillon ihr Verständniß gewahr, und ergrimmte darüber so sehr, daß seine große Freundschaft für Gardestagne sich auf einmal in tödtlichen Haß verwandelte, welchen er aber besser zu verbergen wußte, als das verliebte Paar seine Zärtlichkeit; doch war es fest bei ihm beschlossen, seinen Nebenbuhler um's Leben zu bringen. Indem er damit umging, ward in Frankreich ein großes Turnier ausgerufen, welches Roussillon dem Gardestagne so-

gleich anzeigen und ihm sagen ließ, er möchte zu ihm kommen, wenn es ihm beliebte, und mit ihm Abrede nehmen, ob und wie sie mit einander dabei erscheinen wollten. Gardestagne gab fröhlich zur Antwort, er wolle gewiß am folgenden Abend kommen und bei ihm zu Nacht essen. Roussillon glaubte nunmehr die beste Gelegenheit in Händen zu haben, ihm das Leben zu nehmen. Er bewaffnete sich deswegen am folgenden Tage nebst einem seiner vertrautesten Diener, und ritt etwa eine Meile von seinem Schlosse in ein Gehölz, durch welches Gardestagne kommen mußte, um ihm daselbst aufzupassen. Nachdem er eine Zeit lang auf der Lauer gelegen hatte, sah er ihn mit zweien Dienern unbewaffnet kommen, weil er sich von ihm nichts Böses versah. So bald er an den Ort kam, wo Roussillon ihn haben wollte, legte dieser grimmig und mörderisch die Lanze ein, sprengte ihm entgegen, rief ihm zu: „Treuloser, Du bist des Todes!“ und bohrte ihm in demselben Augenblicke die Lanze durch die Brust, so daß er, ohne die mindeste Bewegung zu seiner Vertheidigung zu machen, oder auch nur einen Laut von sich zu geben, vom Pferde stürzte, und in wenigen Augenblicken den Geist aufgab. Seine Diener, welche den Mörder nicht kannten, lenkten eiligst um, und flohen zurück nach dem Schlosse ihres Herrn. Roussillon stieg hierauf vom Pferde, schnitt dem Gardestagne mit einem Weidemesser die Brust auf, und riß ihm mit eigenen Händen das Herz aus dem Leibe, welches er seinem Diener in ein Lanzenfähnchen zu wickeln und mit nach Hause zu nehmen befahl, und ihn warnte, sich von der ganzen Sache nichts verlauten zu lassen, worauf er seinen Gaul wieder bestieg, und nach seinem Schlosse zurück kam, wie es schon Abend geworden war.

Seine Gemahlin, welche gehört hatte, daß Gardestagne kommen sollte, erwartete ihn mit Sehnsucht, und war sehr verwundert, wie er außen blieb. Endlich fragte sie ihren Gemahl: „Wie geht es zu, mein Lieber, daß Gardestagne nicht kömmt?“

„Er hat mir sagen lassen (sprach Roussillon), daß er nicht eher, als morgen kommen kann.“

Die Dame ward ein wenig verdrießlich darüber. Roussillon ließ indessen den Koch rufen, und sagte zu ihm: „Da hast Du das Herz von einem wilden Eber; gib Dir Mühe, ein recht leckeres Gericht davon zu machen, und laß es mir, wenn ich zu Tische bin, in einer silbernen Schüssel auftragen.“

Der Koch richtete den Befehl auf's Fleißigste aus; hackte das Herz klein, würzte es auf's Beste, und machte ein sehr schmackhaftes Gericht davon. Roussillon setzte sich des Abends mit seiner Gemahlin zur Tafel; das Essen ward aufgetragen, Roussillon aber aß wenig, weil er den Kopf noch voll von seiner begangenen Mordthat hatte. Wie der Koch das bestellte Gericht hereinschickte, ließ er es seiner Gemahlin vorsetzen; empfahl es ihr sehr und schützte selbst Mangel an Eßlust vor. Die Dame, welcher es nicht daran fehlte, ließ es sich so gut schmecken, daß sie es fast ganz verzehrte. Wie der Ritter fand, daß sie damit fertig war, fragte er: „Wie hat Dir das Gericht geschmeckt, Frau?"

„Gewiß außerordentlich wohl," gab sie zur Antwort.

„Das glaub' ich Dir (sprach der Ritter), wenn Dich Gott je wahr sprechen hieß, und es nimmt mich nicht Wunder, daß Dir dasjenige auch im Tode noch schmeckt, was Du lebend über Alles in der Welt geliebt hast."

Die Dame verstummte einen Augenblick, nachsinnend. „Wie! (sprach sie endlich) was ist es denn, das Du mir hast zu essen gegeben?"

„Gewiß und wahrhaftig nichts Anders (sprach er), als das Herz des Gardestagne, den Du Treulose so sehr geliebt hast. Und damit Du Dich völlig davon überzeugest, so wisse, daß diese Hände es ihm erst kurz vorher, ehe ich zu Hause kam, aus dem Busen gerissen haben."

Es ist wohl keine Frage, ob die Dame vor Schmerz vergehen wollte, wie sie dieses hörte von demjenigen, der ihr über alles lieb gewesen war. Nach einigen Minuten sagte sie: „Du hast wie ein ehrloser und frevelhafter Ritter gehandelt. Wenn ich Dich beleidigte, indem ich dem Gardestagne mein Herz freiwillig schenkte, so war nicht er, sondern ich der Strafe schuldig. Aber Gott verhüte, daß nach einer so theuren Speise, wie das Herz eines so edlen und verdienstvollen Rittersmannes, jemals ein anderer Bissen wieder in meinen Mund kommen sollte."

Mit diesen Worten stand sie auf, und stürzte sich plötzlich aus dem offenen Fenster, neben welchem sie saß. Das Fenster war so hoch, daß sie nicht nur augenblicklich des Todes, sondern fast ganz zerschellt war.

Roussillon ward dadurch außerordentlich erschüttert. Er fühlte, daß er unrecht gehandelt hatte, und weil er sich vor seinen Landesleuten und vor dem Grafen von Provence fürchtete, so ließ er noch in der Nacht aufsatteln, und floh aus dem Lande. Des andern Morgens erfuhr man überall was vorgefallen war. Die Hausgenossen des Gardestagne und die Leute

der Frau von Roussillon brachten ihre beiden Leichen nach der Schloßkirche der Letzteren, wo man sie zusammen in einer Gruft beisetzte. Ihre Grabschrift sagte, wer sie gewesen, und wie sie um's Leben gekommen wären."

Zehnte Erzählung.

Die Frau eines Wundarztes legt ihren schlaftrunkenen Liebhaber für todt in einen Kasten, welchen ein Paar Wucherer wegstehlen und nach ihrem Hause tragen. Dort kommt er wieder zur Besinnung und wird für einen Dieb gehalten. Die Magd der Frau sagt aber vor Gericht aus, sie selbst habe ihn in den Kasten gelegt, welchen die Geizhälse gestohlen hätten. Dadurch rettete sie ihn vom Galgen, und die Wucherer werden wegen des gestohlenen Kastens zu einer Geldbuße verdammt.

Wie der König aufhörte zu reden, blieb nur noch Dioneo übrig, dem es oblag, sein Tagwerk zu verrichten, und wie ihn der König daran erinnerte, hob er an: „Das Herzleid der unglücklichen Verliebten hat nicht nur Euch lieben Weibern, sondern auch mir manchmal nasse Augen gemacht, und mir die Brust beklemmt, und schon längst habe ich mich darnach gesehnt, daß es einmal ein Ende damit nehmen möchte. Nun ist es, dem Himmel sei Dank! endlich vorbei, wenn ich nicht etwa selbst Lust habe, zu dem kläglichen Werke noch einen jämmerlichen Anhang zu liefern; aber davor soll mich der Himmel bewahren, und ehe ich eine so traurige Unterhaltung noch länger fortsetze, will ich lieber etwas Lustigeres und Besseres anfangen, welches vielleicht eine gute Vorbedeutung für dasjenige abgeben wird, was wir uns einander morgen zu sagen haben.

Laßt Euch also von mir erzählen, meine schönen Freundinnen, daß einmal vor einiger Zeit in Salerno ein trefflicher Wundarzt lebte, der sich Mazzeo della Montagna nennen ließ, und der, wie er schon ziemlich betagt war, ein sehr schönes und munteres Mädchen aus seiner Stadt zum Weibe nahm, und sie mit Kleidern, mit Schmuck, und mit allem, was ein Weibchen sich von dergleichen Dingen nur wünschen kann, so reichlich wie irgend eine Frau in der ganzen Stadt versorgte. Für einen Arzt sorgte er indessen vielleicht nicht fleißig genug für ihre Gesundheit, und deckte sie im Bette nicht immer so warm zu, wie er wohl hätte thun sollen. So wie wir nun von dem wohlbelobten Herrn Ricciardo di Chinzica weiland gehört haben, daß er seiner Frau die Fast- und Feiertage im Kalender flei-

ßig vorzählte, so schien dieser sein Weibchen belehren zu wollen, daß ein Arzt sich und seiner Frau gewisse Gesundheitsmaßregeln vorschreiben müßte, die nicht weniger Enthaltsamkeit erforderten; womit er aber seine junge Frau eben so wenig, als jener erbauete. Weil es ihr nun weder an Witz, noch an warmem Blute fehlte, so entschloß sie sich, um ihren Hausvorrath nicht anzugreifen, sich außer dem Hause zu versorgen, und mit dem fremden Kalbe zu pflügen; und wie sie dem zu Folge eine Menge Jünglinge durchgemustert hatte, fiel ihre Wahl auf einen, an dem sie so viel Gefallen fand, daß sie mit Leib und Seele an ihm hing. Dem Jünglinge, der dieses bald gewahr ward, kam es sehr gelegen, und er war froh, sich ihr ebenfalls gänzlich zu widmen. Dieser nannte sich Ruggieri da Jeroli, und war zwar von edler Geburt, aber desto verderbter von Sitten und Aufführung, so daß ihm auch kein Freund noch Verwandter übrig geblieben war, der ihm wohl wollte, oder dem er auch nur vor Augen kommen durfte, weil er in ganz Salerno wegen Dieberei und anderer bösen Streiche berüchtigt war: doch darum bekümmerte sich die Dame sehr wenig, da er ihr im Uebrigen gefiel. Sie veranstaltete demnach durch die Vermittlung ihrer Magd eine Zusammenkunft mit ihm, und nachdem sie sich mit einander über ihre Liebesangelegenheit verständigt hatten, stellte sie ihm sein unordentliches Leben vor, und bat ihn, es aus Liebe zu ihr zu unterlassen; und damit sie ihm auch die Mittel dazu erleichterte, so pflegte sie ihn von Zeit zu Zeit mit Geld zu unterstützen.

Indem sie auf diese Weise mit möglichster Vorsichtigkeit ihr Verständniß mit ihm unterhielt, trug es sich zu, daß dem Wundarzte ein Kranker zu behandeln anvertrauet ward, der einen Schaden an einem Beine hatte. Wie er den Schaden besichtigte, erklärte er den Freunden des Kranken, wofern ihm ein angefaulter Knochen nicht gleich herausgeschnitten würde, so müßte man ihm hernach das ganze Bein abnehmen oder er müßte sterben; auf alle Fälle aber könnte er für das Leben des Kranken nicht einstehen. Die Eltern waren mit allem zufrieden und übergaben ihm den Kranken. Weil der Wundarzt glaubte, daß er ohne einen Schlaftrunk nicht im Stande sein würde, den Schnitt auszuhalten, den er gegen Abend vorzunehmen gedachte, so ließ er zu diesem Ende ein Wasser aus gewissen Mitteln abziehen, welches den Kranken so lange fest einschläfern sollte, bis er mit der Arbeit fertig wäre. Die Flasche mit dem Schlaftrunk stellte er in seinem Zimmer ins Fenster und dachte nicht daran, seinen Hausgenossen zu sagen, was sie ent-

hielte. Wie die Vesperstunde kam, und der Wundarzt bald zu seinem Kranken gehen wollte, kam ein Eilbote von einigen seiner besten Freunde aus Malfi, welche ihn bitten ließen, unverzüglich zu ihnen zu kommen, weil bei ihnen eine heftige Schlägerei vorgefallen wäre, bei welcher verschiedene von ihnen wären verwundet worden. Der Arzt ließ also seinen Kranken bis zum folgenden Morgen warten, stieg in ein Boot, und fuhr nach Malfi. Weil nun seine Frau wußte, daß er die Nacht über nicht wieder nach Hause kommen würde, ließ sie ihrer Gewohnheit nach den Ruggieri heimlich zu sich kommen, und verschloß ihn in dem Zimmer ihres Mannes, bis gewisse Leute im Hause zu Bette gegangen waren. Indem Ruggieri in diesem Zimmer war, wandelte ihn entweder vor langer Weile oder weil er etwas Salziges gegessen hatte, oder weil er von Natur gerne trinken mochte, ein gewaltiger Durst an, und wie er die Flasche am Fenster fand, und etwas zu trinken darin vermuthete, so setzte er sie an den Mund, leerte sie aus bis auf den letzten Tropfen, und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf.

Die Frau vom Hause kam inzwischen, so bald es Zeit war, in das Zimmer; wie sie ihn schlafend fand, schüttelte sie ihn und sagte leise zu ihm, er möchte aufstehen; allein er gab keine Antwort und rührte sich auch nicht. Sie ward darüber ein wenig böse, rüttelte ihn stärker und sagte: „So steh doch auf, Du Schläfer! Wenn Du schlafen wolltest, so hättest Du zu Hause bleiben und nicht hierher kommen sollen.“ Indem fiel Ruggieri von einer Bank, worauf er sich niedergelegt hatte, herunter, und blieb wie ein todter Leichnam, ohne das geringste Merkmal des Lebens, liegen. Jetzt schöpfte die Dame Verdacht, daß er gestorben wäre, und nachdem sie mit Zwicken, Kneipen und Brennen manchen vergeblichen Versuch gemacht hatte, ihn wieder zur Besinnung zu bringen, zweifelte sie nicht mehr an seinem Tode; denn obwohl ihr Mann ein Arzt war, so war sie selbst doch eben keine Meisterin in der Heilkunde. Da sie ihn nun außerordentlich geliebt hatte, so kann man wohl denken, wie groß ihr Schmerz jetzt war; doch mußte sie in aller Stille ihr Unglück beklagen und über ihn weinen, weil sie kein Geräusch machen durfte. Damit sie jedoch außer ihrem Verlust nicht noch oben drein in Schande geriethe, so mußte bald dafür gesorgt werden, den Leichnam aus dem Hause zu schaffen; und weil sie selbst sich auf kein Mittel besinnen konnte, so rief sie in der Stille ihre Magd, zeigte ihr, welch ein Unglück sie betroffen hatte, und bat sie um Rath. Die Magd war ganz erschrocken und nachdem sie gleichfalls den Ruggieri vergeblich gerüttelt

und geschüttelt hatte, und ihn eben sowohl, als ihre Frau, für todt hielt, war sie mit ihr der Meinung, man müßte ihn eilig aus dem Hause schaffen.

„Allein wohin schaffen wir ihn (fragte die Dame), damit man morgen früh nicht merkt, daß er aus diesem Hause gebracht worden ist?“

„Madonna (sprach die Magd), ich sah heute Abend vor der Thüre unsers Nachbaren, des Zimmermanns, einen leeren Kasten stehen, der uns trefflich zu Statten kommen wird, wenn ihn der Nachbar nicht wieder ins Haus genommen hat. Da wollen wir ihn hinein legen, ihm ein Paar Messerstiche geben und ihn liegen lassen. Wer ihn dort findet, wird so wenig auf uns, als auf Jemand anders Verdacht schöpfen; sondern weil er immer ein ausschweifender Mensch war, so wird man denken, daß einer von seinem Gelichter ihn aus Feindschaft umgebracht, und ihn in den Kasten geworfen habe.“

Die Dame bezeigte ihren Gefallen an dem Rath der Magd, die Messerstiche ausgenommen, gegen welche sie sich erklärte, weil sie es für keinen Preis in der Welt über ihr Herz bringen könnte. Sie ließ also ihre Magd zusehen, ob die Kiste noch da wäre; die Magd ging hin und fand die Kiste noch an Ort und Stelle. Sie kam wieder, und da sie ein rüstiges handfestes Mensch war, so nahm sie den Ruggieri auf die Achseln; die Frau ging voraus und gab Achtung, ob auch Jemand käme, und so packten sie ihn in den Kasten, machten den Deckel zu und gingen davon.

Ein Paar Häuser weiter waren vor einigen Tagen zwei Leute eingezogen, die auf Wucher liehen, und gern viel gewinnen und wenig ausgeben mochten. Diese brauchten noch allerlei Hausrath, und hatten unter andern ihre Augen auf diesen Kasten geworfen, um ihn wegzunehmen, wenn er die Nacht über auf der Straße stehen bliebe. Sie kamen also um Mitternacht heraus, und schleppten den Kasten, obwohl er ihnen ein wenig schwer zu sein schien, ohne lange Untersuchung nach ihrem Hause, und stellten ihn neben eine Kammer, wo ihre Mägde schliefen; worauf sie zu Bette gingen, und sich vor der Hand nicht darum bekümmerten, ob der Kasten fest stände oder nicht.

Ruggieri, welcher eine geraume Zeit geschlafen hatte und bei welchem die Wirkung des Trankes allmählich verging, erwachte kurz vor Tages Anbruch; der Schlaf war ihm zwar vergangen, und seine Sinne fingen wieder an, ihre Dienste zu verrichten, doch fühlte er noch eine gewisse Betäubung

im Kopfe, die noch wohl einige Tage nachher dauerte. Wie er die Augen öffnete und nichts sehen konnte; wie er die Hände ausstreckte und fühlte, daß er in einem Kasten lag, fing er an, nachzusinnen und dachte bei sich selbst: „Was ist Das? wo bin ich? schlafe ich oder bin ich wachend? Ich war doch diesen Abend in dem Zimmer meiner Geliebten, und nun liege ich, wie es scheint, in einem Kasten. Was mag Das bedeuten? Sollte der Arzt wieder gekommen oder sonst etwas vorgefallen sein, daß sie mich in diesem Kasten verborgen hätte? So was muß es gewiß wohl sein.“ Er lag demnach still und horchte, ob er nicht etwas vernehmen könnte Wie er aber lange geharrt hatte, und seine Lage in dem engen Kasten ihm sehr unbequem ward, wollte er sich auf die andere Seite herum legen, weil ihn die eine schon schmerzte; und er that dieses so geschickt, daß der Kasten, der auf einer ungleichen Stelle stand, herumfiel, und im Fallen ein solches Gepolter machte, daß die Mägde, welche dicht daneben schliefen, davon erwachten; aber vor Furcht still schwiegen. Dem Ruggieri ward bei dem Falle des Kastens bange; weil er aber merkte, daß im Fallen zugleich der Deckel aufgesprungen war, wollte er vor allen Dingen lieber heraus sein, als länger darin bleiben. Weil er aber nicht wußte wo er war, und bald hier, bald dort im Hause herum tappte, um eine Thür oder eine Treppe zu suchen, so hörten ihn die Mägde sein Wesen treiben und riefen endlich: „Wer da?“

Ruggieri, welcher eine unbekannte Stimme hörte, gab keine Antwort; weswegen die beiden Mägde ihre Herren riefen, die aber, weil sie spät zu Bette gegangen waren, so fest schliefen, daß sie von allem nichts hörten. Die Mägde, denen nun immer bänger und bänger ward, sprangen endlich an ein Fenster und riefen aus vollem Halse: „Diebe, Diebe!“ Darüber kamen einige von den Nachbarn über die Dächer und Zäune in das Haus; die Hausherren wurden endlich von dem Lärm ebenfalls wach, und standen auf. Ruggieri, der sich an diesem fremden Orte befand, war vor Erstaunen außer sich, und wußte weder List noch Kunst, wie er entkommen sollte. Die Stadtknechte hörten den Lärm, und kamen dazu, nahmen ihn gefangen und führten ihn zum Richter. Weil ihn Jedermann als einen liederlichen Burschen kannte, so spannte man ihn ohne viele Umstände auf die Folter, und zwang ihn zu bekennen, daß er den Wucherern ins Haus geschlichen wäre, um sie zu bestehlen; und schon wollte der Stadtrichter ihn deswegen ohne weitere Untersuchung hängen lassen.

Inzwischen verbreitete sich des Morgens in ganz Salerno das Ge-

rücht, daß Ruggieri über einem Diebstahl bei den Wucherern ertappt wäre. Die Frau des Arztes und ihre Magd erstaunten darüber vor Wunder dermaßen, daß sie beinahe glaubten, alles was sie am vorigen Abend gethan hätten, wäre nur ein Traum und keine Wirklichkeit gewesen. Ueberdies war der Dame, wegen der Gefahr, worin Ruggieri schwebte, so angst, daß sie beinahe von Sinnen kommen wollte. In der Frühstunde kam auch der Arzt von Malfi zurück und fragte nach seiner Flasche mit dem Tranke, weil er hingehen wollte, seinen Kranken zu besorgen; wie er nun die Flasche leer fand, machte er einen gewaltigen Lärm darüber, daß in seinem Hause nichts an Ort und Stelle unangetastet bleiben könnte. Seine Frau, welche andere Sorgen auf dem Herzen hatte, gab ihm verdrießlich zur Antwort: „Was würdest Du erst sagen, wenn etwas von Wichtigkeit geschehen wäre, wenn Du so viel Aufhebens um ein vergossenes Glas Wasser machst, als wenn sonst kein Wasser mehr in der Welt wäre?"

„Du denkst wohl, Frau (sprach er), daß nur klares Wasser in der Flasche war; aber das ist's nicht, sondern es war ein Schlaftrunk, den ich hatte machen lassen." Er erzählte ihr zugleich, warum und für wen er ihn verordnet hätte.

Wie die Frau dieses hörte, fiel es ihr sogleich auf, daß Ruggieri ohne Zweifel diesen Trunk genommen, und daß sie ihn aus dieser Ursache für todt gehalten hätte. Sie entschuldigte sich demnach mit der Unwissenheit, und sagte zu ihrem Manne, er müßte ihn nun schon von neuem machen lassen: das that der Doctor, weil es nicht anders sein konnte.

Bald darauf kam die Magd zurück, welche ihre Frau ausgesandt hatte, um sich zu erkundigen, was man von Ruggieri sagte. „Madonna (sagte sie), Jedermann spricht Böses von ihm, und ich habe nicht gehört, daß ein einziger Freund oder Verwandter, sich für ihn verwendet oder um ihn bekümmert, und man meint gewiß, daß ihn der Richter morgen wird aufknüpfen lassen. Ich will Euch noch mehr Neues sagen, auf welche Art er, wie ich merke, in das Haus der Wucherer muß gekommen sein, und was meint Ihr wohl wie? Ihr wißt doch, daß wir ihn gestern Abend vor der Thür des Nachbar Zimmermanns in einen Kasten legten? Jetzt eben gab's zwischen diesem und dem Mann, dem der Kasten gehört, einen heftigen Zank; denn der eine wollte das Geld für den Kasten haben, und der Zimmermann behauptete, er habe kein Geld dafür bekommen, sondern er sei ihm in der Nacht gestohlen worden. „Das ist nicht wahr (sprach der andere). Du hast

ihn den Wucherern verkauft; das haben sie mir selbst gesagt, wie ich ihn bei Ruggieri's Gefangennehmung in ihrem Hause stehen sahe."

„Die Schelme lügen (antwortete der Zimmermann). Ich habe ihn nie an sie verkauft, sondern sie haben ihn mir diese Nacht entwandt. Laß uns zu ihnen hingehen." Damit gingen sie Beide friedlich nach dem Hause der Wucherer und ich eilte zu Hause. Ihr begreift nun wohl eben so gut, wie ich, daß man den Ruggieri mit dem Kasten dahin getragen hat, aber das begreife ich nicht, wie er wieder auferstanden ist."

Die Frau sahe jetzt vollkommen ein, wie Alles zugegangen war; sie erzählte der Magd, was sie von ihrem Manne gehört hatte, und bat sie, auf Mittel zu denken, den Ruggieri zu retten, wenn es irgend möglich wäre, ohne ihre eigene Ehre dabei aufs Spiel zu setzen.

„Sagt mir nur selbst, wie ich's anfangen soll (sprach die Magd); so bin ich zu allem bereit."

Die Frau, der es zwar gewaltig eng ums Herz war, besann sich dennoch geschwind auf einen Anschlag, den sie mit ihrer Magd verabredete. Diesem zu Folge ging die Magd zuerst zu ihrem Herrn und sagte mit Thränen zu ihm: „Gestrenger Herr, ich muß Euch um Verzeihung bitten, wegen eines großen Fehltritts, den ich begangen habe."

„Nun, was giebts denn?" fragte der Arzt.

„Ach Herr (fuhr sie weinend fort)! Ihr wißt wohl, was Ruggieri da Jeroli für ein lockerer Gesell ist. Er hat sich in mich verliebt, und halb mit Liebe, halb mit Gewalt, hat er mich seit Jahresfrist bewogen, seine Liebste zu werden. Wie er nun hörte, daß Ihr gestern Abend nicht zu Hause waret, hat er mir so lange zugesetzt, bis ich ihn in Eurem Hause zu mir in meine Kammer kommen ließ. Er ward durstig, und weil ich mich vor Eurer Frau, die im Saale war, nicht wollte sehen lassen, und die Flasche mit Wasser in Eurem Zimmer gesehen hatte, so holte ich sie her, und gab sie ihm zu trinken, und setzte die leere Flasche wieder hin. Ich höre, daß Ihr so zornig darüber gewesen seid, und ich muß in der That bekennen, daß ich sehr übel gethan habe; aber wer fehlt nicht einmal in seinem Leben? Es ist mir herzlich leid, daß ich's gethan habe; nicht nur wegen der Sache selbst, sondern auch um der Folgen willen. Ruggieri ist in Gefahr, das Leben darüber zu verlieren; ich bitte Euch deswegen demüthig um Vergebung und um Erlaubniß, hin zu gehen, und mein Bestes zu versuchen, um ihm los zu helfen."

Wie der Arzt dies hörte, konnte er bei allen seinem Zorne sich des Lachens nicht enthalten und spöttelnd zu ihr zu sagen: „Du hast Dich diesmal selbst gestraft; denn statt eines rüstigen Gesellen, der Dir wie Du meintest den Schlaf vertreiben sollte, hast Du einen Schläfer bei Dir gehabt. Geh nur hin, und suche Deinen Liebhaber zu retten; aber hüte Dich, daß Du ihn mir künftig nicht wieder ins Haus bringest, wenn Du nicht willst, daß ich Dir das Alte mit dem Neuen zugleich bezahlen soll."

Wie die Magd fand, daß der erste Streich ihr gut gelungen war, säumte sie nicht, nach dem Gefängniß zu eilen, und wußte den Gefangenwärter zu bewegen, daß er ihr erlaubte, mit Ruggieri zu sprechen. Diesem gab sie Bericht von allem, was er vor dem Stadtrichter aussagen müßte, wenn er sein Leben retten wollte, und hernach brachte sie es dahin, daß der Stadtrichter sie vor sich kommen ließ. Weil sie ein hübsches, flinkes Mädchen war, so sagt man, der Herr Stadtrichter habe sie nur unter gewissen Bedingungen dazu willfährig finden lassen, welche sie sich, um ihren guten Endzweck zu fördern, gerne gefallen ließ, und hernach zu ihm sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt einen gewissen Ruggieri da Jeroli als einen Dieb verhaften lassen, allein ihm geschieht Unrecht." Sie erzählte ihm darauf eine lange Geschichte, daß er ihr Liebhaber wäre, daß sie ihn zu sich in das Haus ihres Herrn, des Wundarztes, hätte kommen lassen; sie beschrieb ihm, wie sie ihm aus Unwissenheit den Mohntrank zu trinken gegeben, und wie sie ihn hernach für todt in den Kasten gelegt habe; sie sagte ihm auch, wie sie das Gespräch zwischen dem Zimmermann und dem Eigenthümer der Kiste gehört hätte, und erklärte ihm auf diese Weise, wie Ruggieri in der Kiste nach dem Hause der Wucherer gekommen wäre.

Der Stadtrichter fand, daß er leicht auf den Grund dieser Geschichte kommen könnte; er sandte also vor allen Dingen nach dem Arzte, und erfuhr von ihm, daß es mit dem Schlaftrunk seine Richtigkeit hatte. Darauf ließ er den Zimmermann und den Eigenthümer des Kastens vorladen, ingleichen die beiden Wucherer, und nach einer kurzen Untersuchung fand es sich, daß die Wucherer die Kiste wirklich in der Nacht gestohlen und nach ihrem Hause gebracht hatten. Zuletzt ließ er auch den Ruggieri vorführen und fragte ihn, wo er die Nacht zugebracht habe. Dieser antwortete ihm: wo er sie zugebracht habe, das wisse er selbst nicht; wohl aber, daß er des Abends zu der Magd des Doctors Mazzeo gegangen wäre, in der

Absicht, sie bei ihr zuzubringen; daß er in ihrer Kammer vor Durst ein Wasser getrunken habe, und daß er nicht wisse, was hernach mit ihm vorgegangen sei, bis er sich beim Erwachen in einer Kiste in dem Hause der Wucherer befunden habe.

Der Stadrichter fand die ganze Begebenheit so spaßhaft, daß er sie sich von dem Mädchen von Ruggieri, und von dem Zimmermann und den Wucherern mehr als einmal wiederholen ließ. Wie er fand, daß Ruggieri unschuldig war, ließ er ihn auf freien Fuß stellen, und legte den Wucherern für den Diebstahl an der Kiste eine Geldbuße von zehn Unzen Silbers auf.

Ruggieri konnte froh sein, daß er so gut weg kam. Seine Dame war höchlich darüber erfreut, und oft pflegte sie noch mit ihm, und mit dem gutherzigen Mädchen, das ihn mit Messerstichen hatte beschenken wollen, sich über diesen Vorfall zu ergötzen. Ihr Liebesverständniß behielt seinen ungestörten Fortgang — und ein Gleiches möchte ich mir wohl selbst wünschen; doch müßte man mich nur nicht in eine Kiste stecken."

Wenn die vorhergehenden Geschichten die schönen Damen traurig gemacht hatten, so gewährte Dioneo's Märchen ihnen zum Beschluß mancherlei Stoff zum Lachen, und gab ihnen Gelegenheit, sich von ihrem Mitleiden wieder zu erholen. Wie nun der König sahe, daß die Abendsonne sich schon röthete, und daß das Ziel seiner Herrschaft nahe war, entschuldigte er sich mit vielen schmeichelhaften Worten bei den Frauenzimmern wegen seines Verfahrens, daß er nämlich einen so traurigen Gegenstand, als die Begebenheiten ünglücklicher Verliebten, zum Stoff ihrer heutigen Unterhaltung gewählt habe. Nachdem er sie deswegen um Verzeihung gebeten hatte, stand er anf und nahm die Lorbeerkrone vom Haupte. Neugierig erwarteten die Damen, wem er sie wieder übertragen würde, wie er sie mit einem wohlwollenden Lächeln auf Fiammetta's goldlockiges Haupt setzte: „Dir (sprach er) übergebe ich diese Krone, weil Du besser, als irgend eine Andere, unsere Freundinnen morgen für den heutigen trübsinnigen Tag wirst zu entschädigen wissen."

Fiammetta, deren schöne, feinen, goldfarbigen Locken in üppiger Fülle über den blendenden Schnee ihrer zarten Schultern herabwallten; auf deren vollen Wangen das reine Weiß der Lilie mit dem schönsten Rosenroth in sanfter Mischung prangte; deren Augen den edelsten Falken

an Scharfblick übertrafen, öffnete ihren kleinen lieblichen Mund, welchen ein Paar der schönsten Korallenlippen bisher verschlossen hatten, und sagte lächelnd: „Filostrato, ich übernehme sie gerne, und damit Du selbst Dein heutiges Verfahren desto besser würdigen könnest, so will und befehle ich, daß ein Jeder sich gefaßt mache, uns morgen von lauter solchen Begebenheiten zu erzählen, durch welche dieser oder jener Verliebte, nach manchen ausgestandenen Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen, zu einem glücklichen Ziele gelangt ist."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Königin ließ hierauf, wie gewöhnlich, den Schaffner kommen, und gab ihm ihre Befehle; worauf sie die Sitzung aufhob und die Gesellschaft bis zum Abendessen fröhlich beurlaubte. Einige gingen jetzt in den Garten, dessen Schönheiten man nicht leicht überdrüssig ward; andere wanderten nach den Mühlen, welche außerhalb des Gartens getrieben wurden; andere folgten hier und dort ihrem Hange zum Vergnügen, ein Jeder nach seiner Weise, bis zur Stunde des Abendmahls, bei welchem sie sich alle, ihrer Gewohnheit gemäß, neben dem lieblichen Springbrunnen wieder einfanden, und über der Tafel aufs Beste bedient wurden.

Nach Tische überließen sie sich, wie gewöhnlich, dem Tanz und Gesange, und indem Filomena den Reihen anführte, sagte die Königin: „Filostrato, ich will nicht von der Regel unserer Vorgänger abweichen, sondern ich wünsche nach ihrem Beispiele, daß heute auch ein Lied gesungen werde. Da ich nun weiß, daß Deine Lieder eben des Inhalts sind, wie Deine Erzählungen, so sollst Du uns heute eins davon singen, und Du magst Dir dasjenige wählen, welches Dir am besten gefällt, damit Du uns in vielen Tagen mit Deiner Schwermuth nicht wieder störest."

Filostrato gehorchte und begann:

Mit Thränen will ich singen
wie sehr mit Recht sich unser Herz beklage,
wenn man es mit dem Schein der Liebe täuschet.

Amor! wie Du zuerst mein Herz entzündet
für jene holde Feindin, die vergeblich
mich stets wird seufzen lassen,
da zeigtest Du sie mir, mit jeder Tugend
so hoch begabt, daß ich die schwersten Leiden
nicht achtete, die Du mir
bis diesen Tag verursachst.

Zu spät erblick' ich, leider, meinen Irrthum,
den ich nicht ohne großen Schmerz beklage.

Nicht eher hab' ich den Betrug gefunden,
bis ich von ihr verlassen mich erblickte,
auf die allein ich hoffte.
Denn wie ich wähnte, daß sie mich am meisten
den Andern vorzog; mich zum Diener wählte;
vergaß sie mich, und was ich
in Zukunft leiden würde,
und ließ mich sehn, wie sie an einen Andern
ihr Herz vergab, und mich daraus verbannte.

Wie ich verstoßen und verschmäht mich sahe,
entbrannt' im Herzen mir der herbe Kummer,
der auch bis jetzt noch währet.
Verzweifelnd oft verfluch' ich Tag und Stunde,
die vormals mir ihr liebend Antlitz zeigten,
geschmückt mit hoher Schönheit,
und über alles zärtlich.
Doch jetzt verwünscht mein Geist im Todeskampfe
die Treue, und die Hoffnung, und die Liebe.

Wie sehr ich meinen Schmerz unheilbar fühle,
Amor, das kannst Du an den Klagetönen,
wenn ich Dich rufe, hören;
wenn ich Dir klage, daß er so mich peinigt,
daß ich zur Linderung den Tod mir wünsche.
O käm' er nur! und möcht' er
mein kummervolles Leben
mit einem Streiche enden! Denn wohin ich
auch gehe, werd' ich minder Qual empfinden.

Kein andrer Trost, kein ander Mittel bleibt mir
noch übrig, als der Tod, mein Leid zu enden.
O gib ihn mir noch heute!
Laß ihn auf einmal enden meine Plagen,
und nimm das Leben dem bedrängten Herzen!
Ach thu' es! denn mit Unrecht
raubt man mir Glück und Wonne.
Laß sie nur glücklich sein, und laß mich sterben,
da Du zu neuer Liebe sie gereizt hast.

Wenn niemand Dich, mein Klaglied, lernt, so soll es
mich nicht bekümmern; denn gewiß ist niemand,
der so, wie ich, Dich sänge.

Nur eine Mühe will ich Dir noch machen:
daß Du mir Amor auffuchst, daß Du ihm noch,
wie sehr mir dieses Leben
voll Kummer jetzt verhaßt sei,
erklärest, und ihn flehst, zu seinen Ehren
mir einen bessern Hafen zu gewähren.

Die Worte dieses Liedes zeugten deutlich genug von der Gemüthsstimmung des Sängers; und wenn das Verschwinden der Abenddämmerung nicht das Erröthen einer gewissen Dame, die sich in den Reihen befand, verborgen hätte, so würde man vielleicht noch mehr erfahren haben. Wie der Tanz geendigt war und man sich noch mit einigen Tänzen und Liedern ergötzt hatte, kam die Stunde des Schlafengehens, und die Königin entließ einen Jeden nach seinem Zimmer.

Fünfter Tag.

Unter Fiammetta's Vorsitz wird von den glücklichen Ereignissen gesprochen, welche einigen Liebenden, nach mancherlei überstandenen Leiden und Widerwärtigkeiten begegnet sind.

Das Morgenroth war schon verschwunden und die aufsteigende Sonne erleuchtete bereits mit vollen Strahlen unsere Halbkugel, wie Fiammetta, geweckt von dem süßen Gesange der Vögel, die in der kühlen Morgenstunde fröhlich sangen, sich von ihrem Lager erhob, und auch die übrige Gesellschaft wecken ließ. Gemächlich lustwandelnd gingen sie sämmtlich aufs Feld hinaus und führten mancherlei Gespräche, indem sie die bethauten Fluren betraten, bis die Sonne höher stieg. Sobald sie aber ihren wärmeren Strahl empfanden, begaben sie sich zurück nach dem Gesellschaftszimmer, wo sie bei köstlichen Weinen und Erfrischungen sich von ihrer kleinen Ermüdung erholten, und sich dann bis zur Mittagsstunde in dem angenehmen Garten ergötzten. Nachdem der verständige Schaffner die Mittagstafel gehörig besorgt hatte, wurden noch ein Paar Liederchen gesungen, worauf man sich auf Befehl der Königin fröhlich zur Tafel setzte. Ordnung und Heiterkeit herrschten über Tische, und nach dem Essen vergaß man die gute Gewohnheit nicht, sich beim Klangspiel und Gesang mit einigen Tänzen zu ergötzen. Einige hielten hiernächst Mittagsruhe, und andere verweilten sich im Garten, bis der Wille der Königin sie um die gewöhnliche Stunde bei dem schönen Brunnen wieder versammelte. Nachdem die Königin den Vorsitz eingenommen hatte, warf sie einen Blick auf Pamfilo, und lächelte ihm ihren Wink zu, mit der Erzählung einer glücklichen Begebenheit den Anfang zu machen.

Erste Erzählung.

Cimon wird durch die Liebe vernünftig; er entführt **Iphigenia**, seine Geliebte, mit Gewalt auf dem Meere. In **Rhodus** geräth er in Gefangenschaft, aus welcher **Lysimachus** ihn befreiet und gemeinschaftlich mit ihm **Iphigenia** und **Kassandra** an ihrem Hochzeitstage entführt, worauf sie mit ihnen nach **Creta** fliehen, sich mit ihren Geliebten vermählen, und darauf in Frieden nach Hause berufen werden.

„Liebenswürdige Mädchen (hob **Pamfilo** an), ich wüßte wohl mehr als eine Geschichte, die ich Euch gern an einem so fröhlichen Tage, wie der heutige sein wird, zum Anfang erzählen möchte! Doch eine derselben gefällt mir vorzüglich, weil sie nicht nur (unserm heutigen Endzwecke gemäß) mit glücklichen Begebenheiten endigt, sondern weil Ihr auch daraus erkennen werdet, wie wirksam, wie mächtig und wie wohlthätig die Liebe sei, welche von Manchen, die nicht wissen was sie reden, mit Unrecht verdammt und verlästert wird; und das wird Euch gewiß nicht wenig lieb sein, wenn ich mich nicht irre, indem ich Euch allen ein zärtliches Herz beimesse.

Wir lesen nämlich in den alten Geschichten der **Cyprier**, daß einst auf der Insel **Cypern** ein sehr angesehener Mann lebte, Namens **Aristippus**, welcher unter allen seinen Landesleuten den größesten Ueberfluß an zeitlichen Gütern besaß. Nichts würde seinem Glücke gefehlt haben, wenn das Schicksal ihm nicht in einem Umstande ein größeres Herzleid als andern Menschen beschieden hätte; er hatte nämlich unter mehreren Kindern einen Sohn, der zwar an Größe, Gestalt und Schönheit alle übrigen Jünglinge übertraf, allein dabei fast ganz blödsinnig war, so daß alle Hoffnung verloren schien, etwas aus ihm zu machen. Er hieß eigentlich **Galesus**; weil aber weder die Mühe, die seine Lehrer sich mit ihm gaben, noch die Güte oder die Strenge seines Vaters, noch irgend ein Mittel, welches andere Leute ersonnen, im Stande waren, ihm das Geringste von Wissenschaften oder guten Sitten beizubringen, so pflegte man ihn wegen seiner groben plumpen Stimme, Geberden und Handlungen, die mehr viehisch als menschlich waren, **Cimon** zu nennen, ein Beiname, der bei ihnen eben so viel bedeutete, als wenn wir Jemand ein Vieh schelten. Seine ungeschliffene Aufführung machte seinem Vater vielen Verdruß, bis er endlich alle Hoffnung aufgab, ihn zu einem rechtlichen Menschen zu machen; daher er ihn, um ihn nur aus seinen Augen zu entfernen, auf ein Dorf schickte und ihm befahl, daselbst bei den Knechten und Bauern zu bleiben; und dieses ließ er

sich auch gern gefallen, weil ihm selbst die bäurische Lebensart besser behagte, als der Umgang mit den Menschen in der Stadt.

Wie nun Cimon auf dem Lande lebte und sich daselbst mit der Feldarbeit beschäftigte, traf es sich eines Tages kurz nach Mittag, daß er mit seinem Karst auf der Schulter von einem Dorfe nach einem andern ging, und durch ein angenehmes Gehölz kam, welches mit dem herrlichsten Laube prangte, weil es eben im Maimonat war. Hier schien sein guter Glücksstern seine Schritte nach einer Wiese zu leiten, die von hohen Bäumen umgeben und an einer Seite von einem schönen kühlen Bache umflossen ward. Neben demselben sah er auf dem grünen Rasen ein wunderschönes Mädchen in einem so leichten Gewande schlafen, daß es fast keinen ihrer blendenden Reize verbarg; denn vom Gürtel niederwärts hatte sie blos eine feine weiße Decke über sich gebreitet. Zu ihren Füßen schliefen zwei Weiber und ein Mann, welche sie bedienten. Wie Cimon das Mädchen erblickte, stutzte er, als wenn er noch nie eine weibliche Gestalt gesehen hätte, stützte sich auf seine Hacke und betrachtete sie mit stummer Verwunderung. In seiner rohen Brust, welcher tausend Lehren und Ermahnungen nicht einen Funken Empfindung für eine gesittete Aufführung hatten beibringen können, ward auf einmal ein Gefühl erweckt, welches seinem groben plumpen Vorstellungsvermögen zu verstehen gab, dieß sei das schönste Wesen, welches jemals ein Sterblicher erblickt habe. Jetzt fing er an, auch die einzelnen Theile dieser Schönheit zu mustern; er bewunderte ihr Haupthaar, dem das Gold an Glanze weichen mußte, die Stirne, die Nase, den Mund, den Hals und die Arme; vor allen Dingen aber den kleinen Busen, der eben anfing, sich zu wölben: und als wenn er aus einem Bauern auf einmal zum Kunstkenner geworden wäre, so konnte er sich den Wunsch nicht versagen, ihre Augen zu sehen, die ein tiefer Schlaf noch verschlossen hielt. Um diese zu erblicken, kam ihm mehr als einmal die Lust an, die schöne Schläferin zu wecken. Weil er sie aber unendlich schöner fand, als alle Weiber, die er jemals gesehen hatte, so zweifelte er, ob sie nicht vielleicht eine Göttin wäre, und weil er noch Verstand genug hatte, um einzusehen, daß er göttlichen Dingen mehr Ehrfurcht schuldig wäre, als menschlichen, so enthielt er sich und wollte lieber warten, bis sie von selbst erwachen würde; und wiewohl ihm darüber die Zeit fast zu lang ward, so empfand er doch so viel Vergnügen, daß er sich nicht entschließen konnte, sich zu entfernen. Endlich fügte es sich, daß die Jungfrau, deren Name Iphigenia war, früher als ihre Leute erwachte,

und indem sie die Augen aufschlug und ihr Haupt erhob, den Cimon erblickte, wie er auf seinen Karst gestützt vor ihr stand. Da ihn Jedermann kannte, sowohl wegen seiner eigenen bäurischen Gestalt, als weil er der Sohn eines so angesehenen und vermögenden Mannes war, so nannte sie ihn bei seinem Namen, und fragte: „Cimon, was hast Du um diese Stunde hier im Walde zu schaffen?"

Cimon antwortete nicht, sondern indem ihre Augen sich öffneten, blickten die seinigen sie unverwandt an, und er schien zu empfinden, daß eine sanfte Bewegung, die sie ihm einflößten, sein Innerstes mit einem nie gekannten Vergnügen erfüllte. Dieses bemerkte die Jungfrau, und weil sie fürchtete, sein starrer Blick möchte ihn bei seinem bäurischen Wesen zu Unanständigkeiten führen, so weckte sie ihre Weiber, stand auf und sagte: „Gehabe Dich wohl, Cimon!"

Cimon antwortete: „Ich gehe mit Dir." Und obwohl die Jungfrau sich seine Begleitung verbat, weil sie sich noch immer vor ihm fürchtete, so konnte sie ihn doch nicht los werden, bis er sie ganz nach ihrem Hause begleitet hatte. Von Stunde an ging er zu seinem Vater, und erklärte ihm, er habe durchaus keine Lust, wieder nach dem Dorfe zurückzukehren. Dem Vater war dieses zwar nicht lieb, doch ließ er ihm seinen Willen, indem er neugierig war, zu sehen, was ihn bewogen hätte, seinen Entschluß zu ändern. Da indessen Cimons Herz, auf welches weder Lehren, noch Ermahnungen einigen Eindruck hatten machen können, von Iphigenia's Reizen bezwungen, sich einmal der Liebe geöffnet hatte, so entwickelte sich nunmehr bei ihm von Tage zu Tage ein neuer Begriff nach dem andern, so daß sein Vater, seine Verwandten und alle die ihn kannten, darüber in die äußerste Verwunderung geriethen. Zuerst bat er seinen Vater, ihn zierlich und ordentlich, so wie seine übrigen Brüder, kleiden zu lassen, welches der Vater mit Vergnügen that. Hierauf suchte er den Umgang gebildeter Jünglinge, und bemerkte mit Aufmerksamkeit die Aufführung, welche sich für gesittete Leute, und besonders für Verliebte schickte; und so lernte er gleich Anfangs zu Jedermanns Verwunderung in kurzer Zeit nicht nur die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, sondern er ward auch bald einer der besten und geschicktesten Sophisten. Seine rohe bäurische Stimme bildete sich auch nicht allein zum städtischen Wohllaut, sondern er ward auch ein Meister im Gesang und Klangspiel, im Reiten und Fechten, und bewies sich in allen kriegerischen Uebungen zu Wasser und zu Lande gleich

tapfer und geschickt; und das alles wirkte seine Liebe zu Iphigenia. Mit einem Worte (um mich nicht bei jedem kleinen Umstande seiner Ausbildung aufzuhalten), es waren seit dem ersten Tage der Entstehung seiner Liebe noch keine vier Jahre verflossen, so ward er der munterste, angenehmste, tugendhafteste und vollkommenste Jüngling in der ganzen Insel Cypern.

Wie sollen wir uns diese Verwandlung des Cimon erklären, meine liebenswürdigen Freundinnen? Gewiß auf keine andere Weise, als daß das neidische Schicksal die herrlichen Tugenden, zu welchen der Himmel den Keim in ihn gelegt hatte, in einem äußerst kleinen Winkel seines Herzens mit eisernen Banden gefesselt und eingeschlossen hielt; daß aber die Liebe, die noch mächtiger ist, als das Schicksal, diese Bande zersprengte, daß sie seine schlafenden Begriffe weckte, sie aus dem tiefen Dunkel, welches sie umhüllte, hervorzog und ans helle Licht brachte, und dadurch bewies, daß sie die Geisteskräfte ihrer Verehrer überall ausfindig zu machen und sie mit ihrem Strahl zu erhellen vermag.

Obwohl nun Cimon (wie Jünglinge wohl pflegen) in den Aeußerungen seiner Liebe zu Iphigenia Manches übertrieb, so ließ sich doch sein Vater dieses nicht nur gerne gefallen, sondern that ihm auch selbst allen möglichen Vorschub, um in diesem Stücke nach seiner Neigung zu handeln. Cimon (welcher nach diesem nie wieder Galesus heißen wollte, weil Iphigenia ihn einmal Cimon genannt hatte), suchte endlich das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, und ließ deswegen bei dem Cypseus, Iphigenia's Vater, um sie anhalten. Allein Cypseus gab zur Antwort, er habe sie einem gewissen edlen Jünglinge in Rhodus, Namens Phasimus, bereits versprochen, und er wolle sein Wort nicht brechen. Wie nun die Zeit kam, daß die festgesetzte Vermählung sollte vollzogen werden, und der Bräutigam Abgesandte schickte, um seine Braut heimzuholen, dachte Cimon bei sich: „Jetzt, Iphigenia, ist es Zeit, zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe. Dein Anblick hat mich zum Menschen gemacht, Dein Besitz würde mich ohne Zweifel zu dem Glück eines Gottes erheben; und wahrlich, ich will Dich besitzen oder sterben!"

Er warb hierauf in der Stille einige edelmüthige Jünglinge an, die seine Freunde und Waffenbrüder geworden waren, ließ heimlich ein Schiff ausrüsten, und mit allem Nöthigen zum Seegefecht versehen, und stach in die See, um das Fahrzeug aufzufangen, welches Iphigenia zu ihrem

Bräutigam führen sollte. Dieses ging gleichfalls in See, und steuerte gerade nach Rhodus zu. Cimon war wacker, traf am folgenden Tage mit ihnen zusammen, und rief ihnen zu: „Streicht die Segel, oder erwartet Euren Tod in den Wellen, wenn ich Euch überwinde!"

Seine Gegner brachten ihre Waffen auf's Verdeck, und machten sich fertig zum Widerstande. Wie dieß Cimon sah, warf er dem Rhodischen Schiffe einen Enterhaken an Bord, indem es sich schnell zu entfernen suchte, und befestigte es damit an den Schnabel des seinigen. Er wartete nicht, bis seine Gefährten ihm folgten, sondern grimmig wie ein Löwe sprang er in das Schiff der Rhodier, achtete nicht die Zahl seiner Gegner, indem die Liebe ihm unüberwindliche Kraft verlieh, und würgte rechts und links unter ihnen mit seinem Schwerte, wie unter einer Heerde Schafe. Erschrocken warfen die Rhodier ihre Waffen von sich, und baten einstimmig um Pardon. „Jünglinge!" sprach Cimon zu ihnen, „mich trieb weder Raubgier, noch Erbitterung, von Cypern auszulaufen, und Euch im offenen Meere mit gewaffneter Hand anzugreifen, sondern mich bewog dasjenige, was mir das Theuerste ist, das ich erwerben kann, und was Ihr mir ohne Mühe in Frieden gewähren könnt, nämlich Iphigenia, die ich über alles in der Welt liebe. Da ich sie nicht von ihrem Vater in Frieden und Freundschaft erhalten konnte, so zwang mich die Liebe, sie mit den Waffen in der Hand von Euch zu gewinnen. Ich bin Willens, die Stelle bei ihr zu vertreten, die man Eurem Phasimus bestimmt hatte. Gebt sie mir, und fahret in Gottes Namen Eure Straße."

Die Jünglinge überlieferten ihm, mehr gezwungen als gutwillig, die in Thränen schwimmende Iphigenia. Wie Cimon ihre Thränen fließen sah, sprach er: „Edle Jungfrau, sei unbekümmert. Ich bin Dein Cimon, dem seine standhafte Liebe ein größeres Recht gibt, Dich zu besitzen, als dem Phasimus die gegebene Zusage."

So bald Cimon sie am Bord seines Schiffes sah, kehrte er wieder um zu seinen Gefährten, und ließ die Rhodier fahren, ohne sie im geringsten an ihrem Eigenthum zu verletzen. Höchst entzückt über die theure geliebte Beute, sann er nur darauf, sie zu beruhigen, und stellte hiernächst seinen Gefährten vor, daß es nicht rathsam wäre, gleich nach Cypern zurück zu kehren; er fand sie auch einstimmig seiner Meinung, daß es besser sein würde, nach Creta zu gehen, wo sie fast alle, und Cimon insbesondere, durch ältere und neuere Verbindungen mit vielen angesehenen Geschlechtern

verwandt und befreundet waren, und weil sie daselbst mit Iphigenia in Sicherheit zu sein glaubten, so richteten sie ihren Lauf dahin. Allein das Glück, welches dem Cimon die Eroberung seiner Geliebten leicht genug gemacht hatte, blieb ihm nicht lange treu, sondern es verwandelte nur zu bald die innige Freude des liebenden Jünglings in die bitterste Betrübniß. Es waren noch nicht vier Stunden seit seinem Gefechte mit den Rhodiern vergangen, wie die Nacht, welche Cimon mit nie empfundener Sehnsucht erwartet hatte, anbrach; doch mit ihr erhob sich zugleich ein fürchterlicher Sturm mit Ungewitter, so daß die tobenden Wellen im schrecklichen Kampfe mit dem schwarzen Gewölk sich fast zu vermengen schienen, und es den Schiffleuten unmöglich machten, nicht nur das Schiff zu regieren, sondern sich auf demselben auch nur aufrecht zu erhalten. Cimon war äußerst bekümmert um Iphigenia; er glaubte, die Götter hätten ihm nur deswegen seine Wünsche zum Theil gewährt, damit sie ihm den Tod desto schmerzlicher machten, dem er wenige Stunden vorher muthig entgegenging. Seine Gefährten waren nicht weniger in Aengsten; am meisten aber Iphigenia, die bei jeder Schlagwelle ihren Tod in den Wogen zu finden glaubte, und Cimon mit seiner Liebe verwünschte, und seine Vermessenheit schalt, weil sie gewiß glaubte, das Ungewitter wäre aus keiner andern Ursache entstanden, als weil die Götter nicht zugeben wollten, daß Derjenige, welcher sie wider ihren Rathschluß zu seiner Gemahlin machen wollte, die Frucht seiner verwegenen Unternehmung genießen, sondern daß er sie zuerst elendiglich umkommen sehen, und dann selbst dem Tode geweiht werden sollte. Indem nun der Sturm immer heftiger, die Wehklage immer lauter, und die Verlegenheit der Schiffleute immer größer und allgemeiner ward, und Niemand wußte, wohin das Schiff triebe, wurden sie bis in die Nähe der Insel Rhodus verschlagen; sie wurden das Land gewahr, und ohne zu wissen oder sich auch nur darum zu bekümmern, wo sie wären, bemühten sie sich nur, das Schiff wo möglich unter dem Schutze des Landes vor Anker zu bringen, um ihr Leben zu retten Das Glück war ihnen auch in so weit günstig, daß sie eine kleine Bucht entdeckten, in welche kurz vorher die Rhodier, mit welchen Cimon gekämpft hatte, eingelaufen waren, und kaum entdeckten sie in der Morgendämmerung, daß sie bei Rhodus vor Anker gekommen waren, so bemerkten sie auch, indem sich das Wetter ein wenig aufklärte, in der Entfernung eines Bogenschusses das Schiff, mit welchem sie sich des Abends vorher geschlagen hatten. Cimon ward darüber sehr bestürzt,

und weil er ahnete, was ihm bevorstand, so befahl er, alle Kräfte anzustrengen, um das Schiff wieder in See zu bringen, und sich dann der Führung des Schicksals zu überlassen, weil sie an keinen schlimmeren Ort, als an diesen, gerathen könnten. Man that alles Mögliche, um die See wieder zu gewinnen; jedoch vergeblich. Der widrige Wind verhinderte sie nicht nur, aus der Bucht wieder auszulaufen, sondern er trieb sie, aller Anstrengung ungeachtet, nur immer näher ans Land, wo sie von der Mannschaft des Rhodischen Schiffes alsobald gesehen und erkannt wurden. Diese gaben unverzüglich den jungen Rhodiern, die sich bereits nach einem nahe gelegenen Dorfe begeben hatten, Nachricht, daß Cimon und Iphigenia mit ihrem Schiffe zufälligerweise mit ihnen an einerlei Stelle vor Anker gekommen wären. Dies war ihnen sehr lieb, sie versammelten eine Menge Leute aus dem Dorfe, und eilten nach dem Gestade, wo Cimon mit den Seinigen soeben gelandet, und im Begriffe war, mit ihnen in dem nahe gelegenen Walde sich zu verbergen. Sie wurden aber sämmtlich nebst Iphigenia gefangen genommen und nach dem Dorfe gebracht. Lysimachus, welchem in diesem Jahre die oberste Gewalt auf der Insel anvertrauet war, begab sich dahin, begleitet von einem zahlreichen Gefolge bewaffneter Leute aus der Stadt, und ließ den Cimon nebst allen den Seinigen, vermöge der Anklage, die Phasimus bei der Landesobrigkeit angebracht hatte, nach dem Gefängnisse führen.

So ward dem armen verliebten Cimon seine Iphigenia wieder entrissen, wenige Stunden nachdem er sie entführt, und wie er ihr kaum den ersten Kuß geraubt hatte. Iphigenia ward indessen von vielen edlen Frauen in Rhodus empfangen, welche sich bemühten, ihr nach dem Schrecken über ihre Entführung und über die Wuth des ungestümen Meeres einige Erholung zu verschaffen, und bei welchen sie bis an den Tag verweilte, der zu ihrer Hochzeit angesetzt war. Dem Cimon und seinen Gefährten schenkte man zwar das Leben, weil sie am vorigen Tage den Rhodischen Jünglingen freien Abzug vergönnt hatten (obgleich Phasimus sich alle Mühe gab, ein Todesurtheil gegen sie auszuwirken); doch verdammte man sie alle zu ewigem Gefängniß.

Phasimus eilte indessen, Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen; doch indem er sich damit beschäftigte, schien das Schicksal es schon wieder zu bereuen, daß es dem Cimon plötzlich einen so bösen Streich gespielt hatte, und es führte von neuem eine Gelegenheit herbei, um seiner Sache wieder

aufzuhelfen. Phasimus hatte nämlich einen Bruder, dem er zwar an Jahren, aber nicht an guten Eigenschaften überlegen war, Namens Hormiscus. Dieser hatte sich seit langer Zeit um ein schönes und edles Mädchen, Kassandra genannt, beworben, in welches Lysimachus gleichfalls sehr verliebt war; doch hatte diese Heirat bisher verschiedene Hindernisse gefunden. Wie aber Phasimus jetzt im Begriffe war, seine eigene Hochzeit mit großem Gepränge zu begehen, hielt er es für das Beste, um doppelte Unkosten und doppelte Feierlichkeiten zu sparen, daß Hormiscus sich zu gleicher Zeit verheiratete. Er knüpfte demnach die Unterhandlungen mit Kassandra's Eltern wieder an, brachte sie glücklich zu Stande, und verabredete darauf mit seinem Bruder, daß sie an einem Tage Beide Hochzeit halten wollten.

Wie Lysimachus dieses vernahm, schmerzte es ihn sehr, alle seine Hoffnungen getäuscht zu sehen, weil er sich ganz gewiß geschmeichelt hatte, Kassandra selbst zu bekommen, wenn aus der Heirat mit dem Hormiscus nichts würde. Er verbarg inzwischen seinen Unmuth darüber, indeß er auf Mittel sann, die Absichten des Hormiscus zu vereiteln; doch sah er dazu keinen andern Ausweg, als Kassandra zu entführen. Vermöge der Macht, die er in Händen hatte, schien ihm dieses nicht schwer zu sein; doch hielt er eben deswegen diese Maßregel für weniger erlaubt und anständig, als wenn ihm diese Gewalt nicht wäre anvertraut gewesen. Nachdem er jedoch lange darüber hin und her gedacht hatte, behielt endlich die Liebe den Sieg über die Gewissenhaftigkeit, und er entschloß sich, Kassandra zu entführen, es möchte kosten was es wollte. Indem er nun überlegte, welche Gehülfen er sich wählen, und wie er die Anstalten treffen wollte, fiel ihm Cimon ein, der mit seinen Gefährten im Gefängniß schmachtete, und er glaubte, daß er nirgends bessere und treuere Mitgenossen finden könnte. Er ließ demnach an einem Abend den Cimon insgeheim zu sich kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Cimon! So wie die Götter sich den Menschen als die besten und reichlichsten Geber alles Guten zeigen, so wissen sie auch am besten, ihre Tugenden auf die Probe zu stellen, und Diejenigen nach Verdienst zu belohnen, welche am festesten und beständigsten in allen Fällen gefunden werden. Sie verlangten von Deiner Tugend größere Beweise, als Du in dem Hause Deines Vaters hättest geben können, der (wie ich weiß) an allen Glücksgütern einen Ueberfluß hat. Deswegen haben sie Dich (wie ich höre) durch den Stachel der Liebe aus

einem unempfindlichen Thierleben zu einem vernünftigen Zustande erweckt; darauf hat Dein hartes Schicksal Dich hierher in eine beschwerliche Gefangenschaft geführt, weil die Götter versuchen wollten, ob Dein Muth sich durch den plötzlichen Verlust Deiner eroberten geliebten Beute würde wankend machen lassen. Bist Du aber noch eben so gesinnt, wie vormals, so haben sie Dir nie ein erwünschteres Geschenk gemacht, als die Gelegenheit, welche sie Dir jetzt anbieten, und die ich Dir verkündigen will, damit Du Dich wieder ermannest, und Muth gewinnest: Phasimus, der sich über Dein Unglück freuet, und Dir gerne den Tod bereitet hätte, eilt jetzt so viel möglich, seine Vermählung mit Deiner Iphigenia zu vollziehen, um sich des Schatzes zu erfreuen, welchen Dir Dein günstiges Glück zuerst bescherte, und ihn Dir dann plötzlich im Zorn wieder entriß. Wie sehr Dich dieses schmerzen müsse (wenn Du so zärtlich liebst, wie ich glaube), das weiß ich aus eigener Erfahrung, indem des Phasimus Bruder Hormiscus mir in Kassandra's Person, die ich unaussprechlich liebe, an demselben Tage eine ähnliche Kränkung zubereitet. Ich weiß keinen andern Weg, den das Schicksal uns offen gelassen hat, um dieser Kränkung zuvor zu kommen, als durch unsern Muth und durch die Kraft unseres Armes, der uns mit dem Schwerte die Bahn zur Entführung unserer Geliebten brechen muß; denn wofern Dir, ich will nicht sagen Deine Freiheit (denn diese hat wohl ohne den Besitz Deiner Geliebten nur einen geringen Werth für Dich), sondern die Wiedererlangung Deiner Geliebten selbst, am Herzen liegt, so geben sie Dir die Götter in Deine Hand, wenn Du mir in meiner Unternehmung beistehen willst."

Diese Worte weckten den gesunkenen Muth in Cimon's Brust wieder auf. Er besann sich nicht lange auf eine Antwort, sondern sprach: „Lysimachus, Du kannst Dir bei dieser Unternehmung weder einen tapferern, noch einen treueren Gefährten wählen, als mich, wenn ich dasjenige damit erlangen kann, was Du mich hoffen lässest; sage mir also nur, was Du willst, das ich thun soll, so sollst Du sehen, mit welchem Eifer und Kraft ich es ausführen werde."

Lysimachus antwortete: „Ueber drei Tage werden die beiden Bräute ihren Einzug in den Palast ihrer Verlobten halten. Am Abend wollen wir Beide, Du mit Deinen Gefährten, und ich mit einigen zuverlässigen Männern, das Haus überfallen, unsere Geliebten mitten aus dem Kreise der versammelten Gäste entführen, und sie auf ein Schiff bringen, das ich schon

heimlich habe ausrüsten lassen, und wer sich uns widersetzt, der soll durch unser Schwert fallen."

Dem Cimon gefiel der Anschlag, und er hielt sich bis zur anberaumten Zeit still in seinem Gefängniß. Wie der Hochzeittag kam, war der Aufzug sehr festlich, und in dem Hause der beiden Brüder erscholl alles von lautem Jubel. Wie Lysimachus alles veranstaltet, und sich und Cimon, sammt dessen Gefährten und seinen eigenen Freunden, mit Waffen versehen hatte, die sie unter ihren Kleidern versteckten, ermunterte er sie durch eine zweckmäßige Anrede zur wackeren Ausführung seiner Absicht, und theilte sie hierauf in drei Haufen, wovon er den einen in der Stille nach dem Hafen schickte, um den Weg nach dem Schiffe im nöthigen Fall offen zu halten. Mit den beiden anderen Haufen ging er nach dem Hause des Phasimus, wo er den einen an der Thüre ließ, um sich den Rückweg zu sichern. Der andere folgte ihm und Cimon die Treppe hinauf. Wie sie in den Saal kamen, wo die jungen Bräute mitten unter vielen andern Frauenzimmern bereits an der Tafel saßen, sprangen sie zu, stießen die Tische um, und bemächtigten sich ein jeder seiner Geliebten, übergaben sie dem Schutz ihrer Waffengenossen, und zogen selbst ihre Schwerter zu ihrer Vertheidigung. Die beiden Bräute weinten und jammerten, und alle übrigen Weiber, sammt den Dienern erhoben ein lautes Klagegeschrei, indeß Cimon und Lysimachus mit ihren Genossen ihre schöne Beute ohne Widerstand wegführten, weil ein jeder, aus Furcht vor ihren gezückten Schwertern, ihnen Platz machte. Indem sie die Treppe hinunter eilten, kam ihnen Phasimus entgegen, der bei dem entstandenen Getümmel mit einer großen Keule herbeigelaufen kam. Cimon versetzte ihm aber einen Hieb, der ihm den Schädel fast von einander spaltete, und ihn todt zu Boden streckte. Der unglückliche Hormiscus, welcher seinem Bruder zu Hülfe eilte, fiel unter den Streichen des Lysimachus, und einige Andere, die ihnen den Weg streitig machen wollten, wurden von den Gefährten des Cimon und Lysimachus zurückgetrieben, nachdem einige von ihnen waren verwundet worden. Sie verließen das Haus, in welchem sie Schrecken, Blut und Getümmel verbreitet hatten, und erreichten schnell und ungehindert den Hafen, wo sie die Frauenzimmer einschifften, und dann selbst in Eile ihr Schiff bestiegen, weil sie sahen, daß schon eine Menge bewaffneter Leute sich zusammen rottete, um die beiden Jungfrauen wieder zu befreien. Sie ruderten schnell und fröhlich davon, und wurden bei ihrer Ankunft in Creta von ihren vielen

Freunden und Verwandten mit Freuden aufgenommen, feierten daselbst ihre Hochzeit, und erfreuten sich ihrer geliebten Beute. In Cypern und auf Rhodus entstanden indessen große und langwierige Fehden um ihrentwillen. Doch endlich schlugen sich einige friedliebende Freunde auf beiden Inseln in's Mittel, und brachten es dahin, daß Cimon und Iphigenia nach einer kurzen Verbannung wieder nach Cypern, und Lysimachus mit Kassandra nach Rhodus froh und friedlich zurückkehren durften, und lange Jahre in glücklicher Vereinigung mit einander lebten."

Zweite Erzählung.

Constanza liebt den Martuccio Gomito. Wie sie hört, daß er umgekommen sei, wirft sie sich vor Verzweiflung ganz allein in ein Boot, und wird von Wind und Wellen nach Susa hinüber getrieben. Sie trifft den Martuccio in Tunis lebendig an, giebt sich ihm zu erkennen, und da er sich durch einen klugen Rathschlag bei dem Könige sehr in Gunst gesetzt hat, so erhält er große Reichthümer, heiratet seine Geliebte und kehrt mit ihr zurück nach Lipari.

Die Königin ertheilte dem Pamfilo viele Lobsprüche über seine Erzählung, und befahl Emilie, zunächst zu reden.

Emilie sagte: „Ein Jeder muß sich billig freuen, wenn er sieht, daß eine Sache so belohnt wird, wie es ihrer Absicht gemäß ist. Da nun die Liebe doch insgemein mehr Glück, als Unglück verdient, so gehorche ich heute der Königin, die mir von dieser Materie zu reden befiehlt, viel williger, als gestern unserm Könige.

Wisset demnach, meine reizenden Freundinnen, daß nahe bei Sicilien eine kleine Insel liegt, die man Lipari nennt, woselbst unlängst eine sehr schöne Jungfrau lebte, Namens Constanza, aus einem angesehenen Geschlechte in dieser Insel gebürtig, in welche sich ein hübscher, wohlgesitteter, und in seinem Gewerbe wohlerfahrner Jüngling verliebte, der sich Martuccio Gomito nannte. Da das Mädchen an ihrer Seite ihn ebenfalls so lieb hatte, daß sie nur in seinem Anblicke lebte, so ließ er bei ihrem Vater um sie anhalten, bekam aber eine abschlägige Antwort, weil er nicht reich war. Den Martuccio verdroß es, daß er seiner Armuth wegen abgewiesen ward; er rüstete demnach in Verbindung mit einigen Freunden ein kleines bewaffnetes Fahrzeug aus, und schwor, Lipari nicht eher wieder zu

sehen, bis er ein reicher Mann würde. Wie er auslief, machte er den Anfang damit, daß er an der barbarischen Küste kreuzte, und alles wegnahm, was ihm nicht widerstehen konnte; das Glück war ihm auch günstig genug, wenn er nur selbst so klug gewesen wäre, seinem Durste nach Reichthum zu rechter Zeit Grenzen zu setzen. Wie er aber nebst seinen Gefährten in kurzer Zeit schon große Reichthümer erobert hatte, und nun noch Schätze auf Schätze zu häufen suchte, so traf es sich endlich, daß sie einst von mehreren barbarischen Schiffen umzingelt wurden, und nach einem hartnäckigen Gefechte, in welchem die meisten von Martuccio's Leuten durch das Schwert der Saracenen fielen, ward endlich sein Schiff in den Grund gebohrt, und er selbst gerieth mit den wenigen Uebrigen in die Hände der Feinde, die ihn nach Tunis führten, wo er eine lange Zeit in der Gefangenschaft schmachten mußte.

In Lipari verbreitete sich bald nachher, nicht nur aus einem Munde, sondern auf mancherlei Wegen, das Gerücht, daß Martuccio mit allen den Seinigen in den Wellen umgekommen wär. Constanza, die sich über die Abreise ihres Geliebten schon außerordentlich betrübt hatte, ward untröstlich, wie sie hörte, daß er mit allen seinen Leuten in dem Treffen geblieben wäre. Ihres Lebens müde, jedoch nicht herzhaft genug, um sich selbst den Tod zu geben, ersann sie ein neues Mittel, um ihn unvermeidlich zu machen. Sie ging nämlich an einem Abend heimlich aus dem väterlichen Hause, und begab sich nach dem Hafen, wo sie von ungefähr in einiger Entfernung von den übrigen Schiffen ein Fischerboot fand, aus welchem die Fischer unlängst ans Land gestiegen waren, und Mast, Segel und Ruder in demselben zurückgelassen hatten. Sie sprang hinein, ruderte hinaus in das offene Meer, und da sie, nach der Weise aller Frauenzimmer in der Insel, mit dem Schiffsgeräth einigermaßen umzugehen wußte, so setzte sie das Segel bei, warf die Ruder und das Steuer in die Wellen, und überließ sich den Winden, in der gewissen Erwartung, daß sie das Fahrzeug ohne Ballast und Steuermann entweder umschlagen, oder es an eine Klippe treiben würden, wo es scheitern müßte; so daß sie nicht würde entrinnen können, wenn sie auch wollte, sondern ihren Tod unfehlbar in den Wellen finden. Sie verhüllte sich demnach den Kopf mit ihrem Mantel, und legte sich weinend in dem Boote nieder. Es ging aber ganz anders, als sie erwartete; denn weil ein leichter Nordwind in das Segel blies, und die See so ruhig war, daß sich die Wellen kaum furchten, so ging das Boot seinen geraden

Lauf vorwärts, und sie kam am folgenden Tage gegen Abend, ungefähr hundert Meilen oberhalb Tunis, nicht weit von einer Stadt, die man Susa nennt, an's Land. Da sie bisher ihr Haupt bei keiner Veranlassung aufgehoben hatte, noch aufheben wollte, so wußte sie nichts davon, ob sie sich am Lande, oder noch im offenen Meere befände. Indem nun das Boot auf den Strand lief, befand sich von ungefähr eine arme Fischerfrau am Ufer, welche beschäftigt war, die getrockneten Netze ihrer Leute einzunehmen, und sich wunderte, zu sehen, daß das Boot mit vollem Segel auf den Strand gelaufen kam. Sie glaubte, daß die Fischer in demselben eingeschlafen wären, und ging hin, um zuzusehen. Wie sie nun Niemand in dem Boote fand, als ein Frauenzimmer, welches fest eingeschlafen war, rief sie ihr so lange zu, bis sie sie aus ihrem Schlafe weckte, und an ihrer Kleidung bemerkte, daß sie eine Christin war. Sie fragte sie demnach auf Italienisch, wer sie wäre, und wie sie so allein in dem Boote käme. Constanza, die sich auf Italienisch anreden hörte, glaubte, der Wind wäre umgelaufen, und hätte sie wieder nach Lipari zurück getrieben. Sie sprang auf, und wie sie sich am Lande und in einer ganz unbekannten Gegend befand, fragte sie die Frau, wo sie wäre.

Die Frau antwortete ihr: „Mein Kind, Du bist an der barbarischen Küste, nicht weit von Susa."

Wie Constanza dieses vernahm, überfiel sie die Furcht vor einer schmählichen Behandlung; sie bedauerte, daß ihr Gott nicht lieber den Tod gesandt hätte, und weil sie sich nicht zu helfen wußte, so setzte sie sich in ihrem Boote nieder, und vergoß bittere Thränen. Das gute Weib hatte Mitleiden mit ihr, und redete ihr so lange zu, bis sie ihr in ihre Hütte folgte, wo sie sie bat, ihr zu sagen, von wannen sie gekommen wäre, und weil sie bemerkte, daß sie hungrig war, so setzte sie ihr etwas Brot, Fische und Wasser vor, um sie zu erquicken, und bewog sie durch viele Bitten, ein wenig davon zu genießen.

Constanza fragte sie hierauf, wer denn sie wäre, daß sie so gut Italienisch spräche.

Sie antwortete ihr, sie wäre in Trapani zu Hause; ihr Name wäre Carapresa, und sie wäre hier im Dienste bei einigen christlichen Fischerleuten.

Wie Constanza den Namen Carapresa *) hörte, hielt sie ihn (ihres

*) Carapresa, theures Pfand.

Kummers ungeachtet, und obwohl sie selbst sich die Ursache nicht erklären konnte), für das Zeichen einer guten Vorbedeutung. Sie fing an zu hoffen, obgleich sie selbst nicht wußte was, und ihr Verlangen nach dem Tode verminderte sich allmählich. Ohne sich demnach zu erkennen zu geben, oder zu sagen, von wannen sie käme, bat sie ihre Wirthin um Gotteswillen, Mitleiden mit ihrer Jugend zu haben, und ihr zu rathen, wie sie sich vor Verletzung ihrer Keuschheit sichern könnte.

Carapresa, die ein gutes Weib war, verließ sie einige Augenblicke, um ihre Netze vollends einzunehmen, führte sie hernach in ihren Schleier gehüllt nach Susa, und sprach unterwegs zu ihr: „Liebes Mädchen, ich will Dich zu einer sehr liebreichen sarazenischen Frau führen, welcher ich manchen Dienst leiste; sie ist bejahrt und mitleidig; ich will Dich ihr auf's Angelegentlichste empfehlen, und ich bin versichert, daß sie Dich wie eine Tochter aufnehmen wird. Du wirst Dich Deinerseits bemühen, ihr so zur Hand zu gehen, daß Du Dich ihr immer lieber und angenehmer machst, bis Dir Gott ein besseres Glück beschert.“

Wie gesagt, so gethan. Nachdem sie ihre Worte bei der alten Dame angebracht hatte, betrachtete diese Constanza, und vergoß Thränen des Mitleids, indem sie sie bei der Hand nahm und ihr die Stirne küßte. Sie nahm sie in ihr Haus, in welchem sie mit einigen andern Frauenzimmern, ohne alle männliche Gesellschaft, oder Bedienung wohnte, und sich nebst ihnen mit allerlei Arbeit in Seide, Palmblättern und Lederstickerei beschäftigte. Constanza lernte sich sehr bald mit diesen Arbeiten behelfen, und gewann im höchsten Grad die Liebe ihrer Gesellschafterinnen, deren Sprache sie in kurzer Zeit lernte.

Indem sie nun in Susa lebte, und ihre Verwandten sie als todt oder verloren betrauerten, begab es sich, wie Muley Abdallah König in Tunis war, daß in Granada ein Jüngling von vornehmer Abkunft und von großem Ansehen sich für den rechtmäßigen Thronerben von Tunis ausgab, ein mächtiges Heer zusammenbrachte, und den König von Tunis mit Krieg überzog, um ihn vom Throne zu stoßen. Wie Martuccio dieses in seinem Gefängniß erfuhr, sprach er zu einem von den Wächtern: „Wenn ich den König sprechen könnte, so wüßte ich ihm vielleicht einen guten Anschlag zu geben, seinen Feind zu überwinden.“

Der Wächter sagte diese Worte seinem Befehlshaber, und dieser hinter-

brachte sie dem Könige, welcher den Martuccio sogleich vor sich kommen ließ, und ihn fragte, worin sein Anschlag bestände.

„Gnädiger Herr (sprach Martuccio), wenn mich in vorigen Zeiten meine eigene Erfahrung gelehrt hat, Eure Art zu fechten recht zu beobachten, so pflegen bei Euch die Bogenschützen hauptsächlich das Schicksal der Schlacht zu entscheiden. Wenn Ihr es also dahin bringen könntet, daß Euren Feinden während des Treffens die Pfeile mangelten, indeß Eure eigenen Leute Ueberfluß daran behielten, so würdet Ihr ohne Zweifel den Sieg davontragen."

„Das versteht sich (sprach der König); aber wie ist das möglich zu machen?"

„Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt (erwiederte Martuccio), so ist dieses eine leichte Sache. Ihr braucht nur Euren Bogenschützen noch dünnere Sehnen zu geben, als man sonst irgendwo bisher gebraucht hat, und Eure Pfeile so kerben zu lassen, daß sie genau auf diese Sehnen passen. Wenn Ihr dieses so geheim betreiben könnt, daß Euer Feind nichts davon erfährt, und also keine Maßregeln dagegen nehmen kann, so werdet Ihr in der Schlacht, nachdem die Bogenschützen an beiden Seiten ihre Pfeile verschossen haben, großen Vortheil davon ziehen. Denn Eure Leute werden alle aufgesammelten Pfeile der Feinde wieder gegen sie gebrauchen können, weil die großen Kerben auf jede Sehne passen, da hingegen die Eurigen, wegen ihrer kleinen Kerbe, Jenen zu nichts nützen. Auf diese Weise werden Eure Leute noch Ueberfluß an Pfeilen haben, wenn sie den Feinden schon gänzlich mangeln."

Dem Könige, der ein verständiger Herr war, gefiel der Rath des Martuccio; er befolgte ihn und besiegte dadurch seinen Feind. Martuccio stieg demnach sehr hoch in seiner Gunst, und kam zu großem Reichthum und Ehren. Das Gerücht von dieser Begebenheit erscholl überall, und auf diese Weise erfuhr auch Constanza, daß ihr Martuccio noch lebte, den sie seit langer Zeit für todt gehalten hatte. Ihre schlummernde Liebe erwachte jetzt mit verdoppelter Stärke, und ihre verlorne Hoffnung stellte sich wieder ein. Sie eröffnete demnach ihrer liebreichen Wirthin alle ihre Schicksale und entdeckte ihr ihren Wunsch, nach Tunis zu gehen, um ihre Augen an dem Anblick desjenigen zu ergötzen, womit die Sage ihr Ohr so sehr erfreut hätte.

Die gute Frau billigte ihren Wunsch und mit mütterlicher Liebe ent-

schloß sie sich, ein Boot mit ihr zu besteigen und nach Tunis zu fahren, wo sie nebst Constanza von einem ihrer Verwandten freundlich bewirthet ward. Sie hatten die Carapresa mitgenommen, welche sie ausschickten, um ihnen nähere Kundschaft vom Martuccio zu verschaffen, und welche ihnen auch bald die Bestätigung der Nachricht brachte, daß er noch lebe und in hohen Ehren stände. Die freundschaftliche Mohrin wünschte das Verdienst zu haben, ihm die Ankunft seiner Constanza selbst bekannt zu machen. Sie ging demnach zu ihm und sagte: „Martuccio, in meinem Hause ist einer von Deinen Dienern aus Lipari angekommen, und wünscht Dich insgeheim zu sprechen. Da er mich gebeten hat, diese Botschaft keinem Andern anzuvertrauen, so bin ich selbst gekommen, um Dich davon zu benachrichtigen."

Martuccio dankte ihr und folgte ihr nach ihrer Wohnung. Wie Constanza ihn erblickte, fehlte nicht viel daran, daß die plötzliche Freude ihr nicht das Leben raubte. Es war ihr unmöglich, sich zu enthalten, ihm mit offenen Armen entgegen zu eilen und ihn um den Hals zu fallen. Die Erinnerung an ihre vergangenen Leiden und die Freude über ihr gegenwärtiges Glück verschlossen ihr jedoch den Mund, und sie konnte nur Thränen der Wonne und Zärtlichkeit vergießen.

Martuccio empfand bei ihrem Anblick ein frohes Erstaunen, und mit einem zärtlichen Seufzer rief er aus: „O meine Constanza! Lebst Du wirklich noch? Wie lange hat man mir schon gesagt, Du würdest vermißt und die Deinigen hätten nie die mindeste Nachricht von Dir erhalten können!" Mit diesen Worten umarmte er sie, und küßte sie mit Thränen.

Constanza erzählte ihm nun alle ihre Abenteuer, und wie liebreich die edle Mohrin sie aufgenommen hätte. Nachdem sie sich lange mit einander unterhalten hatten, ging Martuccio zu seinem Herrn, dem Könige, erzählte ihm alle Begebenheiten, die ihm und Constanza zugestoßen waren, und bat ihn zugleich um Erlaubniß, sich nach der Ordnung unserer Kirche mit ihr zu verheiraten. Der König verwunderte sich über diese Geschichten; er ließ Constanza kommen, und ließ sich alles von ihr selbst wiederholen, was ihm Martuccio erzählt hatte, und bekannte, daß sie reichlich verdient hätte, ihn zum Gemahl zu bekommen. Er ließ demnach große und herrliche Geschenke für sie und für ihren Geliebten bringen, und gab ihnen seine völlige Erlaubniß, zu handeln wie ihnen beliebte.

Martuccio dankte der liebreichen Wirthin seiner Constanza mit

Ehrerbietung für alles, was sie für sie gethan hatte, und machte ihr sehr ansehnliche Geschenke. Beim Abschiede konnte sich Constanza nicht ohne viele Thränen des Dankes und der Liebe von ihr trennen. Sie bestiegen mit Genehmigung des Königs ein kleines Fahrzeug, nahmen die Carapresa mit, und segelten mit günstigem Winde nach Lipari, wo die Freude über ihre Wiederkehr unbeschreiblich war. Hier vermählte sich Martuccio feierlich mit Constanza, gab seinen Freunden ein frohes Hochzeitmahl, und lebte mit seiner Gattin viele Jahre in Frieden und in einer glücklichen Ehe."

Dritte Erzählung.

Pietro Boccamazza entflieht mit Agnolella, und fällt unter die Räuber. Sie rettet sich in einen Wald, und wird nach einem Schlosse geführt. Pietro wird von den Räubern gefangen; doch entrinnt er wieder aus ihren Händen, und kommt nach einigen Abenteuern in dasselbe Schloß, wo sich Agnolella befindet, worauf er sie heiratet und mit ihr nach Rom zurückkehrt.

Emilia's Erzählung ward einstimmig gelobt, und Elisa, welcher die Königin befahl fortzufahren, eilte ihr zu gehorchen. „Ich erinnere mich (sprach sie), meine schönen Frauen, an eine böse Nacht, welche ein Paar Verliebte sich einst unvorsichtigerweise zugezogen hatten; weil aber viele fröhliche Tage darauf folgten, so paßt sie zu unserm Endzweck, und ich will Euch davon erzählen:

In Rom (welches heutiges Tages der Schwanz der Welt ist, sowie es ehemals das Haupt derselben war) lebte vor Kurzem ein Jüngling, Namens Pietro Boccamazza, aus einem vornehmen Römischen Geschlechte, welcher sich in ein sehr schönes reizendes Mädchen, Agnolella genannt, verliebte, deren Vater Gigliazzo Saullo zwar ein bürgerlicher, aber bei den Römern sehr beliebter Mann war; und er wußte es auch dahin zu bringen, daß das Mädchen ihm nicht weniger gewogen ward. Da Pietro sie unaussprechlich liebte, und dem Wunsche, sie zu besitzen, nicht länger ohne die größeste Qual widerstehen konnte, so hielt er um sie an. Wie dieses seine Verwandten erfuhren, lagen sie ihm alle mit dem Vorwurfe in den Ohren, daß er sich so wegwerfen wollte, und zugleich ließen sie den Gigliazzo abmahnen, der Werbung des Pietro auf keine Weise Gehör zu geben, indem sie im entgegengesetzten Fall ihn nimmermehr als ihren

Freund und Verwandten ansehen würden. Wie Pietro fand, daß man ihm diesen Weg verlegt hatte, auf welchem er einzig und allein zum Ziel seiner Wünsche glaubte gelangen zu können, wollte er vor Schmerz vergehen, und hätte Gigliazzo nur einwilligen wollen, so würde er seine Tochter, trotz allen seinen Verwandten, zur Gemahlin genommen haben. Indessen fiel es ihm ein, wenn sein Mädchen nur wollte, seinen Vorsatz dennoch durchzusetzen, und wie er durch einen Unterhändler ihre Einwilligung erhalten hatte, nahm er mit ihr Abrede, sie aus Rom zu entführen. Wie alle Anstalten dazu getroffen waren, stand er an einem Morgen früh auf, setzte sich mit seiner Geliebten zu Pferde, und nahm seinen Weg nach Alagna, wo er einige Freunde hatte, auf die er sich verlassen konnte. Obwohl sie nun auf ihrer Flucht nicht die Zeit hatten, ihre Heirat zu vollziehen, weil sie fürchten mußten, daß man ihnen nachsetzen würde, so unterhielten sie sich doch unterwegs mit zärtlichen Gesprächen, wobei auch gelegentlich mancher Kuß gewechselt ward. Da nun überdieß Pietro des Weges nicht recht kundig war, so war es eben nicht zu verwundern, daß sie ungefähr acht Meilen von Rom, wo der Weg rechter Hand ging, sich aus Irrthum links hielten; und kaum waren sie noch ein Paar Meilen weiter geritten, so befanden sie sich in der Nähe eines kleinen Schlosses, wo man sie von ferne entdeckt hatte, und ein Dutzend bewaffnete Reisige sprengten ihnen bereits entgegen. Wie sie ihnen nahe kamen, ward Agnolella sie zuerst gewahr, und schrie: „Pietro! wir müssen uns retten, man will uns anfallen.“ Sie wandte zugleich ihr Pferd nach einem dichten Walde, bohrte ihm die Sporen in den Leib, und hielt sich an dem Sattelbogen, indem sie mit verhängtem Zügel davonjagte. Pietro, dessen Blicke mehr auf ihr Angesicht als auf den Weg gerichtet waren, ward die Reisigen nicht so früh gewahr, als sein Mädchen, und ehe er sich umsehen konnte, von wannen sie kämen, fand er sich schon von ihnen umzingelt und gezwungen, vom Pferde zu steigen. Sie fragten ihn, wer er wäre, und sobald er ihnen seinen Namen sagte, pflogen sie Rath mit einander und sagten: „Dieser ist ein Anhänger unserer Feinde; was haben wir weiter zu thun, als ihm seinen Gaul und sein Geräth abzunehmen und ihn dem Orsini zur Schmach an dem ersten besten Eichbaum aufzuhängen?“ Dieß ward demnach einstimmig beschlossen, und man befahl dem Pietro, sich auszukleiden. Indem er schon anfing, seine Kleider abzulegen und sich dabei nichts Gutes zu versehen, erschien ein Trupp von mehr als zwanzig Be-

waffneten, welche die Andern anfielen und „nieder mit den Hunden!“ riefen. Bei diesem plötzlichen Ueberfalle vergaßen jene den Pietro, und dachten nur an ihre eigne Vertheidigung; weil aber die Angreifenden bei weitem der stärkere Theil waren, so mußten sie weichen und wurden von diesen verfolgt. Pietro nahm schnell diese Gelegenheit wahr, seine Sachen wieder zusammen zu raffen, seinen Gaul zu besteigen und so eilig er konnte, nach derselben Seite davon zu jagen, wohin er Agnolella hatte fliehen gesehen. Weil er aber in dem Walde weder Weg noch Steg finden und keinen Hufschlag ihres Pferdes entdecken konnte, so überließ er sich seinem Schmerz, sobald er glaubte, weit genug von seinen ersten Angreifern entfernt zu sein, und von denen, welche diese wiederum überfallen hatten, um von Beiden nichts mehr zu befürchten. Er beklagte sein Unglück, daß er nicht die geringste Spur von seiner Geliebten fand, denn obgleich er sie bald hier, bald dort im Walde suchte und sie bei ihrem Namen rief, so antwortete ihm doch Niemand; er traute sich nicht, wieder zurück zu gehen, und er wußte ebenso wenig, wohin er gerathen würde, wenn er weiter vorwärts ginge. Von der andern Seite ward ihm vor den wilden Thieren bange, die in den Wäldern zu hausen pflegen, und er war nicht nur für sich selbst, sondern auch für sein Mädchen besorgt, und fürchtete jeden Augenblick, sie von Wölfen oder Bären zerrissen zu finden. So brachte er den ganzen Tag zu, indem er im Walde herum irrte, und rief und schrie, und oft rückwärts ging, indem er meinte vorwärts zu kommen, bis er endlich von Gram, Geschrei, Furcht und Hunger so völlig erschöpft war, daß er nicht weiter kommen konnte. Wie er nun fand, daß die Nacht anbrach, und sich nicht anders zu rathen wußte, stieg er neben einem großen Eichbaume vom Pferde, band sein Pferd an den Baum, und kletterte hinauf, um sich in den Aesten zu bergen, damit ihn in der Nacht die wilden Thiere nicht zerreißen möchten. Nicht lange darnach ging der Mond auf und die Nacht war heiter. Er getraute sich jedoch nicht, zu schlafen, aus Furcht herunter zu stürzen, und wenn ihn auch diese Furcht nicht verhindert hätte, so ließ ihn doch die Besorgniß für seine Geliebte nicht schlafen; er brachte demnach die ganze Nacht damit zu, zu seufzen, zu weinen und sein Unglück zu beklagen.

Agnolella floh indessen, ohne zu wissen wohin, und indem sie ihren Gaul laufen ließ, wohin er konnte, gerieth sie darüber so tief in den Wald hinein, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite sie hergekommen war. Sie irrte ebenso, wie Pietro, an diesem wüsten Orte umher, indem sie

bald still hielt, bald vorwärts ritt, und beständig rief und jammerte, und ihr Unglück beklagte. Wie sie endlich sah, daß Pietro sich nicht wieder fand, und wie sie gegen die Vesperzeit einen kleinen Fußsteig entdeckte, so verfolgte sie denselben, und nachdem sie ungefähr zwei Meilen darauf fortgeritten war, erblickte sie von ferne eine Hütte, welcher sie sich eiligst näherte, und in derselben einen alten Greis mit seinem ebenso betagten Weibe fand.

„Mein Töchterchen! (sprachen diese, wie sie Agnolella so allein kommen sahen) was machst Du um diese Stunde in dieser wüsten Gegend?"

Agnolella antwortete: sie hätte sich im Walde von ihrer Gesellschaft verirrt, und fragte, wie weit sie noch von Alagna wäre.

„Dies ist nicht der Weg nach Alagna, meine Tochter (sprach der Alte). Alagna liegt über zwölf Meilen von hier."

„Ist denn keine Herberge in der Nähe, wo ich übernachten kann?" fragte Agnolella.

„Nirgends so nahe (erwiederte der Alte), daß Du sie noch vor Abend erreichen könntest."

„Wollt Ihr Euch denn wohl meiner erbarmen (versetzte sie), und mich beherbergen, da ich sonst nirgends hin kann?"

„Liebes Mädchen (antwortete der Greis), Du sollst uns für die Nacht willkommen sein; allein ich muß Dir zugleich sagen, daß in dieser Gegend bei Nacht und bei Tage viel liederliches Gesindel von Freunden und Feinden herumstreift, welches uns oft Schaden und Verdruß genug zufügt; und wenn von ungefähr dergleichen Volk ankäme, indeß Du hier bist, und sie fänden Dich so jung und schön, so würden sie Dir Gewalt und Schande anthun, und wir könnten Dich nicht schützen. Wir müssen Dir dieses voraus sagen, damit Du Dich hernach nicht über uns beklagest, wenn ein Unglück geschehen sollte."

Die Worte des Greises erschreckten Agnolella zwar; doch da es schon spät war, so erwiederte sie: „Wenn es Gottes Wille ist, so wird er Euch und mich vor solchem Unglück wohl bewahren. Wenn ich es aber nicht vermeiden kann, so will ich doch lieber Menschen in die Hände fallen, als mich im Walde von wilden Thieren zerreißen lassen." Sie stieg demnach vom Pferde und ging zu den armen Leuten in ihre Hütte, genoß mit ihnen ihr kärgliches Abendmahl, und legte sich darauf in vollen Kleidern mit ihnen auf ihre Schlafbank nieder, und hörte die ganze Nacht nicht auf zu seufzen

und ihr eigenes Unglück zu beklagen, und ihren Pietro, von dem sie nicht wußte, was aus ihm geworden wäre.

Indem die Morgenstunde schon herankam, hörte sie ein großes Getrampel von Reisigen, weswegen sie aufsprang und eilig in den Hof lief, der neben der Hütte war, wo sie einen großen Schober Heu fand, unter welchem sie sich verbarg. Kaum war es ihr gelungen sich zu verstecken, so klopfte eine ganze Bande Räuber an die Hütte und verlangten eingelassen zu werden. Wie sie herein kamen und Agnolella's Gaul gesattelt und gezäumt im Hofe fanden, fragten sie die Alten, wer bei ihnen wäre.

Der gute Greis, welcher sahe, daß die Jungfrau sich entfernt hatte, gab zur Antwort: „Es ist Niemand hier, als wir. Der Gaul muß wohl seinem Herrn entlaufen sein; denn er kam gestern Abend hier vor unsere Hütte, und wir zogen ihn herein, damit ihn die Wölfe nicht fressen möchten."

„Wenn er keinen andern Herrn hat, so kömmt er uns eben recht," sprach der Rädelsführer der Rotte.

Hierauf lagerten sie sich Alle in der Hütte und im Hofe, und wie sie ihre Lanzen und Schilde ablegten, warf einer von ihnen vor Muthwillen und Langerweile seine Lanze nach dem Heuschober und hätte Agnolella beinahe gespießt, denn die Lanze fuhr so dicht neben ihr vorbei, daß sie ihr das Kleid an der linken Brust zerriß; so daß sie vor Angst und Schrecken beinahe laut aufgeschrieen hätte, weil sie glaubte, verwundet zu sein; doch besann sie sich noch zu rechter Zeit, wo sie war, und schwieg zitternd still. Die Räuber kochten und brateten unterdessen ihr Wildpret und was sie sonst hatten, und nahmen hernach den Gaul mit, wie sie wieder abzogen. Wie sie sich entfernt hatten, fragte der Alte seine Frau: „Was ist aus der Jungfrau geworden, die gestern Abend zu uns kam? Ich habe sie nicht gesehen, seitdem wir aufgestanden sind!"

Die Frau antwortete, sie wüßte es nicht, und machte sich auf, sie zu suchen. Wie Agnolella merkte, daß die Räuber abgezogen waren, kroch sie wieder unter ihrem Schober hervor, zur herzlichen Freude des Alten, weil er sahe, daß sie ihnen nicht in die Hände gefallen war. Da es jetzt schon tagte, so sprach er zu ihr: „Jetzt, da es Tag wird, will ich Dich, wenn es Dir beliebt, nach einem Schlosse geleiten, welches fünf Meilen von hier liegt, und wo Du Dich in Sicherheit befinden wirst. Du mußt Dich aber schon bequemen, zu Fuß zu gehen, denn das böse Gesindel, das sich erst unlängst wegbegeben hat, nahm Dir Deinen Gaul mit."

Agnolella gab sich darüber zufrieden, und bat den Greis um Gottes*willen*, sie nur gleich nach dem Schlosse zu führen; er machte sich mit ihr auf den Weg, und um die dritte Morgenstunde kamen sie daselbst an. Das Schloß gehörte Einem von dem Geschlechte der Orsini, Namens Liello di Campo di Fiore, und es traf sich, daß seine Gemahlin, eine sehr gute und liebreiche Dame, eben allein zu Hause war, welche Agnolella beim ersten Blick erkannte, und sie freundschaftlich willkommen hieß, und sehr theilnehmend nach allen Umständen fragte, welche sie herführten. Agnolella erzählte ihr alles. Die Dame, welcher auch Pietro sehr wohl bekannt war (denn er war ein Freund ihres Mannes), bedauerte sehr den Unfall, der ihn betroffen hatte, und wie sie hörte, in welcher Gegend man ihn überfallen und ergriffen hätte, so zweifelte sie fast nicht an seinem Tode. Sie sprach also zu Agnolella: „Da wir nicht wissen, was aus Pietro geworden ist, so thust Du am besten, wenn Du bei mir bleibst, bis ich Dich mit einer sichern Gelegenheit nach Rom schicken kann."

Pietro, welcher voll Schmerz und Angst auf seinem Eichbaume saß, ward um Mitternacht ein Rudel von mehr als zwanzig Wölfen gewahr, welche seinen Gaul gespürt hatten, und ihn umringten. So bald der Gaul sie witterte, riß er sich los, und wollte fliehen; allein die Wölfe umzingelten ihn, und obwohl er sich lange mit Huf und Zahn gegen sie wehrte, so ward er doch endlich überwältigt und zerrissen, und die Wölfe wurden in der Geschwindigkeit so weit mit ihm fertig, daß nur die Knochen übrig blieben. Pietro, dem sein Gaul zum einzigen Gefährten diente, der ihm seine Beschwerden erleichterte, wollte schier über seinen Verlust verzweifeln, und glaubte schon, daß er nimmermehr aus dem Walde herauskommen würde. Doch wie er vor Kälte schon halb erstarrt war, und immer traurig und ängstlich umher blickte, ward er kurz vor Tages Anbruch in der Entfernung einer Meile ein großes Feuer gewahr. Er stieg von seinem Eichbaume herab, und wanderte in gerader Richtung nach dem Feuer zu, bis er es erreichte, und einige Hirten um dasselbe gelagert fand, die bei froher Laune ihr Frühstück hielten, und ihn treuherzig empfingen. Nachdem er seinen Hunger gestillt, und sich wieder erwärmt hatte, erzählte er ihnen sein unglückliches Schicksal, daß ihn so allein zu ihnen führte, und fragte sie, ob in der Gegend nicht ein Schloß wäre, wohin er seine Zuflucht nehmen könnte.

Die Hirten antworteten ihm, es läge ungefähr drei Meilen von ihnen ein Schloß des Liello di Campo di Fiore, woselbst sich jetzt dessen Ge=

mahlin allein aufhielte. Dies war ihm außerordentlich lieb zu hören, und er bat, einer von ihnen möchte ihn doch bis nach dem Schlosse begleiten; worauf ihrer zwei sich ihm willig zu Begleitern anboten. Wie Pietro dahin kam, und sich nunmehr bei Bekannten befand, wollte er eben Jemand bitten, Agnolella im Walde aufsuchen zu lassen, wie ihn die Dame des Schlosses zu sich rufen ließ, bei welcher er zu seiner unbeschreiblichen Freude seine Geliebte wieder fand. Er brannte vor Begierde, sie zu umarmen; doch ließ ihm dieses in Gegenwart der Dame seine Bescheidenheit nicht zu. Wenn sein Entzücken groß war, so war gewiß Agnolella's Freude nicht geringer. Die Dame nahm ihn auf, und erwies ihm alle mögliche Freundschaft, und wie sie sich von ihm alles, was vorgegangen war, hatte erzählen lassen, tadelte sie ihn zwar, daß er den Wünschen seiner Freunde entgegen handeln wollte; doch wie sie sahe, daß er von seinem Vorsatze nicht abzubringen war, und daß das Mädchen ihn eben so sehr liebte, so dachte sie: „Warum soll ich mir unnütze Mühe machen? Die Leutchen kennen einander und lieben sich; mein Mann ist ein Freund von Beiden; ihre Absichten sind erlaubt und ehrlich; und vielleicht will es der Himmel selbst so haben, da der Eine dem Strick und die Andere der Lanze so wunderbar entronnen ist."

„Wenn Ihr denn (sprach sie darauf zu ihnen) so ernstlich entschlossen seid, Mann und Weib zu werden, so bin ich auch damit zufrieden. Heiratet einander, und feiert Eure Hochzeit hier auf Kosten meines Liello; ich will Euch selbst schon mit Euren Verwandten wieder aussöhnen. Kurz, Pietro war froh, und Agnolella noch fröhlicher; sie feierten ihr Hochzeitsfest, und die gute Dame machte die Anstalten dazu so gut, wie es in einer Gebirgsgegend geschehen konnte, und in ihrem Schlosse ernteten sie die süßen Früchte ihrer Liebe. Nach einiger Zeit setzte ihre gütige Wirthin sich mit ihnen zu Pferde, und begleitete sie unter einer guten Bedeckung nach Rom, wo die Verwandten des Pietro zwar über den Schritt, den er gethan hatte, sehr aufgebracht waren; doch stiftete sie Frieden zwischen ihnen, und er erreichte mit seiner Agnolella ein frohes und glückliches Alter."

Vierte Erzählung.

Ricciardo Manardi wird von Messer' Lizio da Valbona bei seiner Tochter im Bette gefunden; er heiratet sie, und lebt ferner in Frieden und Freundschaft mit ihrem Vater.

Elisa schwieg, und hörte bescheiden die Lobsprüche, die man ihr zollte, indeß die Königin dem Filostrato gebot, ihr im Erzählen zu folgen. Lächelnd sprach er: „Ihr habt mir so viel Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Euch von lauter kläglichen und schrecklichen Sachen habe reden lassen, daß ich es für Pflicht halte, Euch auch einmal ein wenig zu lachen zu verschaffen, um Euch für die verdrießliche Laune, die ich Euch verursacht habe, einigermaßen zu entschädigen. Ich will Euch deswegen ein Geschichtchen von einem Liebeshandel erzählen, welcher blos durch einige Seufzer und durch ein wenig Schrecken und Schamröthe unterbrochen ward, und darauf ein glückliches Ende nahm.

Es ist nämlich noch nicht gar lange her, meine vortrefflichen Damen! wie in Romagna ein braver und angesehener Cavalier lebte, Namens Messer' Lizio da Valbona, welchen seine Gemahlin, Madonna Giacomina, indem er schon anfing zu altern, mit einer Tochter beschenkte, die, wie sie heranwuchs, alle Mädchen an Schönheit und Liebreiz übertraf, und weil sie überdies das einzige Kind ihrer Eltern war, von ihnen außerordentlich geliebt, und zugleich mit äüßerster Sorgfalt bewacht ward, weil die Eltern hofften, sie besonders vortheilhaft zu verheiraten. Ein gewisser schöner, rüstiger Jüngling von dem Geschlechte der Manardi von Brentinoro, Namens Ricciardo, lebte inzwischen mit dem Vater auf einem so vertrauten Fuße, daß weder er, noch seine Gattin, ihn anders, als wie ihren eigenen Sohn betrachteten, und ihn eben so unbefangen bei sich aus- und eingehen ließen. Wie dieser das schöne, reizende, wohlerzogene Mädchen, welches eben zum mannbaren Alter gereift war, täglich vor Augen hatte, ward er äußerst verliebt in sie, wußte aber seine Liebe so gut zu verbergen, daß nur sie allein sie bemerkte, und nicht unterließ, seine Zärtlichkeit zu erwiedern. Ricciardo ward froh, wie er diese Entdeckung machte, und mehr als einmal schwebte ihm seine Liebeserklärung auf der Zunge; doch lange hielt ihn seine Schüchternheit zurück, bis er endlich einst ein Herz faßte, und zu ihr sagte: „Catarina! ich bitte Dich, laß mich nicht vor Liebe sterben.“

„Wollte Gott (gab sie ihm zur Antwort), daß Du mich nicht vielmehr verschmachten ließest!“

Diese Antwort löste ihm vollends die Zunge, und er versetzte: „An mir soll es nicht liegen, alles zu thun, was Du wünschest; aber Du mußt für das Mittel sorgen, Dir und mir das Leben zu retten.“

„Du siehst, Ricciardo (antwortete Catarina), wie strenge ich bewacht werde, und ich weiß kein Mittel zu erdenken, wie Du zu mir kommen könntest; kannst Du Dich aber auf etwas besinnen, das ich ohne Verletzung meines guten Rufes thun kann, so sprich, und es soll geschehen.“

Ricciardo besann sich ein wenig, und sagte: „Liebe Catarina! ich weiß kein anderes Mittel, als wenn Du versuchtest, auf den Austritt vor Eurem Gartenfenster zu kommen, oder daselbst zu schlafen. Wenn ich dann wüßte, daß Du in der Nacht dort wärest, wollte ich schon zu Dir hinauf kommen, so hoch es auch ist.“

„Wenn Du das wagen willst, so hoffe ich es schon so einzurichten, daß man mir erlaubt, dort zu schlafen,“ sprach Catarina. Ein verstohlner Kuß besiegelte diese Verabredung, worauf sie einander schnell verließen.

Es ging schon gegen das Ende des Maimonats, und am folgenden Tage beklagte sich Catarina bei ihrer Mutter, daß sie in der vorigen Nacht in ihrem Zimmer vor Hitze nicht hätte schlafen können.

„Was sprichst Du von Hitze, mein Kind? (sprach die Mutter.) Es war ja noch nicht einmal warm.“

„Wenn Ihr das dem Vater sagtet (erwiederte Catarina), so möchte es wohl seine Richtigkeit haben, liebe Mutter. Aber Ihr müßt bedenken, daß junge Mädchen wärmeres Blut haben, als bejahrte Leute.“

„Das ist wohl wahr, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Allein ich kann nicht über Wärme und Kälte gebieten, wie Du wohl wünschest. Man muß die Witterung so nehmen, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt; vielleicht wird es künftige Nacht kühler sein, daß Du ruhiger schlafen kannst.“

„Das gebe der Himmel! (sprach Catarina.) Aber die Nächte pflegen gewöhnlich gegen den Sommer nicht kühler zu werden.“

„Wie willst Du denn, daß wir es anfangen sollen?“ fragte die Mutter wieder.

„Wenn Ihr und der Vater nichts dawider hättet (antwortete die Tochter), so möchte ich mir wohl neben seinem Zimmer, auf dem Austritt, der nach dem Garten liegt, ein Bett machen, und die Nacht daselbst schlafen.

Ich würde die Nachtigall singen hören, und im Kühlen viel besser schlafen, als bei Euch in Eurem Zimmer."

„Gut, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Ich will's dem Vater sagen, und wenn er damit zufrieden ist, so soll es geschehen."

Wie die Frau Giacomina ihrem Gemahl die Sache vortrug, gab er ihr (weil er ein alter Mann, und daher vermuthlich ein wenig mürrisch war) zur Antwort: „Was schwatzt das Mädel von Nachtigallen, die sie in den Schlaf singen sollen? Ich werde sie wohl lehren müssen, sich von den Heuschrecken einschläfern zu lassen."

Wie Catarina diese Antwort von ihrer Mutter hörte, brachte sie (mehr aus Verdruß, als vor Hitze) die folgende Nacht nicht nur selbst schlaflos zu, sondern sie ließ auch ihrer Mutter keine Ruhe, und klagte beständig über die große Hitze. Des andern Morgens sprach die Mutter zu ihrem Alten: „Väterchen, Du hast doch auch wenig Liebe für das arme Mädchen. Was kann es Dir schaden, daß sie auf dem Austritt schläft? Sie hat die vergangene Nacht vor lauter Hitze nirgends im Bette Ruhe gehabt; und ist es denn so wunderbar, daß ein junges Mädchen gerne die Nachtigall singen hört? Jugend ist Jugend, und liebt jugendliche Ergötzungen."

„Nun gut denn! (sprach Lizio.) Laß ihr ein Bett machen, wie und wo Du willst, aber laß es mit Vorhängen umgeben; mag sie dann sich nach Herzenslust von den Nachtigallen einwiegen lassen."

Wie Catarina dieses erfuhr, eilte sie, sich ihr Bett bereiten zu lassen, und so bald sie ihren Ricciardo gewahr ward, gab sie ihm ein gewisses Zeichen, woran er abnahm, was er zu thun hätte. So bald Messer' Lizio hörte, daß seine Tochter zu Bette gegangen war, verschloß er die Thüre, die aus seinem Zimmer nach dem Austritte ging, und legte sich gleichfalls zu Bette. Wie Ricciardo merkte, daß alles im Hause still war, erstieg er mit Hülfe einer Leiter die Gartenmauer, und kletterte dann an den Absätzen der Mauer des Hauses (nicht ohne große Gefahr) hinauf bis auf den Austritt, wo ihn sein Mädchen in aller Stille mit großer Freude empfing. Die Geschichte sagt nicht, wie oft sie die Nachtigall singen hörten; weil aber ihr Vergnügen groß, und die Nacht nicht mehr lang war, so verging ihnen diese so schnell, daß sich unvermerkt der Tag bereits näherte, wie sie kaum Zeit gehabt hatten, ein wenig einzuschlummern; und theils die wonnige Jahreszeit, theils ihre zärtlichen Liebkosungen, hatten sie so erwärmt, daß sie ohne alle Bedeckung lagen. Catarina hatte mit der Rechten den Hals

ihres Geliebten fest umschlungen, und mit der Linken — den Vogel, den sie so gern hatte wollen singen hören. In dieser Lage überraschte sie der Tag. Herr Lizio stand auf, und weil es ihm einfiel, daß seine Tochter auf dem Balcon schlief, war er neugierig, zu sehen, wie sie bei dem Nachtigallengesange geruht hätte. Leise trat er an das Bett, hob den Vorhang auf, und fand die beiden Verliebten in der vorbeschriebenen Stellung im süßesten Schlafe. Wie er das Gesicht des Ricciardo erkannte, kehrte er wieder um, ging nach der Kammer seiner Frau, weckte sie, und sagte: „Steh geschwind auf, Frau; Deine Tochter hat die Nachtigall so reizend gefunden, und ihr so gut nachgestellt, daß sie sie mit eigenen Händen gefangen hat.“

„Wie ist das möglich!“ rief das Mütterchen.

„Das sollst Du sehen, wenn Du nur geschwind kömmst,“ antwortete Vater Lizio.

Sie warf geschwind ihr Morgengewand um, und folgte ihrem Manne, der sie an das Bett führte, den Vorhang wegschob, und ihr zeigte, wie fest ihre Tochter die Nachtigall hielt, nach deren Gesang sie sich so gesehnt hatte. Die Mutter, welche sich von Ricciardo gröblich beleidigt fühlte, wollte Lärm machen, und ihn mit Vorwürfen beladen; allein Herr Lizio sagte: „Frau, wenn Du einen Werth auf meine Liebe setzest, so werde nicht laut; denn wahrlich, da sie die Nachtigall einmal gefangen hat, so soll sie sie auch behalten. Ricciardo ist reich, und ein Edelmann; eine Verbindung mit ihm kann nicht anders, als vortheilhaft für uns sein. Will er sich mit mir in der Güte vertragen, so muß er das Mädchen heiraten, damit er inne wird, daß er die Nachtigall nicht in einen fremden Käfig, sondern in seinen eigenen gesperrt hat.“

Damit ließ sich das Mütterchen besänftigen, zumal da sie sahe, daß ihr Mann über den Vorfall nicht aufgebracht war; und da sie fand, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt, gut geschlafen, und den Vogel gefangen hatte, so gab sie sich zufrieden, und schwieg.

Bald nach diesem Gespräch erwachte Ricciardo, und wie er fand, daß es schon hoch Tag war, dachte er, er wäre des Todes. „O Himmel, meine Liebe! (rief er, indem er Catarina weckte) was fangen wir an? der Tag ist schon angebrochen, und hat mich hier überrascht.“

Indem hob Herr Lizio abermal den Vorhang auf, und sagte: „Dafür soll wohl Rath werden.“

Ricciardo glaubte schon, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen

würde, wie er den Alten erblickte. „Ach mein Herr! (sprach er, indem er sich im Bette aufrichtete) habt Gnade mit mir, um Gotteswillen! Ich bekenne, daß ich als ein treuloser und böser Mensch den Tod verdient habe. Macht mit mir was Ihr wollt; nur bitte ich Euch, schonet wo möglich meines Lebens, und bringt mich nicht um."

„Ricciardo! (antwortete der Alte) meine Freundschaft für Dich und das Vertrauen, das ich Dir schenkte, hatten nicht dieses von Dir verdient. Weil aber die Sachen einmal so stehen, und weil Deine Jugend Dich zu diesem großen Fehltritte verleitet hat, so kannst Du Deinen Tod und meine Schande abwenden, wenn Du Dich auf der Stelle mit Catarina verlobst, und sie auf immer zu der Deinigen machst, wie sie es diese Nacht gewesen ist. Auf diese Weise kannst Du mir meine Ruhe wiedergeben, und Dir selbst das Leben retten. Wo nicht, so befiel Deine Seele Gott!"

Catarina hatte indessen die Nachtigall losgelassen, die Decke über die Augen gezogen, und bitterlich geweint. Jetzt bat sie ihren Vater um Verzeihung, und ihren Geliebten um seine Einwilligung in die ihm vorgeschriebene Bedingung. Riccardo ließ sich nicht lange bitten; denn ihn bewog theils die Scham über seinen begangenen Fehler, und der Wunsch, ihn wieder gut zu machen; theils die Furcht vor dem Tode und die Liebe zum Leben; und vor allen Dingen seine innige Liebe und die Begierde, seine Geliebte völlig zu besitzen, so daß er sich nicht einen Augenblick bedachte, sich in den Willen des Lizio zu fügen. Lizio ließ sich demnach von seiner Frau einen Ring bringen, mit welchem Ricciardo in ihrer Beider Gegenwart sich mit Catarina feierlich verlobte. Darauf gingen die beiden Alten wieder davon, und sagten: „Schlaft nun aus; denn das habt Ihr vielleicht nöthiger, als das Aufstehen." Damit ließen sie den Vorhang fallen, bis ihn das verliebte Paar von selbst wieder aufhob; worauf Ricciardo mit seinem Schwiegervater gehörige Abrede nahm, die Verlobung in Gegenwart aller beiderseitigen Freunde und Verwandten förmlich zu wiederholen; worauf er seine junge Frau fröhlich heimführte, ein großes Hochzeitsfest anstellte, und in der Folge den Vogelfang bei Tage und bei Nacht mit ihr in Ruhe und Frieden fortsetzen konnte, so oft es ihm beliebte."

Fünfte Erzählung.

Guidotto von Cremona bestellt bei seinem Absterben seinen Freund Giacomino von Pavia zum Vormund seiner Pflegetochter. Giannole di Severino und Minghino di Mingole verlieben sich beide in das Mädchen und gerathen um ihretwillen in ein Handgemenge; wobei es sich entdeckt, daß das Mädchen des Giannole Schwester ist, und Minghino bekommt sie zur Frau.

Die jungen Mädchen hatten über das Märchen von der Nachtigall so viel gelacht, daß sie noch nicht aufhören konnten, wie Filostrato schon längst geschwiegen hatte. Endlich kam die Königin wieder zu Worten und sagte: „Wahrlich, Filostrato, wenn Du uns gestern traurige Langeweile gemacht hast, so hast Du uns heute wieder in so gute Laune versetzt, daß Niemand sich weiter über Dich zu beklagen hat."

Sie befahl hierauf Neifila, weiter zu erzählen.

„Weil Filostrato uns mit seiner Erzählung nach Romagna versetzt hat (sprach die lebhafte Neifila), so will ich mit der meinigen mich ebenfalls dort noch verweilen.

Es wohnten also einmal in der Stadt Fano ein Paar Männer aus der Lombardei, von welchen der eine Guidotto von Cremona hieß, und der andere Giacomino von Pavia, welche Beide in ihrer Jugend Soldaten und beständige Waffenbrüder gewesen, und jetzt schon bejahrte Leute waren. Wie Guidotto sein Ende merkte und keinen Sohn hatte, auch keinen Freund oder Verwandten, auf den er sich besser verlassen konnte, als auf Giacomino, so gab er diesem umständliche Nachricht von seinen weltlichen Angelegenheiten, empfahl ihm ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren, welches er bei sich hatte und starb.

Um diese Zeit hob sich die Stadt Faenza wieder ein wenig empor aus dem traurigen Zustande, in welchen sie durch langwierige Kriege war versetzt worden, und die Ausgewanderten konnten demnach frei und ungehindert wieder dahin kommen. Giacomino, welcher in vorigen Zeiten daselbst gewohnt hatte, und welchem die Lage des Ortes gefiel, entschloß sich demnach, mit seiner ganzen Habe wieder dahin zu ziehen, und nahm das Mädchen mit, welches ihm Guidotto hinterlassen hatte, und welches er wie sein eigenes Kind liebte und behandelte. Wie es heranwuchs, ward es eines der schönsten Mädchen in der Stadt, und eben so tugendhaft, als liebenswürdig und schön. Sie ward demnach der Gegenstand der Wünsche

vieler Jünglinge; besonders aber verliebten sich in sie zwei treffliche und biedere junge Leute in solchem Maße, daß sie vor Eifersucht einander herzlich haßten. Der eine hieß Giannole di Severino, der andere Minghino di Mingole. Wie das Mädchen fünfzehn Jahr alt war, hätte Jeder von ihnen sie gerne zur Frau gehabt, wenn es seine Eltern erlaubt hätten; weil aber diese ihre Ursachen hatten, ihre Einwilligung zu versagen, so trachteten beide Jünglinge darnach, sich ihren Besitz auf eine oder die andere Weise selbst zu verschaffen.

Giacomino hatte in seinem Hause eine ältliche Magd und einen Diener, Namens Crivello, der ein lustiger Bursch und ein guter Geselle war. Mit diesem machte Giannole Bekanntschaft, entdeckte ihm zu gelegener Zeit seine Liebe und bat ihn zugleich, ihm zur Erreichung seiner Wünsche behülflich zu sein, wofür er ihm eine ansehnliche Belohnung versprach.

Crivello antwortete: „Ich weiß Dir anders nicht zu helfen, als daß ich Dich, wenn der Alte einmal irgendwo zu Gaste geht, zu dem Mädchen in ihr Zimmer lasse. Denn wenn ich für Dich sprechen wollte, so würde sie mich nicht anhören. Genügt Dir das, so will ich Dir's zusagen und halten, und Du magst hernach thun, was Du willst und was Du kannst."

Giannole war sehr damit zufrieden und der Handel war geschlossen.

Minghino hatte an seiner Seite die alte Magd so kirre gemacht, daß er sie vermocht hatte, verschiedene Botschaften an das Mädchen zu bestellen, sodaß sie fast anfing, ihm geneigt zu werden; auch hatte die Magd ihm versprochen, ihn zu ihr zu führen, so bald ihr Herr einmal des Abends nicht zu Hause wäre.

Nicht lange nachdem diese Unterhandlungen gepflogen worden, wußte Crivello es so einzurichten, daß Giacomino zum Nachtessen zu einem Freunde ging; welches er den Giannole wissen ließ, und mit ihm Abrede nahm, daß er auf ein gegebenes Zeichen kommen und die Thüre offen finden sollte. Die Magd, welche von diesem Verständnisse nichts wußte, ließ an ihrer Seite dem Minghino Nachricht geben, daß Giacomino nicht zu Hause essen würde; er möchte sich demnach in der Nähe aufhalten, damit sie ihm zu gelegener Zeit ein Zeichen geben und ihn einlassen könnte.

Wie der Abend kam, und die beiden Liebhaber zwar nichts von ihren beiderseitigen Entwürfen wußten, aber sich doch vor einander fürchteten, so ließen sich Beide von einigen bewaffneten Freunden begleiten, indem sie sich

auf die Warte stellten. Minghino ging mit den Seinigen nach dem Hause eines Freundes in der Nachbarschaft des Mädchens, um das verabredete Zeichen abzuwarten; Giannole mit seinen Leuten wartete nicht weit von dem Hause auf der Straße. Nachdem Giacomino ausgegangen war, suchten Crivello und die Magd einander wechselsweise zu entfernen. „Warum gehst Du noch nicht schlafen? (fragte Crivello) was wankst Du noch immer im Hause herum?" Und sie fragte ihn wieder: „Warum gehst Du nicht nach Deinem Herrn? worauf wartest Du noch, da Du Dich schon satt gegessen hast?" So bemühten sie sich lange vergeblich, einander fortzuschicken. Endlich, wie die Zeit kam, die Crivello mit Giannole verabredet hatte, dachte dieser: was kümmere ich mich um die Alte! wenn sie nicht ruhig sein will, so kann sie was abkriegen. Er gab also das verabredete Zeichen, worauf Giannole den Augenblick mit zweien von seinen Begleitern hereinkam, das Mädchen im Saale fand, und sie entführen wollte. Sie sträubte sich aber und schrie, und ihre Magd gleichfalls. Dies hörte Minghino und sprang mit den Seinigen herbei, indem man das Mädchen eben aus der Thüre schleppen wollte. Sie zogen ihre Schwerter und riefen: „Ha! Ihr Treulosen; Ihr seid des Todes; Euer Frevel soll Euch nicht gelingen: was treibt Ihr für Gewaltthätigkeit?" Es kam zum Handgemenge; über dem Getümmel kamen auch die Nachbaren mit Licht und mit Waffen zum Vorschein, schalten über den Unfug und standen dem Minghino bei. Nach langem Raufen entriß Minghino dem Giannole das Mädchen, und führte sie wieder in ihr Haus; doch nahm die Schlägerei nicht eher ein Ende, bis die Wache dazu kam, und einige von den Kämpfern in Verhaft nahm und ins Gefängniß führte, unter welchen auch Minghino, Giannole und Crivello sich befanden.

Wie der Lärm gestillt und Giacomino indessen zu Hause gekommen war, bekümmerte sich dieser zwar sehr über das was vorgefallen war; doch war es ihm nach genauer Erkundigung wenigstens lieb zu vernehmen, daß das Mädchen keinen Theil an dem Anschlage gehabt hatte; damit aber dergleichen in Zukunft nicht wieder geschehen möchte, so nahm er sich vor, sie bei der ersten Gelegenheit zu verheiraten.

Wie der Morgen kam, und die Verwandten der Jünglinge die Ursache ihres Scharmützels erfuhren, und wußten, daß es den beiden jungen Leuten übel bekommen könnte, wenn Giacomino sein Recht gegen sie verfolgte, gingen sie zu ihm, und baten ihn mit freundlichen Worten, auf die

empfangene Beleidigung, welche ihm die unbesonnenen Jünglinge zugefügt hätten, nicht so sehr Rücksicht zu nehmen, als auf seine Freundschaft und sein Wohlwollen gegen sie selbst, die ihn deswegen um Verzeihung bäten, und für sich und für die jungen Leute sich zu jedem Ersatz erböten, den er verlangen würde.

Giacomino, der zu seiner Zeit Vieles gesehen und erfahren hatte, und ein gutmüthiger Mann war, gab ihnen mit wenigen Worten zur Antwort: „Meine Herren, wenn ich auf meinem eigenen Grund und Boden wohnte, so wie ich auf dem Eurigen mich befinde, so würde ich dennoch Freundschaft genug für Euch haben, um Euch in diesem Stücke, sowie in jedem andern zu willfahren; wie viel mehr denn in diesem, da die Beleidigung auf Euch selbst zurückfällt. Denn dieses Mädchen ist weder aus Cremona, noch aus Pavia gebürtig, wie manche vielleicht glauben, sondern aus dieser Stadt Faenza; obgleich weder ich, noch Derjenige, welcher sie mir anvertraut hat, noch sie selbst jemals erfahren haben, wessen Tochter sie ist. Ich will demnach Euch zu Gefallen gerne Alles thun, was Ihr von mir begehrt."

Die guten Männer erstaunten, wie sie hörten, daß das Mädchen eine Faentinerin wäre; sie dankten dem Giacomino für seine biedere Aeußerung und baten, er möchte ihnen doch sagen, wie das Mädchen in seine Hände gekommen, und woher er wisse, daß sie aus Faenza gebürtig sei.

Giacomino antwortete: „Guidotto von Cremona war mein Freund und Waffenbruder. Wie er starb, sagte er mir, wie Kaiser Friedrich diese Stadt eingenommen, und Jedermann Beute gemacht habe, sei er mit seinen Kameraden in ein Haus gekommen, welches sie zwar voll Hausrath und Sachen gefunden hätten, aber ohne Bewohner, außer diesem Kinde, welches damals ungefähr zwei Jahr alt gewesen, und wie es ihm auf der Treppe entgegen gekommen sei, ihn Vater genannt habe. Dies habe ihn sehr gerührt, und er habe das Kind, sammt allem was er in dem Hause vorgefunden, mit nach Fano genommen. Dort hat er mir das Mädchen bei seinem Absterben anvertraut und mir empfohlen, sie zu rechter Zeit zu verheiraten, und ihr das Ihrige zum Mahlschatz mitzugeben. Seitdem sie mannbar geworden, ist mir noch Niemand vorgekommen, dem ich sie nach meinem Wunsche hätte zur Frau geben mögen, so gern ich sie auch versorgt sehen möchte, damit nicht wieder solche Auftritte vorfallen, wie der gestrige."

Von ungefähr war ein gewisser Guilielmino da Medicina mit gegenwärtig, welcher mit dem Guidotto bei jenem Vorfall zugegen gewesen war, und sich noch sehr wohl erinnerte, wessen Haus Guidotto damals geplündert hatte. Auch der Eigenthümer war jetzt mit in der Gesellschaft, und Guilielmino sagte zu ihm: „Hörst Du wohl, Bernabuccio, was Giacomino sagt?“

„Ja (sprach dieser), und es bringt mich zum Nachdenken; denn ich erinnere mich, daß ich in jenen Unruhen ein Töchterchen von eben dem Alter verlor, dessen Giacomino erwähnt.“

„Wahrscheinlich ist diese dieselbe (sprach Guilielmino); denn ich hörte damals den Guidotto sagen, wo er geplündert hätte, und nach seiner Beschreibung zu urtheilen, war es in Deinem Hause gewesen. Erinnerst Du Dich nicht vielleicht irgend eines Merkmals, woran Du Dein Kind erkennen könntest? Du wirst gewiß bei näherer Untersuchung finden, daß sie es selbst ist.“

Bernabuccio erinnerte sich, daß seine Tochter eine kreuzförmige Narbe über dem linken Ohre haben müßte, wo man ihr kurz vor den Unruhen ein Geschwür aufgeschnitten hatte. Er bat demnach den Giacomino um Erlaubniß, das Mädchen zu sehen. Giacomino gab sie ihm mit Freuden. Wie Bernabuccio sie kaum erblickte, glaubte er schon in ihrem Gesichte jeden Zug ihrer Mutter, die noch eine hübsche Frau war, zu erkennen; allein noch nicht zufrieden damit, bat er den Giacomino, ihm zu erlauben, ihr die Locke über dem Ohr ein wenig zu lüften. Giacomino hatte nichts dawider; Bernabuccio hob die Haarlocke des züchtig verschämten Mädchens ein wenig in die Höhe, und fand augenblicklich die Narbe von dem Kreuzschnitt. Da er nun nicht mehr zweifeln konnte, daß sie seine leibliche Tochter war, fühlte er sich bis zu Thränen gerührt, und ihres jungfräulichen Widerstrebens ungeachtet, schloß er sie zärtlich in seine Arme. „Bruder! (sprach er zu Giacomino) sie ist meine leibliche Tochter, die mir Guidotto entführt hat. In unserm ersten Schrecken hatten ich und meine Frau sie vergessen, und weil mein Haus bei der Plünderung niedergebrannt ward, so haben wir bis diese Stunde geglaubt, unser Kind wäre in den Flammen umgekommen.“

Jetzt rührten seine Worte, sein Alter und sein geheimes Gefühl das Herz des schüchternen Mädchens, sodaß sie sich seiner Umarmung ohne Widerstand überließ und kindliche Thränen an seinem Busen vergoß.

Bernabuccio sandte unverzüglich nach seiner Frau, nach seinen übrigen Kindern, und nach seinen Verwandten, zeigte ihnen allen die wiedergefundene Tochter, und führte sie endlich nach unzähligen Umarmungen von allen Seiten mit Freuden nach Hause.

Giannole war ein Sohn des Bernabuccio. Wie der Stadtvogt (ein sehr wackerer Mann) erfuhr, daß er der leibliche Bruder des Mädchens war, welches er hatte entführen wollen, verzieh er ihm mit Gelindigkeit seinen Jugendfehler, und mit Genehmigung des Giacomino und Bernabuccio ward Minghino in diese Verzeihung nicht nur mit eingeschlossen, sondern er bekam auch mit Zustimmung aller seiner Verwandten das Mädchen zur Gattin, welches Agnes hieß. Um ihrentwillen wurden auch Crivello und alle Uebrigen, die in der Sache verflochten waren, auf freien Fuß gestellt; Minghino machte eine große und stattliche Hochzeit, führte sein Weibchen heim, und lebte mit ihr viele Jahre friedlich und glücklich."

Sechste Erzählung.

Gian di Procida wird in den Armen eines Mädchens überrascht, welches aber dem Könige Friedrich geschenkt worden ist. Der König will ihm dafür nebst dem Mädchen an einem Pfahle verbrennen lassen. Ruggieri dell' Oria erkennt sie beide; worauf sie losgelassen und mit einander vermählt werden.

Neifila's Erzählung hatte den Damen sehr gefallen, und die Königin befahl Pampinea, eine andere vorzutragen. Diese erhob ihr holdes Antlitz und sagte: „Groß ist die Macht der Liebe, Ihr guten Mädchen, und sie reizt die Verliebten zu den beschwerlichsten und gefahrvollsten Unternehmungen, wie man das aus dem, was heute und vormals ist erzählt worden, genugsam abnehmen kann; doch will ich es auch noch durch eine Erzählung von einem verliebten Jünglinge bekräftigen.

Ischia ist eine Insel, nahe bei Neapel, woselbst einmal ein schönes und geistvolles Mädchen lebte, Namens Restituta, die Tochter eines Edelmanns auf der Insel, welcher sich Marin Bolgaro nannte; und in diese war ein Jüngling, welcher Gianni hieß, und aus der kleinen, nahe bei Ischia gelegenen Insel Procida gebürtig war, mehr als in sein Leben verliebt, und sie nicht weniger in ihn. Er pflegte nicht nur am Tage nach

Ischia zu kommen, um sie zu sehen, sondern auch mitten in der Nacht; und wenn kein Boot bei der Hand war, so schwamm er oft von Procida nach Ischia hinüber, wär' es auch nur gewesen, um die Mauern ihres Hauses zu sehen. Indem diese Beiden einander so zärtlich liebten, begab es sich einst, daß Restituta an einem Sommertage ganz allein am Ufer lustwandelte und Muscheln mit einem Messer von den Klippen sammelte. Von ungefähr kam sie an einen von Felsen umgebenen Ort, wo sich im Schatten der Felshügel, am Ausflusse eines krystallhellen Baches, einige junge Sicilianer, die von Napoli gekommen waren, mit ihrem Boote vor Anker gelegt hatten. Wie sie das wunderschöne Mädchen erblickten, welches sie nicht gewahr ward, fiel es ihnen ein, wie leicht sie sich ihrer bemächtigen und sie entführen könnten. Ihr Anschlag reifte auf der Stelle zur That, und ohne auf ihr Geschrei zu achten, brachten sie sie an Bord und fuhren mit ihr davon. Wie sie nach Calabrien hinüber kamen, geriethen sie ihretwegen in Streit, weil ein Jeder die schöne Beute für sich zu haben wünschte. Weil sie nun gar nicht einig werden konnten und fürchteten, daß um des Mädchens willen Unheil zwischen ihnen entstehen möchte, so beschlossen sie zuletzt einmüthig, sie dem König Friedrich von Sicilien zu schenken, der ein junger Herr und ein Liebhaber von Weibern war. Der König gewann sie ihrer Schönheit wegen lieb; weil er aber eben kränklich war, so ließ er sie vorläufig auf einem prächtigen Landsitze verwahren, dem er den Namen la Cuba gegeben hatte, und ließ sie daselbst gehörig bedienen. In Ischia entstand indessen eine gewaltige Unruhe über ihre Entführung, und was das Schlimmste war, so wußte Niemand, wer die Thäter waren. Gianni aber, den die Sache am nächsten anging, glaubte wohl, daß er auf der Insel keine Nachricht von ihr bekommen würde; weil er jedoch erfuhr, welchen Lauf das Boot genommen hatte, rüstete er ein anderes aus, befuhr mit demselben die ganze Calabrische Küste von Minerva an bis nach Scalea, und erkundigte sich überall nach der geraubten Jungfrau, bis er endlich in Scalea hörte, sie wäre von sicilianischen Seeleuten nach Palermo geführt worden. Gianni eilte alsobald dahin und fand nach langem Nachforschen, daß sie dem Könige wäre geschenkt worden, der sie in seinem Landhause für sich aufbewahren ließe. Er war darüber äußerst bestürzt und gab fast alle Hoffnung auf, nicht nur sie wieder zu besitzen, sondern auch sie nur zu Gesicht zu bekommen. Dennoch fesselte ihn die Liebe an diesen Ort; er schickte sein Fahrzeug zurück und blieb in Palermo, wo ihn Niemand

konnte. Wie er nun oft vor dem Landhause vorüber ging, erblickte er sie einst am Fenster, und sie ward ihn ebenfalls gewahr, worüber sie sich Beide sehr erfreuten. Weil der Ort in einer einsamen Gegend lag, so kam Gianni so nahe, wie er konnte, und hatte Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Sie beschrieb ihm die Lage ihrer Wohnzimmer und sagte ihm, wie er es anfangen müßte, wenn er sie näher sprechen wollte. Wie er sich dieses alles gehörig bemerkt hatte, erwartete er nur die Nacht, und wie ein Theil derselben vergangen war, erstieg er auf Wegen, wo kaum ein Specht fußen konnte, die Gartenmauer, und vermittelst einer Segelstange, die er daselbst fand, und sie an das Fenster seiner Geliebten setzte, gelang es ihm, zu ihr hinauf zu klimmen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte sie sich gegen ihn bis zur Strenge züchtig benommen. Jetzt aber, da sie ihre Ehre für verloren hielt, glaubte sie Niemand ein besseres Opfer damit bringen zu können, als ihrem Geliebten, mit welchem sie sich zugleich schmeichelte zu entfliehen. Entschlossen, ihm in Allem zu willfahren, hatte sie demnach das Fenster offen gelassen; Gianni sprang fröhlich hinein und eilte ihrem Bette zu, wo sie ihn wachend erwartete. Ehe sie ihm jedoch die geringste Gunstbezeugung gewährte, beschwor sie ihn, sie zu befreien und sie mit zu nehmen, und er versicherte ihr, daß er nichts sehnlicher wünschte und unfehlbar suchen würde, Anstalten zu treffen, sie zu erlösen, sobald er das nächste Mal wieder käme. Amor reichte hierauf den beiden Liebenden seinen süßesten Labebecher, und sie schöpften so reichlich daraus, daß sie unvermerkt in wechselseitiger Umarmung einschlummerten.

Der König, welchem das Mädchen auf den ersten Blick behagt hatte, war in der Zwischenzeit wieder gesund geworden, und wie er sich ihrer erinnerte, kam er auf den Einfall, obwohl die Nacht fast schon vergangen war, noch ein Stündchen bei ihr zuzubringen. Er ließ sich demnach von einigen seiner Diener nach dem Landhause begleiten, öffnete leise ihr Schlafzimmer, trat mit einem brennenden Wachslichte in der Hand hinein und fand sie schlafend in den Armen des Gianni. Er gerieth darüber so sehr in Wuth, daß er schon im Begriff war, sie Beide, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Dolche, den er bei sich trug, zu durchbohren. Doch besann er sich noch zu rechter Zeit, daß es schändlich für einen Jeden und zumal für einen König wäre, zwei wehrlose Leute im Schlafe zu ermorden, und er entschloß sich, sie öffenlich mit dem Scheiterhaufen bestrafen zu lassen. „Was däucht Dich

(sprach er zu einem seiner Leute) von diesem frevelhaften Geschöpfe, welchem ich mein ganzes Herz geschenkt hatte?" Er fragte ihn zugleich, ob er den Jüngling kennte, der die Verwegenheit gehabt hätte, sich in seinen Palast zu schleichen und ihm diesen Verdruß und Schimpf zuzufügen. Der Diener antwortete ihm, er erinnerte sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Der König verließ hierauf im Grimm das Zimmer und befahl, die Beiden, so unbekleidet wie sie wären, zu binden; sie, sobald es Tag würde, auf dem Markte von Palermo, mit dem Rücken gegen einander gekehrt, an einen Pfahl zu binden und sie zu verbrennen, wie sie verdient hätten. Wie er diese Befehle gegeben hatte, ging er voll Zorn nach seinem Palaste zurück. Sobald er weg war, fielen seine Leute über die beiden Verliebten her, welche sie nicht nur sehr unsanft weckten, sondern sie auch ohne Barmherzigkeit in Banden davonführten. Man kann sich leicht vorstellen, wie bestürzt sie waren, mit welchem Schrecken sie ihren schmählichen Tod vor Augen sahen, und wie sie ihr Schicksal bejammerten. Sie wurden dem Befehl des Königs gemäß nach Palermo geführt und daselbst auf dem Markte an einen Pfahl gebunden; und man bereitete vor ihren Augen den Scheiterhaufen, auf welchem sie ihr Leben in den Flammen endigen sollten. Alle Leute in Palermo liefen zusammen, um die beiden Verliebten zu sehen; alle Männer wurden durch die Schönheit des Mädchens hingerissen und priesen ihre Reize, und alle Weiber liefen, den schönen Jüngling zu sehen, dessen herrliche Gestalt sie mit Wunder betrachteten. Die beiden Liebenden standen indeß voll Scham und Todesangst, mit niedergeschlagenen Blicken, und beweinten ihr Unglück, indem sie den schrecklichen Feuertod stündlich erwarteten.

Indem man sie solchergestalt bis zur Stunde ihrer Hinrichtung öffentlich ausstellte und ihr Verbrechen laut verkündigte, kam die Nachricht davon dem Herrn Ruggieri dell'Oria, einem vortrefflichen Rittersmann, zu Ohren, welcher damals Admiral des Königs war. Er ging also ebenfalls nach dem Platze, wo ihm zuerst das Mädchen in die Augen fiel, deren Schönheit er bewunderte. Wie er hiernächst auch den Jüngling betrachtete, erkannte er ihn den Augenblick, und fragte ihn, ob er nicht Gianni di Procida wäre. Gianni blickte auf, erkannte den Admiral und rief aus: „Ach mein Herr! einst war ich derjenige, den Ihr nennt; doch bald werde ich nicht mehr sein."

Der Admiral fragte ihn darauf, welche Veranlassung ihn an diesen Ort gebracht hätte.

„Die Liebe und der Zorn des Königs!“ antwortete Gianni.

Der Admiral ließ sich die Sache umständlich erzählen, und wie er alles gehört hatte und weggeben wollte, rief ihn Gianni zurück und sagte: „Ich bitte Euch, mein Herr, wenn es möglich ist, verschafft mir nur eine Gnade von Demjenigen, der uns hierher geschickt hat.“

„Welche?“ fragte Ruggieri.

„Ich weiß, daß ich bald sterben muß (versetzte Gianni), und ich bitte nur um die einzige Gnade, daß man, statt mich Rücken gegen Rücken mit diesem Mädchen, welches ich mehr als mein Leben liebe, hier anzubinden, uns mit dem Angesicht gegen einander kehren möge, damit ihr Anblick mich im Tode noch erquicke.“

„Von Herzen gern (sprach Ruggieri). Ich will schon machen, daß Du sie so lange ansehen sollst, bis Du es müde wirst.“

Indem der Admiral wegging, befahl er Denen, welchen die Hinrichtung aufgetragen war, ohne näheren Befehl des Königs Nichts ferner vorzunehmen. Er eilte darauf zum König und sagte ihm, trotz seinem Zorn, seine Meinung frei heraus. „Herr König (sprach er), was haben Euch die beiden Verliebten gethan, die Ihr auf öffentlichem Markte wollt verbrennen lassen?“

Der König sagte es ihm.

„Ihr Verbrechen verdient Strafe; aber nicht von Euch (sprach Ruggieri). Denn so wie das Verbrechen Bestrafung verdient, so verdienen auch wichtige Dienste nicht nur Gnade und Nachsicht, sondern auch Belohnung. Wißt Ihr wohl, wer die Beiden sind, die Ihr wollt verbrennen lassen?“

„Nein,“ sprach der König.

„So will ich's Euch sagen (versetzte Ruggieri). Der Jüngling ist der Sohn des Landolfo di Procida, dessen leiblicher Bruder, Gian di Procida, Euch auf den Thron dieser Insel gesetzt hat, und das Mädchen ist die Tochter des Marin Bolgaro, dessen Ansehen Ihr es zu danken habt, daß die Ischianer sich nicht Eurer Herrschaft entziehen. Ueberdies haben die beiden jungen Leute einander seit langer Zeit lieb gehabt. Wenn sie gefehlt haben, so geschah es aus Liebe, und nicht, um Euch zu beleidigen oder zu beschimpfen; warum wollt Ihr also Diejenigen hinrichten lassen, denen Ihr vielmehr alles Mögliche zu Liebe und zu Ehren thun solltet?“

Wie der König dieses hörte und die Sache wahr befand, stellte er nicht

nur sein grausames Verfahren ein, sondern weil er bereuete, was er gethan hatte, schickte er sogleich hin und ließ die beiden jungen Leute zu sich holen. Wie er nun alle Umstände noch genauer erfuhr, nahm er sich vor, das Unrecht, das er ihnen zugefügt hatte, durch Geschenke und Ehrenbezeigungen wieder gut zu machen. Er ließ sie demnach standesmäßig kleiden, und weil er gewiß war, daß sie einander Beide liebten, so vermählte er sie mit einander, überhäufte sie mit reichen Geschenken, und sandte sie zufrieden zu den Ihrigen zurück, welche sie mit großen Freuden empfingen."

Siebente Erzählung.

Teodoro verliebt sich in Violanta, die Tochter seines Herrn, Messer' Amerigo. Sie wird schwanger und er wird zum Galgen verurtheilt. Indem man ihn mit Geißelhieben nach dem Richtplatze führt, erkennt ihn sein Vater, er kommt los und heiratet seine Geliebte.

Die Damen, welche mit Zittern abgewartet hatten, zu hören, daß die beiden Verliebten würden verbrannt werden, wurden froh und dankten dem Himmel, wie sie fanden, daß sie glücklich entronnen. Die Königin trug Lauretta auf, die nächste Geschichte zu erzählen, welche hierauf fröhlich das Wort nahm:

„Zur Zeit des guten Königs Guglielmo in Sicilien (sprach sie) lebte auf dieser Insel ein Edelmann, Namens Messer' Amerigo Abate von Trapani, welcher unter andern zeitlichen Gütern auch mit Kindern reichlich gesegnet war. Weil er nun viele Bedienung nöthig hatte, und einmal einige genuesische Freibeuter mit ihren Galeeren ankamen, welche an der armenischen Küste gekreuzt und eine Menge Kinder entführt hatten, so kaufte er einige davon, weil man sie für Türken ausgab Die meisten waren Kinder von Viehhirten und andern gemeinen Leuten; aber ein Knabe befand sich mit darunter, von edlerer Bildung und Anstand als die übrigen, welcher Teodoro hieß. Wie er heranwuchs, ward er (seiner Dienstbarkeit ungeachtet) ein beständiger Gesellschafter der Kinder seines Herrn, und da bei ihm die Natur über die zufälligen Umstände siegte, so ward er so wohlerzogen und gesittet, daß Amerigo großen Wohlgefallen an ihm fand und ihm die Freiheit schenkte. Weil er nicht anders wußte, als daß er ein Türke

wäre, so ließ er ihn taufen und Pietro nennen, und machte ihn zum Verwalter aller seiner Güter, weil er ein unbegrenztes Zutrauen auf ihn setzte.

Wie die Kinder des Amerigo heranwuchsen, ward eine von seinen Töchtern, Namens Violanta, ein sehr schönes und liebenswürdiges Mädchen, und weil ihr Vater eben nicht eilte, sie zu verheiraten, so hatte sie Zeit, sich in Pietro zu verlieben, den sie wegen seines angenehmen Wesens und seiner Aufführung sehr hoch schätzte; doch schämte sie sich, ihm ihre Neigung zu entdecken. Die Liebe sparte ihr indessen diese Mühe; denn so schüchtern auch die Blicke des Pietro ihre Reize gemustert hatten, so hatten sie dennoch einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß ihm nicht wohl war, wenn er sie nicht sahe; wiewohl er sich sorgfältig hütete, daß Niemand seine Liebe gewahr würde, die er selbst nicht für so ganz erlaubt hielt.

Doch die Jungfrau, die ihn gern sahe, ward bald von seiner Gegenliebe überzeugt, und um ihn noch mehr aufzumuntern, ließ sie ihn deutlich merken, daß sie sie billigte. So standen die Sachen eine geraume Zeit zwischen ihnen, ohne daß sie sich getraueten, einander ihre Herzen zu eröffnen, so sehr dieses auch ihr beiderseitiger Wunsch war. Doch indem sie sich Beide von der Glut der Liebe durchdrungen fühlten, bereitete ihnen der Zufall eine Gelegenheit, welche sich ihnen ausdrücklich anzubieten schien, damit sie die Schüchternheit fahren ließen, welche bisher ihrer Liebe im Wege gestanden hatte. Herr Amerigo hatte nämlich ungefähr eine Meile von Trapani ein sehr schönes Landhaus, wohin seine Gemahlin mit ihrer Tochter und mit andern Frauenzimmern oft zum Vergnügen zu Fuße zu gehen pflegte. Wie sie sich einst an einem schwülen Tage daselbst befanden, und Pietro sie dahin begleitet hatte, überzog sich der Himmel plötzlich mit Wolken, die ein nahes Ungewitter verkündigten; daher die Dame mit ihrer Gesellschaft, um nicht dort von dem Ungewitter überrascht zu werden, sich aufmachte und so schnell als möglich nach Trapani zurück eilte. Ihre Tochter und Pietro gingen indessen als junge Leute viel rascher, als die Mutter und die übrige Gesellschaft, und vielleicht beflügelte die Liebe ihre Schritte nicht weniger, als die Furcht vor dem Sturme. Wie sie nun bereits einen solchen Vorsprung vor den Uebrigen gewonnen hatten, daß sie ihnen fast aus dem Gesichte gekommen waren, entstand nach einigen Donnerschlägen ein heftiges Hagelwetter. Die alte Dame nahm nebst ihren Gefährtinnen ihre Zuflucht zu einem Bauerhause. Pietro und Violanta aber hatten sich in ein kleines leeres verfallenes Hüttchen geflüchtet, wo sie genöthigt waren, sich unter dem geringen Obdache

ganz nahe an einander zu schmiegen. Diese Berührung weckte ihre Sehnsucht und gab ihnen Muth und Worte. Pietro sprach zuerst: „Ach, wollte Gott, daß der Hagel nimmer aufhören möchte, wenn ich unterdessen immer in meiner jetzigen Lage bleiben könnte!“

„Ach!“ seufzte das Mädchen. „Ich fühle mich hier nicht weniger behaglich.“

Auf diese Worte folgte ein Händedruck; auf diesen eine Umarmung; ihre Lippen begegneten einander. — Doch warum soll ich Euch jede Stufe beschreiben, welche sie allmählich bis zum letzten und höchsten Wonnegenuß der Liebe führte! Genug, sie wurden einig, sich diesen Genuß in Zukunft ferner heimlich zu verschaffen. Das Ungewitter ging vorüber, sie erwarteten vor dem Thore, welches nicht mehr weit war, die Mutter, und kehrten mit ihr nach Hause zurück. Hier wußten sie ihre Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß sie sich noch oft ihrer Liebe erfreuen konnten, und dieses währte so lange, bis das Mädchen endlich schwanger ward; worüber sie Beide in unbeschreibliche Verlegenheit geriethen. Pietro insbesondere war für sein Leben besorgt, und wollte entfliehen. Wie er dieses aber seiner Geliebten sagte, antwortete sie ihm: „Wenn Du Dich entfernst, so bringe ich mich selbst um's Leben.“

Pietro, der sie zärtlich liebte, versetzte: „Wie kannst Du wünschen, meine Liebe, daß ich hier bleiben soll? Deine Schwangerschaft wird unsern Fehltritt entdecken. Dir zwar wird man leicht verzeihen; aber ich Armer werde allein für Dein und mein Vergehen büßen müssen.“

Das Mädchen erwiederte: „Pietro, mein Fehltritt wird sich freilich nicht verhehlen lassen; aber sei versichert, daß der Deinige nimmermehr kund werden soll, wenn Du Dich nicht selbst verräthst.“

„Wenn Du mir dies versprichst, so will ich bleiben,“ sprach Pietro; „aber vergiß nicht, mir Wort zu halten.“

Das Mädchen, welches so lange sie konnte, ihre Umstände verhehlte, war endlich nicht länger vermögend, den zunehmenden Umfang ihrer Gestalt zu verbergen, so daß sie sich gezwungen sahe, ihrer Mutter mit Thränen ihren Zustand zu offenbaren, und sie um Schonung und Rettung zu bitten. In der ersten Hitze machte die Mutter ihr die härtesten Vorwürfe, indem sie zugleich darauf drang, genau zu wissen, wie Alles zugegangen wäre. Das Mädchen fand jedoch Mittel, die Wahrheit in ein fabelhaftes Gewand zu hüllen, um alles Unglück von ihrem Pietro abzuwenden. Die Mutter glaubte ihr, und schickte ihre Tochter nach einer entlegenen Meierei, um

ihren Zustand zu verbergen. Hier überfiel sie die Stunde der Geburt; allein Amerigo, dessen Gegenwart seine Gattin hier nicht vermuthete, weil er äußerst selten an diesen Ort zu kommen pflegte, kam unglücklicherweise eben von der Reiherbeize dahin, und ging nahe an dem Zimmer vorbei, wo er die Stimme der Kreißenden hörte, und voll Verwunderung hinein trat, um zu sehen, was es gäbe. Wie seine Gattin ihn so unerwartet erblickte, stand sie auf, und gestand ihm mit Schmerzen, was ihrer Tochter begegnet war. Weil er aber nicht so leichtgläubig war, als die gute Mutter, so ließ er sich durchaus nicht einbilden, daß das Mädchen nicht wüßte, von wem sie schwanger wäre, und er drang in sie, wenn sie Verzeihung von ihm erlangen wollte, ihm die reine Wahrheit zu gestehen, oder ohne Barmherzigkeit ihren Tod zu gewärtigen. Die Mutter gab sich zwar alle ersinnliche Mühe, ihrem Manne die Sache so vorzustellen, wie ihre Tochter sie erzählt hatte; allein er ließ sich dieses schlechterdings nicht sagen, sondern er ging mit gezücktem Dolche auf das Mädchen los, welches während des Wortwechsels zwischen ihren Aeltern von einem Knaben war entbunden worden, und schrie ihr zu: „Sage, wessen Kind dieses ist; oder stirb auf der Stelle!"

Das arme Mädchen brach in Todesangst ihr Wort, welches sie dem Pietro gegeben hatte, und beichtete Alles, was zwischen ihm und ihr vorgegangen war. Kaum enthielt sich der wüthende Vater, sie um's Leben zu bringen; doch machte er nur mit Worten und Vorwürfen seinem Zorne Luft, schwang sich dann auf sein Roß, eilte nach Trapani, und klagte dem königlichen Statthalter, Messer' Currado, welchem Schimpf ihm Pietro angethan hätte. Dieser ward demnach, ehe er sich's versah, ergriffen, und gestand Alles, wie man ihm mit der Folter drohte. Er ward hierauf von dem Statthalter verurtheilt, öffentlich durch die Stadt gestäupt und gehangen zu werden; und damit auf einmal die beiden Liebenden und die Frucht ihrer Liebe von der Erde vertilgt würden, so mischte Amerigo, dem es nicht genügte, den Pietro zum Tode gebracht zu haben, einen Gifttrank, und gab ihm nebst einem gezückten Dolche einem Diener, mit dem grausamen Befehl: „Geh' mit diesen beiden Dingen zu Violanta, und sage ihr in meinem Namen, sie soll zwischen diesen beiden Todesarten, dem Gift und dem Dolche wählen, oder ich werde sie im Angesicht aller Einwohner der Stadt verbrennen lassen, wie sie verdient hat. Dann nimm ihr neugebornes Kind, zerschmettere ihm den Schädel an der Mauer, und gieb es den Hunden zu fressen."

Wie der grausame Vater diesen unmenschlichen Befehl gegen seine Tochter und seinen Enkel gegeben hatte, ging der Diener davon, und war nur zu sehr geneigt, den blutdürstigen Auftrag zu vollziehen.

Indem Pietro, seinem Urtheil gemäß, von den Schergen nach dem Richtplatze gegeiselt ward, traf es sich, daß der Zug vor einem Gasthofe vorbei ging, in welchem drei edle Armenier abgetreten waren, die als Abgesandte mit wichtigen Aufträgen zum Pabste reisen wollten, und sich hier einige Tage aufhielten, um auszuruhen und sich zu erhohlen, und von dem Adel in Trapani, besonders von Herrn Amerigo, sehr wohl aufgenommen wurden. Wie diese den Zug kommen hörten, welcher den Pietro vorbei führte, traten sie an's Fenster, um zuzusehen. Pietro war bis an den Gürtel entblößt, und die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden.

Einer von den drei Abgesandten, ein sehr ehrwürdiger alter Mann, Namens Fineo, ward von ungefähr gewahr, daß Pietro auf der Brust ein großes rothes Muttermaal hatte. Dieser Anblick erinnerte ihn auf der Stelle an einen Sohn, den ihm vor mehr als fünfzehn Jahren am Ufer von Lajazzo die Seeräuber geraubt hatte, und von dem er nie die geringste Nachricht hatte erhalten können; wie er nun das Alter des armen Gestäupten ungefähr schätzte, so meinte er, sein Sohn, wenn er noch lebte, müßte gerade von eben dem Alter sein, und das Maal veranlaßte ihn vollends, zu glauben, daß er es selbst wäre, und daß er sich in diesem Falle seines eigenen und des väterlichen Namens noch wohl erinnern, und die armenische Sprache nicht ganz vergessen haben würde. Er rief ihn demnach, wie er näher kam, bei seinem Namen: Theodoro!

Pietro horchte auf, und Fineo fragte ihn auf Armenisch: „Aus welchem Lande bist Du, und wessen Sohn?"

Aus Achtung für den ehrwürdigen Alten hielten die Häscher still, und ließen dem Pietro Zeit zu antworten. „Ich bin aus Armenien," gab er zur Antwort, „und bin der Sohn eines Mannes, welcher sich Fineo nennt. Unbekannte Männer haben mich als ein Kind entführt."

Mehr Zeugniß brauchte Fineo nicht, um versichert zu sein, daß er seinen längst verlorenen Sohn wiedergefunden hätte. Er eilte mit nassen Augen nebst seinen Gefährten hinunter, umarmte ihn mitten unter den Häschern, warf ihm seinen eigenen Mantel um, und bat denjenigen, der ihn zum Tode führte, zu warten, bis er Befehl erhalten würde, ihn wieder zurück zu bringen. Dieser bezeigte sich willig, zu warten. Fineo hatte die Ursache

schon vernommen, weswegen dem Pietro das Leben war abgesprochen worden, weil das Gerücht davon sich schon überall verbreitet hatte. Er eilte demnach mit seinen Gefährten und Dienern zum Statthalter und sagte zu ihm: „Mein Herr, derjenige, den Ihr als einen leibeigenen Knecht zum Tode verurtheilt habt, ist ein freigeborner Mensch und mein leiblicher Sohn, und er ist bereit, diejenige zu seiner Gattin zu nehmen, die er, wie ich höre, um ihre Keuschheit gebracht hat. Ich bitte Euch demnach, seine Hinrichtung so lange aufzuschieben, bis man erfahren kann, ob sie ihn haben will; damit Ihr nicht in diesem Falle widergesetzlich gegen ihn verfahret."

Messer' Currado erstaunte nicht wenig, wie er hörte, daß Pietro der Sohn des Fineo wäre; er gestand, daß dieser Recht hätte, war ein wenig beschämt über den bösen Streich, welchen das Schicksal dem Jünglinge gespielt hatte, und ließ ihn deswegen eilends holen, und Messer' Amerigo zu sich berufen, um ihm darüber Vorstellungen zu machen.

Amerigo, welcher glaubte, daß seine Tochter und sein Enkel schon hingerichtet wären, empfand darüber die bitterste Reue, wie er sahe, daß Alles so glücklich könnte ausgeglichen werden, wenn sie noch lebten. Er sandte jedoch eiligst hin, um wo möglich die Ausführung seiner Befehle noch zu verhindern. Glücklicherweise fand man den Diener, welchen Amerigo abgeschickt hatte, noch mit dem Dolche und Giftbecher in der Hand, aber im Begriffe, das unglückliche Mädchen, welches nicht den Muth hatte zu wählen, mit harten Worten zur Entscheidung zu zwingen. Auf den Befehl seines Herrn ließ er nunmehr ab, und kam zurück, um ihn zu sagen wie die Sachen ständen. Amerigo war darüber sehr froh: er eilte zu Fineo, entschuldigte sich, so gut er konnte, wegen des Geschehenen, und bat ihn um Verzeihung, mit der Versicherung, daß er seine Tochter mit Freuden seinem Sohne Theodor zur Gemahlin geben wolle, wenn er willig sei, sie zu heiraten.

Fineo ließ die Entschuldigung gelten, und anwortete: „Mein Sohn soll allerdings Eure Tochter heiraten, und könnte er sich weigern, so mag das gesprochene Urtheil über ihn ergehen."

Wie Amerigo und Fineo darüber einig waren, begaben sie sich zu Theodoro, der noch zwischen der Todesangst, und der Freude seinen Vater wieder zu finden, schwebte, und verlangten seine Entschließung zu wissen. Wie dieser vernahm, daß er Violanta zur Gemahlin haben sollte, glaubte er einen Sprung aus der Hölle in's Paradies zu thun, und ver-

sichern den beiden Alten, daß sie ihm keine größere Gnade gewähren könnten.

Jetzt sandte man noch zu Violanta, um auch ihren Willen zu vernehmen. Wie sie hörte, was ihrem Theodoro geschehen war, und wie man ihr sagte, was ihnen Beiden jetzt bevorstand, nachdem sie kurz vorher voll Schmerz und Verzweiflung einem augenblicklichen Tode entgegengesehen hatte, so kostete es ihr nicht wenig Mühe, die gute Zeitung zu glauben, und sich allmählich wieder zu erheitern. Endlich antwortete sie, wenn sie selbst wählen dürfte, so könnte ihr kein größeres Glück widerfahren, als die Gattin des Theodoro zu werden; doch unterwürfe sie sich ganz den Befehlen ihres Vaters.

Zur großen Freude aller theilnehmenden Personen, und zum Vergnügen aller Einwohner von Trapani ward nunmehr das Verlöbniß des jungen Paares gefeiert. Violanta erholte sich, und die mütterliche Freude über ihren kleinen Säugling machte, daß sie schöner als jemals ihr Wochenbett verließ, und dem Fineo, wie er wieder von Rom kam, ihre kindliche Ergebenheit bezeugen konnte. Er freute sich seiner schönen und liebenswürdigen Schwiegertochter; die Hochzeit ward mit Pracht und Freude gefeiert, und Fineo liebte sie stets mit väterlicher Zärtlichkeit. Nach einiger Zeit ging er mit seinem Sohne, Schwiegertochter und Enkel zu Schiffe und begab sich mit ihnen nach Lajazzo, wo das junge Ehepaar bis an's Ende in Frieden und Eintracht lebte.“

Achte Erzählung.

Nastagio Onesti liebt die Tochter des Paolo Traversaro, und verschwendet seine Schätze, ohne Gegenliebe erlangen zu können. Auf Anrathen seiner Freunde begibt er sich nach Chiassi. Dort sieht er einen Jäger, der ein Mädchen hetzt, sie tödtet und sie von zwei Hunden fressen läßt. Er ladet seine eigenen und seiner Geliebten Verwandten, sammt ihr, zu einem Gastmahl ein, und läßt sie die schreckliche Jagd mit ansehen; worauf sie aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksal ihm ihre Hand gibt.

Lauretta schwieg, und auf Befehl der Königin begann Filomena: „Lieben Freundinnen, so wie wir uns durch unser Mitleiden bei den Menschen beliebt machen, so bestraft uns hingegen die göttliche Gerechtigkeit mit Strenge, wenn wir grausam sind. Um Euch davon zu überzeugen, und Euch zu bewegen, dieses Laster gänzlich fahren zu lassen, will ich Euch

eine Geschichte erzählen, die Ihr eben so unterhaltend, als rühre finden werdet:

In der uralten Stadt Ravenna in Romagna waren vormals viele edle und angesehene Leute, unter welchen ein gewisser junger Edelmann, Namens Nastagio Onesti, durch die großen Güter, die ihm sein Vater und Oheim nachgelassen hatten, ohne alle Vergleichung der reichste geworden war. Er verliebte sich (wie es gemeiniglich das Loos der Jünglinge ist) in die Tochter des Messer' Paolo Traversaro, ein Mädchen von viel älterem Adel, als der seinige war, und hoffte sie durch sein Betragen zu gewinnen; allein je mehr und je fleißiger er sich bemühte, ihr gefällig zu sein, um desto weniger konnte er bei ihr ausrichten; denn entweder ihre ausbündige Schönheit, oder ihr Adel, machten sie so stolz und hochfahrend, daß er selbst, und alles was er schätzte, ihr zuwider war. Diese Verachtung ward dem Nastagio so schwer zu ertragen, daß er nach manchen vergeblichen Bitten und Klagen vor Schmerz fast in Versuchung gerieth, sich das Leben zu nehmen; doch enthielt er sich noch, und dachte oft daran, sie ganz zu meiden, und wenn es möglich wäre, sie ebenso sehr zu hassen, wie sie ihn haßte. Allein vergeblich war sein Vorsatz, und es schien vielmehr, daß seine Liebe zunahm, je mehr seine Hoffnung sich verminderte. Da er nun weder in seiner Liebe, noch in seinem Aufwande Maß zu halten wußte, so fürchteten seine Freunde und Verwandten, daß er sein Leben und sein Vermögen zusetzen würde; daher sie ihn oftmals baten und ihm riethen, Ravenna zu verlassen, und sich eine Zeitlang an einem andern Orte aufzuhalten, und sowohl mit seiner Liebe, als mit seinem Golde ein wenig sparsamer umzugehen.

Nastagio lachte im Anfang über ihren Rath; doch wie sie ihn oftmals anmahnten, konnte er endlich nicht länger widerstehen, sondern versprach ihnen zu folgen. Er ließ demnach große Anstalten machen, als wenn er nach Frankreich, Spanien, oder einem andern fernen Lande ziehen wollte; stieg zu Pferde, und ritt mit verschiedenen Freunden von Ravenna weg, und begab sich an einen Ort, ungefähr drei Meilen von Ravenna, Chiassi genannt, wo er Zelte und Hütten aufschlagen ließ, und zu seinen Begleitern sagte, er wollte dort bleiben, und sie möchten nur wieder nach Ravenna zurückgehen.

Wie Nastagio hier sein Lager aufgeschlagen hatte, fing er an, ebenso herrlich und köstlich zu leben, wie ehemals, und nach seiner vorigen Gewohnheit bald diese, bald jene Gäste des Mittags und Abends zu sich zu bitten. Ein-

mal traf es sich an einem Freitage im Anfang des Maimonats, daß ihm seine grausame Schöne wieder einfiel, und um seinen Gedanken desto ungehinderter nachhängen zu können, befahl er allen den Seinigen, ihn allein und ungestört zu lassen. Der Tag war schön, und er wandelte Schritt vor Schritt und in seinen Gedanken vertieft, bis in den Tannenwald. Es war schon lange nach Mittag, und er war schon eine halbe Meile in den Wald hinein gerathen, ohne an Essen und Trinken, oder an andere Dinge zu denken, wie er plötzlich eine weibliche Stimme vernahm, die ein lautes Jammergeschrei erhob. Seine verliebte Schwärmerei ward dadurch unterbrochen; er sah sich um, und wunderte sich nicht wenig, wie er sich mitten im Walde befand; allein er erstaunte vollends, wie ihm mitten durch die dichtesten Sträucher und Dornen ein wunderschönes Frauenzimmer nackend und mit losfliegendem Haar entgegen eilte, welches von den Dornen ganz zerfleischt war, und mit Geschrei und Thränen um Gnade bat, indeß ein Paar fürchterlich große Hunde sie wüthend verfolgten, und nach ihr schnappten, so oft sie sie einholten. Ein schwarzer Jäger auf einem Rappen folgte ihnen, der mit grimmigem Blicke seinen Dolch auf sie gezückt hatte, und ihr unter den grausamsten Vorwürfen den Tod drohte. Sein Schrecken über diesen Anblick war so groß, wie seine Verwunderung, und größer als beide war sein Mitleiden mit dem unglücklichen Mädchen, wodurch er sich bewogen fühlte, sie wo möglich aus dieser Noth und Todesgefahr zu erretten. Da er keine Waffen bei sich hatte, so brach er einen Ast von einem Baume, und stellte sich damit zur Wehr gegen die Hunde und gegen den Reiter. Doch dieser rief ihm von ferne zu: „Nastagio, widerstehe mir nicht, sondern laß mich und meine Hunde mit diesem bösen Weibsbilde verfahren, wie sie es verdient hat.“ Indem er dieses sprach, hatten die Hunde das Mädchen von beiden Seiten ergriffen, und hielten sie fest, und der Reiter sprang von seinem Rappen.

Nastagio ging zu ihm, und sprach: „Ich weiß nicht wer Du bist, der Du mich so gut zu kennen scheinst; aber das muß ich Dir sagen, daß es eine Schande ist, ein nacktes Frauenzimmer morden zu wollen, und ihr die Hunde auf den Leib zu hetzen, als wenn sie ein wildes Thier wäre. Ich werde sie gewiß vertheidigen, so lange ich kann.“

„Nastagio! (versetzte der Reiter) Ich lebte einst in Deiner Vaterstadt, und Du warst noch ein kleiner Knabe, wie ich, den man Messer' Guido Anastagi nannte, noch weit mehr in dieses Frauenzimmer verliebt war,

als Du jetzt in die Traversara. Ihre Grausamkeit und Sprödigkeit machte mich so unglücklich, daß ich einst mit dem Dolche, den Du hier in meiner Hand siehst, mir aus Verzweiflung das Leben nahm, und dafür verdammt ward. Die Grausame freuete sich meines Todes nicht lange, sondern sie folgte mir bald in's Grab, und gerieth in gleiche Verdammniß, so wohl wegen ihrer Grausamkeit, als wegen der Freude, welche sie an meiner Qual gehabt, und welche sie nicht bereuet hatte, weil sie nicht glaubte unrecht, sondern verdienstlich gehandelt zu haben. Wie sie nun an den Ort der Verdammniß kam, ward ihr und mir die Strafe auferlegt, daß sie immer vor mir fliehen muß, und ich, der ich sie einst so zärtlich liebte, muß sie jetzt, nicht als den Gegenstand meiner Liebe, sondern als meine Todfeindin verfolgen. So oft ich sie einhole, tödte ich sie, die mich in's Grab gestürzt hat, mit diesem Dolche, öffne ihr die Seite, reiße ihr das harte kalte Herz, welches nie der Liebe und dem Mitleiden zugänglich war, mit allem Eingeweide aus dem Leibe, und gebe es diesen Hunden zu fressen. Allein es währt nicht lange, so steht sie nach dem Rathschluß der Gerechtigkeit und Allmacht Gottes wieder auf, als wenn sie nie todt gewesen wäre, fängt ihre traurige Flucht wieder an, und ich setze ihr mit meinen Hunden nach. Jeden Freitag um diese Stunde hole ich sie auf dieser Stelle ein, und zerfleische sie so, wie Du jetzt sehen wirst. Denke aber nur nicht, daß wir an den übrigen Tagen Ruhe haben; nein, ich verfolge sie dann an andern Orten, wo sie mich mit ihren grausamen Gesinnungen und Handlungen gequält hat; und nachdem ich (wie Du siehst) aus einem Liebhaber ihr Feind geworden bin, so muß ich sie jetzt so viele Jahre verfolgen, als sie mich Monate hat schmachten lassen. Laß mich demnach das göttliche Urtheil vollziehen, und widerstrebe nicht dem, das Du nicht hindern kannst."

Nastagio verstummte vor Erstaunen. Jedes Haar an seinem Leibe sträubte sich empor, indem er zurücktrat, und voll Entsetzen erwartete, was der Reiter vornehmen würde. Wie dieser ausgeredet hatte, fiel er mit seinem Dolche wie ein wüthender Hund über das Mädchen her, welches von den beiden Rüden festgehalten ward und ihn knieend um Gnade bat, und bohrte ihr den Dolch aus allen Kräften mitten durch die Brust, bis in die Schultern. Sie stürzte nieder auf ihr Angesicht, und schrie noch immer, indem der Reiter mit einem Weidmesser ihr die Seite öffnete, ihr das Herz und die Eingeweide ausriß, und sie den Hunden zu fressen gab, welche sie heißhungrig verschlangen. Es dauerte nicht lange, so sprang das Mädchen

wieder auf, als wenn nichts geschehen wäre, und floh nach der Seeküste zu; die Hunde verfolgten sie wieder mit ihren Bissen, und der Jäger schwang sich auf sein Roß und jagte ihr nach mit seinem Dolche, bis Nastagio sie nach einer kleinen Stunde aus dem Gesichte verlor.

Dieser blieb, nachdem er das schreckliche Schauspiel angesehen hatte, noch eine geraume Zeit voll Schrecken und Mitleid stehen; doch bald darauf fiel es ihm ein, daß es ihm vielleicht sehr nützlich werden könnte, da es alle Freitage wiederholt würde. Er merkte sich demnach die Stelle, kehrte zu den Seinigen zurück, und ließ bei der ersten Gelegenheit seine Freunde und Verwandten zu sich berufen. „Ihr habt mir (sprach er), lange Zeit angelegen, daß ich der Liebe zu meiner Spröden entsagen, und daß ich aufhören soll, das Meinige zu verschwenden. Ich will Euch gehorchen, wenn Ihr mir zu Gefallen noch eine Sache in die Wege richten könnt, nämlich daß Herr Paolo Traversaro mit seiner Frau und Tochter und mit allen Frauenzimmern von ihrer Verwandtschaft, nebst solchen anderweitigen Gästen, die Euch selbst beliebig sind, am künftigen Freitag zu mir kommen, und mit mir hier zu Mittag essen. Warum ich dieses wünsche, das sollt ihr alsdann sehen."

Die Sache schien ihnen keine große Schwierigkeiten zu haben, und wie sie nach Ravenna kamen, versäumten sie nicht, diejenigen Gäste einzuladen, welche Nastagio verlangt hatte, und obwohl die spröde Schöne schwer zu erbitten war, so ließ sie sich doch endlich bewegen, mit zu kommen.

Nastagio ließ ein herrliches Gastmahl bereiten, und die Tafel in dem Tannenwalde an demselben Orte decken, wo er die Marter des andern spröden Mädchens angesehen hatte. Wie nun die Damen und Herren sich zu Tische setzten, gab er seiner Geliebten einen solchen Platz, daß ihr Gesicht gerade nach der Gegend gewandt war, wo das Trauerspiel vor sich gehen sollte. Indem das letzte Gericht aufgetragen ward, ließ sich das Jammergeschrei des gejagten Mädchens hören; worüber die ganze Gesellschaft, Weiber und Männer, ganz erstaunt waren, und weil Niemand wußte, was es zu bedeuten hätte, so standen sie sämmtlich auf, und wurden alsobald die gemarterte Schöne und den Jäger gewahr, welche in wenigen Minuten sich mitten unter ihnen befanden. Alle drängten sich dem Jäger und den Hunden mit Getümmel entgegen, und viele gaben sich Mühe, dem geängsteten Mädchen zu Hülfe zu kommen; allein der Reiter mahnte sie mit denselben Worten ab, die er zu Nastagio gesprochen hatte; so daß sie nicht nur zurück

wichen, sondern auch vor Schrecken und Verwunderung staunten, und wie er das Mädchen abermal so, wie vorhin behandelte, blieb kein Frauenzimmer in der Gesellschaft, welches sie nicht mit eben so heißen Thränen beklagte, als wenn das Unglück sie selbst betroffen hätte; denn es befanden sich nicht wenige gegenwärtig, denen das unglückliche Mädchen und ihr grausamer Jäger verwandt gewesen waren, und die sich seiner Liebe und seines unzeitigen Todes noch sehr wohl erinnerten. Wie nun das schreckliche Trauerspiel vorbei, und das Mädchen und ihr Verfolger verschwunden waren, entstanden darüber zwischen denen, welche den Vorgang mit angesehen hatten, viele und mancherlei Gespräche; doch Niemand war dadurch mehr in Schrekken versetzt worden, als die grausame Geliebte des Nastagio.

Da sie alles von Anfang bis zu Ende gesehen und gehört hatte, und sich bewußt war, daß die Sache Niemand näher anginge, als sie selbst, indem sie ihre bisherige Grausamkeit gegen Nastagio in Erwägung zog; so glaubte sie schon vor ihrem verschmähten und ergrimmten Liebhaber auf der Flucht zu sein, und die Saurüden an den Fersen zu haben, und sie gerieth darüber so in Angst, daß sie, um dem Unglück zuvor zu kommen, die Zeit nicht abwarten konnte (die sich ihr inzwischen noch denselben Abend anbot) den Nastagio durch eine vertraute Zofe wissen zu lassen, daß ihre Abneigung sich in Liebe verwandelt hätte, und daß sie ihn bitten ließe, zu ihr zu kommen, indem sie bereit wäre, ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche zu gewähren.

Nastagio ließ ihr antworten, daß ihm dieses große Freude machte, und daß er nichts sehnlicher wünschte, als daß es ihr gefallen möchte, ihm die Hand als ihrem Gemahl zu geben. Die Schöne, welche wohl wußte, daß außer ihr kein Mädchen in Ravenna sich einen Augenblick bedenken würde, die Gattin des Nastagio zu werden, ließ ihn wissen, daß sie nichts dawider hätte, und sie war nunmehr selbst die erste die seinen Antrag ihren Eltern hinterbrachte, und ihnen sagte, daß sie bereit wäre, ihn anzunehmen. Den Eltern war dieses sehr willkommen; am folgenden Sonntage ließ sich Nastagio mit ihr trauen, feierte seine Hochzeit und lebte hernach lange Jahre mit ihr in einer vergnügten Ehe.

Dies war jedoch nicht die einzige glückliche Folge dieser Begebenheit; sondern die Furcht wirkte so stark auf alle hübschen Mädchen in Ravenna, daß sie von dem Tage an weit nachgiebiger gegen die Männer wurden, als sie sonst gewesen waren."

Neunte Erzählung.

Federico Alberighi liebt, und erlangt keine Gegenliebe. Er verzehrt um seiner Geliebten willen sein ganzes Vermögen, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein einziger Lieblingsfalk. Diesen gibt er bei einem unverhofften Besuch, weil er sonst nichts mehr hat, seiner Geliebten zu essen, welche darüber, wie sie es hört, so gerührt wird, daß sie ihren Sinn ändert, und ihn zum Besitzer ihrer Person und ihres großen Vermögens macht.

Wie Filomena schwieg, und die Gerechtsame des Dioneo (welcher allein noch übrig blieb) unangetastet bleiben mußten, sprach die Königin mit gefälliger Miene: „Die Reihe ist nun an mir, meine lieben Gespielinnen, und ich will Euch mit Vergnügen eine Geschichte erzählen, die in einigen Stücken mit der vorigen etwas Aehnlichkeit hat, und aus welcher Ihr nicht nur lernen könnt, wie viel Eure Reize über ein edelmüthiges Herz vermögen, sondern auch wie Ihr selbst mit kluger Billigkeit Eure Gunst dem Würdigen, und nicht immer dem Glücklichern sollt angedeihen lassen. Denn das Glück vertheilt seine Gaben nicht immer nach Verdienst und Würden, sondern verschwendet sie oft nur zu launisch und eigensinnig.

Wisset demnach, daß Coppo di Borghese Domenichi, welcher einst in unserer Stadt ein sehr geehrter und vornehmer Mann war (vielleicht auch noch jetzt ist), und welcher mehr wegen seines trefflichen Wandels und wegen seiner Tugenden, als wegen seiner edlen Geburt, unvergänglichen Ruhm verdient, wie er schon sehr bei Jahren war, sich oft und gerne bei seinen Freunden und Nachbarn von vergangenen Geschichten zu unterhalten pflegte, und daß ihm dabei eine seltene Ordnung in seinem Vortrage, ein treffliches Gedächtniß, und eine hinreißende Beredtsamkeit zu Gebote standen. Unter vielen andern unterhaltenden Sachen pflegte er zu erzählen, daß einst in Florenz ein Jüngling war, Namens Federico, ein Sohn des Messere Filippo Alberighi, der als Ritter und als Weltmann die Krone aller jungen Männer in Toscana war. Dieser verliebte sich (wie es den jungen Rittersleuten wohl zu gehen pflegt) in eine edle Frau, Namens Madonna Giovanna, die zu ihrer Zeit für eine von den schönsten und liebenswürdigsten Frauen in Florenz gehalten ward; und um ihre Gegenliebe zu erhalten, pflegte er sich in Turnieren und Waffenspielen hervorzuthun, Feste anzustellen und das Seinige ohne Maß und Ziel zu verschwenden Da sie aber eben so keusch, als liebenswürdig war,

so bekümmerte sie sich um alle diese Dinge, die um ihrentwillen geschahen, so wenig, als um denjenigen, der sie anstellte. Da nun Federico über sein Vermögen verschwendete, und nichts erlangte, so war es kein Wunder, daß endlich der Mangel sich bei ihm einstellte, so daß ihm zuletzt nur noch ein kleiner Meyerhof übrig blieb, von dessen Ertrag er kümmerlich lebte, und ein vortrefflicher Falk. Da nun seine Liebe sich eher vermehrte, als verminderte, und da er nicht mehr die Mittel hatte, in der Stadt zu leben, so zog er auf seinen Meierhof, vertrieb sich daselbst die Zeit bisweilen mit seinem Falken, und ertrug seine Armuth in der Stille.

Wie er nun schon auf's Aeußerste heruntergekommen war, fügte es sich, daß der Gemahl der Madonna Giovanna krank ward, und starb. In seinem letzten Willen hatte er seinen Sohn, einen ziemlich erwachsenen Knaben, zum Erben eingesetzt, und seine Gemahlin, die er sehr liebte, im Fall ihr Sohn früher stürbe, als sie. Wie nun Madonna Giovanna Wittwe geworden war, bezog sie mit ihrem Sohne im Sommer ein Landgut in der Nähe bei Federico's Meierhofe; daher denn ihr Sohn sich sehr an Federico gewöhnte, und mit ihm auf die Jagd und Reigerbeize ging, und da er seinen Falken oft hatte stoßen sehen, so verliebte er sich so sehr in denselben, daß er ihn äußerst gerne gehabt hätte. Kurz darauf ward der Knabe krank; worüber sich die Mutter sehr betrübte, weil er ihr einziges Kind war, und weil sie ihn sehr lieb hatte; so daß sie ihm auch Tag und Nacht nicht von der Seite wich, ihn pflegte, und ihn beständig fragte, was er gerne haben möchte, um es ihm den Augenblick zu verschaffen, wenn es zu bekommen war.

Wie sie ihm diese Anerbietung einige Mal gethan hatte, sprach der Knabe einst zu ihr: „Mutter, ich glaube, wenn Ihr mir Federico's Falken verschaffen könntet, so würde ich gleich gesund werden."

Diese Forderung machte sie ein wenig verlegen, wie sie das Ding anfangen sollte. Sie wußte, daß Federico sie lange Zeit geliebt hatte, ohne von ihr nur einen einzigen gütigen Blick zu erlangen. Sie dachte demnach: „Wie kann ich zu ihm gehen oder schicken, und ihn um seinen Falken bitten, der (wie man sagt) nicht nur der beste ist, der jemals geflogen hat, sondern der ihn noch dazu ernähren muß? Wie kann ich so hartherzig sein und einem Biedermann, dem sonst nichts mehr übrig geblieben ist, auch noch sein letztes Vergnügen rauben?" Kurz, sie wußte nicht, wie sie ihm die Sache vortragen sollte, ob sie gleich gewiß war, den Falken zu bekommen, wenn sie ihn darum bäte. Sie gab also den Gedanken auf und sagte nichts zu der

Bitte ihres Sohnes. Bald aber siegte dennoch die Liebe zu ihrem Kinde, und sie beschloß, ihm zu willfahren, es möchte kosten was es wollte; doch nahm sie sich vor, Niemand hinzuschicken, sondern selbst hinzugehen, und um den Falken zu werben. Sie sagte demnach: „Gieb Dich zufrieden, mein Söhnchen, und werde mir nur gesund: ich verspreche Dir, morgen soll es mein erstes Geschäft sein, nach dem Falken zu gehen, und ihn Dir zu bringen.“

Der Knabe ward so froh darüber, daß er auf der Stelle Zeichen der Besserung spüren ließ. Am folgenden Tage ging die Mutter mit einer andern Dame, gleichsam zum Spaziergange, nach Federico's Hüttchen, und ließ sich bei ihm melden. Weil es nicht in der Jagdzeit war, so war er nicht ausgegangen, sondern war beschäftigt, dieses und jenes in seinem Garten bestellen zu lassen. Sobald er hörte, Donna Giovanna wäre gekommen, ihn zu besuchen, war er voll Wunder und Freude, und eilte, sie zu empfangen. Sie kam ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen und sagte, indem er sie ehrerbietig grüßte: „Guten Morgen, Federico! Deine Liebe zu mir hat Dich oft in Schaden gebracht; um Dir einigen Ersatz dafür zu geben, bin ich mit dieser Freundin zu Dir gekommen, um mich vertraulich bei Dir zu Gaste zu bitten.“

Demüthig antwortete Federico: „Madonna! Ich erinnere mich nicht, daß Ihr mir jemals Schaden gethan hättet; aber wohl so viel Gutes, daß ich es Euren Tugenden und meiner Liebe zu Euch verdanke, wenn an mir selbst irgend etwas Gutes zu finden gewesen ist. Darum freue ich mich auch über Euren gütigen Besuch mehr, als wenn ich jetzt noch im Stande wäre, allen meinen vorigen Aufwand noch einmal zu machen, obwohl Ihr in der That bei einem armen Wirth eingekehrt seid.“ Er fühlte sich jedoch ein wenig verlegen, indem er sie in sein Haus, und hiernächst in seinen Garten führte, und da er Niemand um sich hatte, der ihr Gesellschaft leisten konnte, so sagte er: „Madonna, ich habe Niemand anders, als diese Frau meines ehrlichen Gärtners; erlaubet Ihr, Euch zu bedienen, indeß ich Anstalt mache, den Tisch zu decken.“

So groß seine Armuth auch war, so hatte er doch noch nie die Noth ganz gefühlt, in welche ihn die unordentliche Verschwendung seiner Güter versetzt hatte. Aber diesen Morgen, wie er nichts in seinem Hause hatte, um seine Gebieterin damit zu bewirthen, nachdem er um ihrentwillen unzähligen Schmarotzern zu schmausen gegeben hatte, ward er es mit Schmerzen gewahr, und verwünschte in seinem Unmuth sein Schicksal, indem er

bald hier, bald dort suchte, und nirgends Geld oder Sachen von einigem Werth fand, die er hätte verpfänden können. Die Zeit war kurz, und weil er Niemand, selbst nicht einmal seinen Gärtner um ein Huhn ansprechen mochte, so fiel ihm endlich sein guter Falk in die Augen, der in seinem Zimmer auf der Stange saß. Da er sich nicht anders zu helfen wußte, und da der Falk ziemlich fett war, so hielt er ihn für ein Gericht, das einer solchen Dame würdig wäre. Er drehte ihm den Hals um und befahl seiner Magd, ihn zu pflücken und zu braten; und so bald der Tisch mit dem einzigen feinen weißen Teppich, den er noch übrig hatte, gedeckt war, ging er mit fröhlichem Gesichte in den Garten und meldete seiner Dame, daß das heimische Mahl, welches er ihr anbieten könnte, fertig wäre. Sie setzte sich demnach nebst ihrer Freundin zur Tafel, und verzehrte in Federico's Gesellschaft (der ihr emsig und sorgfältig aufwartete) ohne es zu wissen, den Falken.

Wie sie nach der Mahlzeit sich noch ein wenig mit Federico unterhalten hatte, glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihm ihr Anliegen vorzutragen. Sie sprach demnach zu ihm mit einem sehr verbindlichen Wesen: „Federico! wenn Du an Deine vorigen Tage gedenkst, und an mein züchtiges Benehmen gegen Dich, welches Du vielleicht für Strenge und Sprödigkeit gehalten hast, so zweifle ich nicht, daß Du Dich wundern wirst, wenn Du hörest, was Dir eigentlich meinen heutigen Besuch zuwege gebracht hat. Hättest Du aber Kinder, oder hättest sie gehabt, und wüßtest Du, wie viel die Liebe vermag, die man für sie empfindet, so glaube ich gewiß, Du würdest mich gewissermaßen entschuldigen. Doch obgleich Du keine Kinder hast, so habe ich doch einen Sohn, und kann das allgemeine Loos der Mütter nicht vermeiden. Dieses zwingt mich wider meinen Willen und wider alle Gebühr und Schicklichkeit, Dich um eine Gabe zu bitten, von welcher ich weiß, daß sie Dir überaus theuer kosten muß, weil Dir kein anderer Zeitvertreib, und kein anderes Labsal und Vergnügen in Deiner Armuth übrig geblieben ist, und das ist Dein Falke. Mein Sohn bezeigt ein solches Verlangen, ihn zu haben, daß ich fürchte, er wird an der Krankheit, die ihn befallen hat, sterben, wenn er ihn nicht bekömmt. Ich beschwöre Dich, nicht bei Deiner Liebe zu mir; denn diese hat Dir bisher nichts gefruchtet; sondern bei Deiner eigenen Großmuth, mit welcher Du, mehr als irgend ein Anderer, Dich gegen Jedermann so zuvorkommend beweisest, mir dies Geschenk nicht abzuschlagen, womit Du meinem Kinde das Leben retten und mich selbst Dir auf immer verpflichten kannst."

Wie Federico die Bitte der Dame vernahm und wußte, daß es ihm unmöglich war, ihr zu willfahren, weil er ihr den Falken zu essen gegeben hatte, stürzten ihm die Thränen aus den Augen, ehe er im Stande war, ihr ein Wort zu erwiedern. Sie glaubte anfänglich, er weinte vor Schmerz über den Verlust seines Falken, und sie wollte schon ihre Bitte wieder zurücknehmen, wie Federico ihr mit folgender Antwort zuvorkam: „Madonna! Seitdem es der Himmel so gewollt hat, daß ich Euch lieben mußte, habe ich geglaubt, daß das Schicksal mir manchen bösen Streich gespielt hätte, worüber ich mich beklagen müßte; doch alles ist Kleinigkeit gewesen gegen die Tücke, die es mir heute bewiesen hat; und ich kann mich nimmermehr darüber trösten, wenn ich bedenke, daß Ihr, die Ihr mich in meinen glücklichen Tagen nie Eures Besuchs gewürdigt habt, heute unter mein armseliges Dach gekommen seid, um eine Kleinigkeit von mir zu begehren, und daß mir mein Unglück die Möglichkeit hat rauben müssen, Euch diese zu gewähren. Denn wisset, wie ich hörte, daß Ihr mir heute die Güte erzeigen wolltet, bei mir zu essen, und ich den hohen Werth Eurer Gefälligkeit in Erwägung zog, glaubte ich, so geringe mein Vermögen auch war, Euch doch etwas Köstlicheres, als andern Leuten vorsetzen zu müssen; und da fiel mir mein Falk ein, um den Ihr mich jetzt bittet, denn weil er so edel war, so hielt ich ihn für eine würdige Speise für Euch, und Ihr habt ihn diesen Mittag verzehrt. Ich glaubte ihm keine bessere Bestimmung geben zu können; aber jetzt, da ich sehe, daß Ihr ihn lebendig zu haben wünschtet, schmerzt es mich so sehr, daß ich glaube, mich nie darüber trösten zu können."

Zum Beweise seiner Worte ließ er hierauf die Federn, den Schnabel und die Fänge des Vogels bringen und zeigte sie ihr. Wie sie dieses sahe, machte sie ihm zuerst einen freundschaftlichen Vorwurf, daß er, um einem Frauenzimmer zu essen zu geben, einen so edlen Falken erwürgt hätte; doch konnte sie sich nicht enthalten, in ihrem Herzen seinen Edelmuth zu bewundern, den auch die bitterste Armuth nicht hatte verlöschen können. Da sie nun alle Hoffnung verloren sahe, den Falken zu bekommen, und deswegen anfing, an der Genesung ihres Sohnes zu zweifeln, so dankte sie dem Federico für seine Bewirthung und für seinen guten Willen, und kehrte betrübt zu ihrem Kinde zurück. Der Knabe starb, zum großen Schmerz seiner Mutter, einige Tage darauf, entweder vor Gram, daß er den Falken nicht bekommen konnte oder an den Folgen der Krankheit, die ihn befallen hatte.

Nachdem die Trauer der Mutter vorüber war, drangen ihre Brüder in

sie, weil sie sehr reich und noch jung war, sich wieder zu verheiraten. Sie bezeigte zwar lange keine Lust dazu, wie aber ihre Brüder immer zudringlicher wurden, erinnerte sie sich an Federico's Edelmuth, und an seine letzte großmüthige Handlung, wie er seinen Lieblingsfalken aufgeopfert hatte, um sie bewirthen zu können. Sie sagte demnach zu ihren Brüdern: „Ich bliebe zwar lieber unverheiratet, wenn Ihr damit zufrieden wäret. Weil Ihr aber so sehr wünscht, daß ich mich wieder vermählen soll, so nehme ich gewiß keinen andern zum Gemahl, als Federico Alberighi."

„Närrchen! was sprichst Du? (sagten die Brüder.) Was willst Du mit diesem Menschen, der keinen Scherf in der Welt hat?"

„Ich weiß wohl, meine lieben Brüder (erwiederte sie), daß er nichts hat; allein ich will lieber den Mann ohne das Geld haben, als das Geld ohne den Mann."

Wie die Brüder fanden, daß dies ihr fester Entschluß war, und sie zumal den Federico bei aller seiner Armuth als einen trefflichen Mann kannten, gaben sie ihm ihre Schwester, ihrem Wunsche gemäß, zur Gemahlin.

Federico, der ein solches Weib, mit so großen Gütern zur Gattin bekam, ward in der Folge ein besserer Haushälter, als er gewesen war, und beschloß sein Leben mit ihr in Frieden und Freuden."

Zehnte Erzählung.

Pietro di Vinciolo geht aus zum Abendessen. Seine Frau läßt unterdessen einen jungen Burschen zu sich kommen. Pietro kommt wieder zu Hause, und entdeckt die Streiche seiner Frau; weil er aber selbst nicht besser ist, als sie, so verträgt er sich mit ihr in der Güte.

Die Königin hatte aufgehört zu reden, und alle dankten dem Himmel, daß er den edlen Federico am Ende belohnt hatte. Dioneo, welcher nie auf einen Befehl wartete, ließ sich alsdann folgendermaßen vernehmen:

„Ich weiß nicht recht, wie ich es nennen soll, ob es ein Laster ist, das sich durch die böse Gewohnheit nach und nach bei den Sterblichen eingeschlichen hat, oder ob es ein Stück von der Erbsünde sein mag, daß wir immer geneigter sind, über böse Streiche zu lachen, und uns daran zu ergötzen, als

an guten Handlungen, zumal wenn die Sache andere Leute und nicht uns selbst angeht. Weil nun die Mühe, die ich mir bisher genommen habe, und die ich mir jetzt gerne wieder nehme, keinen andern Endzweck hat, als Euch die Langeweile zu vertreiben, und Euch ein wenig Spaß und Gelegenheit zum Lachen zu verschaffen, so will ich Euch einmal wieder ein Geschichtchen erzählen, meine zarten Jungfrauen, das zwar zum Theil nicht eben die ehrbarsten Sachen enthält, wobei sich's aber doch recht gut lachen läßt; und wenn Ihr es anhört, so bitte ich Euch, es so zu machen, wie Ihr zu thun pfleget, wenn Ihr in einen Garten geht, wo Ihr die Rosen brechet, und die Dornen am Strauche stehen laßt. So mögt Ihr auch hier einen bösen Buben mit seinen schändlichen Lastern zum Henker schicken, und belustigen Euch nur an den verliebten Streichen, die ihm sein Weib zur Vergeltung spielte. Ihr mögt auch wohl da, wo Ihr es für Recht haltet, die bösen Schicksale Eures geplagten Nächsten bemitleiden.

In Perugia wohnte vor kurzem ein reicher Mann, Namens Pietro da Vinciolo, der vielleicht mehr in der Absicht, andern ein Blendwerk vorzumachen, und die böse Meinung zu widerlegen, die Jedermann in Perugia von ihm hatte, als aus Neigung, eine Frau nahm. Das Schicksal führte ihm auch ein Weib zu, welches das Gegenstück zu seinen eigenen bösen Begierden war; denn die Frau, die er sich wählte, war ein derbes rothhaariges Weibchen von so warmem Blute, daß sie lieber zwei Männer, als einen genommen hätte, indeß sie einen Mann an ihm bekam, der sich mehr um andere Dinge, als um eine Frau bekümmerte.

Da sie dieses bald gewahr ward, und sich selbst jung und hübsch, und voll Kraft und Saft fühlte, so kam es ihr im Anfang sehr ungelegen, und gab nicht selten Anlaß zu harten Worten und zu unangenehmen Auftritten zwischen ihr und ihrem Ehemann. Wie sie aber fand, daß ihr Mann dadurch mehr aufgebracht, als gebessert ward, dachte sie bei sich selbst: „Der Nichtswürdige verläßt mich, um sich auf dem Trocknen zu belustigen; warum soll ich nicht eben so gut ins Wasser gehen? Ich habe ihn geheiratet und ihm eine große Mitgabe zugebracht, weil ich glaubte einen Mann an ihm zu finden; wenn ich anders von ihm gedacht hätte, so würde ich ihn nicht genommen haben. Er wußte, daß er an mir ein Weib bekäme, und wenn ihm das nicht behagte, so hätt' er mich können sitzen lassen. Das läßt sich nicht länger aushalten. Wenn ich nicht hätte wollen in der Welt leben, so wär' ich in ein Kloster gegangen; wenn ich aber, um die Welt zu genießen, so

lange warten wollte, bis ich bei diesem mein Glück und mein Vergnügen fände, so könnte ich grau darüber werden, und wenn ich alt würde, es zu spät bereuen, daß ich meine Jugend ungenützt hätte verstreichen lassen. Er selbst zeigt mir den Weg, wo ich meinen Zeitvertreib suchen soll, und was ihm zur Schmach und Schande gereichen muß, das ist für mich noch eher erlaubt und schicklich."

Nachdem das Weibchen dieses mehr als einmal bei sich erwogen hatte, machte sie (um ihren Endzweck heimlich zu erreichen) Bekanntschaft mit einer alten Frau, die eine wahre heilige Verdiana zu sein schien, welche die Schlangen aus der Hand füttert. Mit dem Rosenkranz in der Hand war sie bei allen Wallfahrten zugegen, sprach von nichts, als von dem Leben der Heiligen oder von den Wunden des heiligen Franz, und ward fast von Jedermann selbst für eine Heilige gehalten. Dieser offenbarte sie bei Gelegenheit ihr Anliegen.

„Bei Gott, mein Töchterchen! (sprach die Alte) Du hast wohl Recht, und wenn Du sonst keine Ursache dazu hättest, so ist's doch von Dir und von einem jeden jungen Weibchen wohl gethan, daß Ihr Eure Jugendzeit nicht verschleudert; denn nichts kann einen mehr schmerzen, wenn man's recht betrachtet, als verlorne Zeit; und wozu, ins Henkers Namen, sind wir weiter nütz, wenn wir alt werden, als daß wir, wie die Asche, die Kohlen lebendig erhalten? Wenn das irgend Jemand weiß, und davon nachsagen kann, so bin ich's. Ich bin eine von denen, die jetzt im Alter, da mir's nicht mehr helfen kann, mit großen und bittern Gewissensbissen bedauern muß, daß ich die Zeit so verstreichen ließ; denn obwohl ich sie nicht gänzlich verloren habe (Du kannst wohl denken, daß ich keine solche Närrin war!) so that ich doch nicht alles, was ich hätte thun können, und wenn ich das jetzt bedenke, da ich, wie Du siehst, von aller Welt verlassen bin, so weiß der Himmel, wie es mich schmerzt. Mit den Männern ist es ganz was anderes; die sind zu allerhand andern Dingen nütz, und überhaupt werden die meisten auch schon vor den Jahren alt. Wir Weiber aber taugen zu nichts, als hierzu und Kinder zu zeugen, und darum sucht man uns auch nur und geht uns nach. Weil wir nun einmal zu diesem Endzweck geboren sind (was ich Dir noch wohl mit mehrern Gründen beweisen könnte), so sag' ich Dir noch einmal, vergilt Deinem Manne Gleiches mit Gleichem, damit im Alter Deine Seele dem Leibe keine Vorwürfe zu machen habe. Man hat auf dieser Welt nichts mehr, als was man genießt; besonders haben die Weiber noch mehr

Ursache, als die Männer, ihre Zeit zu Rath zu halten; denn Du siehst wohl, wenn wir alt werden, so bekümmert sich weder unser Mann, noch andere Leute mehr um uns, sondern man schickt uns in die Küche, um mit dem Kater zu plaudern, und die Töpfe und Näpfe zu zählen, und sie machen noch wohl gar Gassenhauer auf uns und singen: den Jungen viel Glück, und der Alten den Strick! Doch um Dich nicht aufzuhalten, mein Töchterchen, so will ich Dir jetzt nur sagen, daß Du Niemand besser wählen konntest, als mich, um Dir nach Wunsch zu dienen; denn mir ist gewiß keiner zu fein, daß ich mich nicht unterstände, ihm zu sagen, was nöthig ist, und keiner zu plump und ungeschliffen, daß ich ihn nicht abhobeln und ihn zu meinem Zweck führen sollte. Sage mir nur, wer Dir am besten gefällt, und laß mich machen. Aber eins muß ich Dir sagen, mein Töchterchen, Du mußt mich nicht vergessen; denn ich bin ein armes Weib, und Du sollst auch von nun an Theil haben an allen meinen Gebeten und Wallfahrten, damit unser Herr Gott Deinen abgeschiedenen Freunden Licht und Kerze bescheere."

Die Alte schwieg, und die junge Frau ward mit ihr Handels einig, und beschrieb ihr einen jungen Menschen, den sie oft in ihrer Gegend gesehen hatte, gab ihr ein Stück Fleisch und ließ sie gehen. Nach einigen Tagen führte ihr die Alte den Jüngling heimlich zu, und von Zeit zu Zeit wieder andere, und das Weibchen ließ (bei aller ihrer Furcht vor ihrem Mann) keine einzige gute Gelegenheit ungenützt vorbeigehen.

Einmal war ihr Mann des Abends bei einem seiner Freunde, Namens Ercolano, zum Essen eingeladen; sie befahl demnach der Alten, ihr einen gewissen Jüngling, welcher einer der hübschesten in Perugia war, zu bringen. Die Alte richtete den Auftrag pünktlich aus: doch indem sie sich eben mit dem jungen Menschen zu Tische setzen wollte, pochte unvermuthet ihr Mann an die Hausthüre. Sie war vor Schrecken fast des Todes, und suchte wo möglich den Jüngling vor ihm zu verbergen. Weil sie sich auf keinen bessern Platz besann (oder keinen andern hatte), so ließ sie ihn in ein Kämmerchen neben ihrem Zimmer gehen, stülpte einen Hühnerkorb über ihn, und breitete einen großen leeren Sack darüber, worauf sie geschwind ihrem Mann die Thür öffnen ließ.

„Nun! (rief sie ihm entgegen) hast Du Dein Abendessen so schnell durch die Gurgel gejagt?"

„Ich habe noch keinen Bissen über die Zunge gebracht," sprach Pietro.

„Wie wäre das wohl zugegangen?" fragte sie.

„Das will ich Dir sagen (antwortete Pietro). Ercolano, seine Frau und ich, hatten uns kaum zu Tische gesetzt, so hörten wir neben uns Jemand niesen. Das erste und zweite Mal merkten wir nicht darauf; wie aber der Niesende sich zum dritten, vierten und fünften Mal hören ließ und gar nicht aufhörte zu niesen, so nahm es uns endlich Wunder, und Ercolano, der schon ein wenig über seine Frau gemurrt hatte, daß sie uns zu lange an der Thüre hatte warten lassen, fuhr auf und fragte: „Was ist das? Wer niest hier so?" Damit stand er auf und ging nach einer Treppe zu, die nicht weit von uns war, unter welcher sich ein kleiner Verschlag befand, um Sachen aus der Hand zu legen. Weil es ihm geschienen hatte, daß das Niesen von dorther gekommen war, so öffnete er den Verschlag, und es zog ihm ein gewaltiger Schwefeldampf entgegen. Ich muß Dir sagen, daß uns der Schwefelgeruch schon vorher beschwerlich geworden war, und wie wir uns darüber beklagten, sprach die Frau, sie hätte ihre Schleier geschwefelt, um sie weiß zu bleichen, und hätte die Schwefelpfanne unter die Treppe gesetzt, wovon es noch ein wenig röche. Wie der Dampf sich etwas verzogen hatte, guckte Ercolano in den Verschlag hinein und ward Denjenigen gewahr, welcher genieset hatte und noch immer fort nieste, weil ihn der Schwefeldampf benommen und ihm, alles Niesens ungeachtet, die Brust schon dermaßen beklemmt hatte, daß er einige Minuten später nicht mehr würde haben niesen, noch irgend etwas Anderes thun können. Wie ihn Ercolano gewahr ward, rief er: „Ha, Weib! Jetzt seh' ich, warum wir so lange vor der Thür haben warten müssen, ehe Du uns aufmachtest; aber ich will nimmer froh werden, wo ich Dir das nicht bezahle." Wie die Frau diese Drohung hörte, und fand, daß ihre Sünde an's Licht gekommen war, sprang sie vom Tische auf und nahm die Flucht, ohne an eine Entschuldigung zu denken, und ich weiß nicht, wohin sie gekommen ist. Ercolano merkte nicht darauf, daß seine Frau sich aus dem Staube machte, sondern rief dem Niesenden immer lauter zu, er sollte herauskommen; allein er mochte rufen so lange er wollte, so rührte sich Jener nicht, weil er schon ganz ohnmächtig geworden war. Ercolano schleppte ihn also bei den Füßen heraus, und sprang schon nach einem Messer, um ihm vollends den Rest zu geben. Weil mir selbst aber vor der Polizei bange war, so eilte ich hinzu und wehrte ihm daß er den Menschen weder umbrachte, noch ihm Schaden zufügte. Indem ich nun den Menschen vertheidigte und Lärm machte, kamen auch die Nach-

barn mit dazu. Diese nahmen den jungen Mann, der sich nicht widersetzen konnte, und führten ihn weg, ich weiß nicht wohin. Siehst Du? so wurden wir an unserer Mahlzeit gestört, und ich habe sie nicht nur nicht durch die Gurgel gejagt, sondern noch keinen Bissen zum Maule gebracht, wie ich Dir vorhin sagte."

Die Frau merkte aus dieser Geschichte, daß andere Weiber ebenso klug wären, wie sie, obwohl es nicht immer bei allen glücklich damit abliefe, und sie hätte zwar gern der Frau des Ercolano das Wort geredet; weil sie aber glaubte, sich von ihren eigenen Fehlern um desto eher weiß zu brennen, wenn sie fremde Sünden tadelte, so rief sie: „Schöne Dinge! Das ist also das gute fromme Weib; das ist die keusche getreue Ehefrau, die ich immer für so heilig gehalten habe, daß ich ihr hätte beichten mögen; und was noch das Schlimmste ist, so sind ihre Jugendjahre schon vorbei, und sie sollte andern mit gutem Beispiel vorgehen. Verwünscht sei die Stunde, da sie geboren ward, und verwünscht jede Stunde, die sie noch lebt, das treulose, ehrvergessene Weib, diese ewige Schmach und Schande aller Weiber in der Welt, daß sie so ihre Ehre, die Treue, die sie ihrem Mann gelobt hat, und die Achtung der Welt mit Füßen tritt! Sollte sie sich nicht schämen, ihren braven Mann, einen der ehrbarsten Bürger, der ihr so gut begegnet, durch einen Andern beschimpfen zu lassen, und sich selbst mit in Schimpf und Schande zu stürzen? Ich will vor Gott keine Gnade haben, wenn ein solches Weibsbild Barmherzigkeit verdient; man sollte sie umbringen; man sollte sie lebendig auf den Scheiterhaufen setzen und sie zu Asche verbrennen."

In dem Augenblicke fiel ihr ihr guter Freund ein, der nicht weit davon unter dem Hühnerkorbe saß, und sie fand deswegen für gut, ihren Mann zu erinnern, daß es Zeit wäre, zu Bette zu gehen.

Pietro, der mehr Lust hatte zu essen, als zu schlafen, fragte sie, ob sie nicht etwas zum Abendessen bei der Hand hätte.

„Abendessen? (sprach sie) Hat sich was mit dem Abendessen, wenn Du nicht zu Hause bist! Ich bin Dir auch so eine, wie das Weib des Ercolano! Geh' nur lieber zu Bett, das wird das Beste sein."

Von ungefähr waren desselben Abends einige Bauern von Pietro's Landgute zur Stadt gekommen, die ihm Feldfrüchte gebracht und ihre Esel in einen Stall gezogen hatten, der an das Kämmerchen stieß, in welchem der junge Mensch saß. Da sie vielleicht vergessen hatten, ihr Vieh zu tränken, so zog einer von den Eseln, welchen der Durst anwandelte, den Kopf aus

der Halfter, ging aus dem Stalle heraus und schnuffelte allenthalben nach Wasser herum, und so ging er gerade auf den Hühnerkorb los, unter welchem der Jüngling verborgen war. Weil dieser sich auf allen Vieren niederducken mußte, so ragten seine Finger ein wenig unter dem Korbe hervor, und sein Glück oder sein Unglück (wie man es nehmen will) fügte es so, daß ihm der Esel darauf trat, so daß er vor Schmerz laut aufschreien mußte. Den Pietro nahm das Ding gewaltig Wunder, weil er merkte, daß die Stimme sich in seinem Hause hören ließ. Er ging also hinaus in die Kammer, und wie der arme Schelm, dem der Esel die Fingerspitzen noch immer festhielt, fortfuhr zu schreien und zu wehklagen, so rief er: Wer da! ging nach dem Hühnerkorbe und hob ihn auf, und fand den jungen Menschen darunter, welcher außer dem Schmerz, den ihm der Tritt des Esels verursachte, auch noch vor Furcht zitterte, daß Pietro ihm übel mitspielen würde. Wie Pietro ihn gewahr ward (der sich schon längst seine Bekanntschaft gewünscht hatte), fragte er ihn: „Wie kömmst Du hierher?“ Der Jüngling antwortete ihm aber nicht auf seine Frage, sondern bat ihn nur um Gotteswillen, Barmherzigkeit mit ihm zu haben.

„Steh' nur auf (sprach Pietro) und fürchte nichts von mir; aber sage mir aufrichtig, wie und warum Du hierher gekommen bist.“

Der arme Junge beichtete ihm alles, und Pietro war über den Fund eben so froh, als seine Frau bekümmert war. Er führte den Jüngling bei der Hand in das Zimmer, wo seine Frau in größten Aengsten saß. Pietro setzte sich ihr gegenüber und sagte: „Du schimpftest ja eben jetzt so unbarmherzig auf die Frau des Ercolano und sagtest, man müßte sie verbrennen, weil sie Euch allen zum Schandfleck gereichte; warum vergaßest Du aber, Dich selbst mit einzuschließen? oder wenn Du dazu keine Lust hattest, wie durftest Du es denn wagen, so von ihr zu reden, da Du doch wußtest, daß Du selbst es nicht besser machtest? Dich bewog wahrlich nichts anders, als der Hang, der Euch allen gemein ist, daß Ihr gern die fremde Schuld zum Deckmantel Eurer eigenen gebraucht. Möchte das Feuer vom Himme fallen und Euch alle verzehren, Ihr Natterngezücht!“

Wie die Frau merkte, daß die erste Hitze ihres Mannes in Scheltworten verdampfte und daß er eben nicht so gar böse darüber war, den hübschen Knaben bei ihr zu finden, gewann sie wieder Muth und sagte: „Ich glaube wohl, daß Du das Feuer vom Himmel über uns herunter wünschest, weil Du Deine Frau so lieb hast, wie der Hund den Prügel; aber beim Himmel,

Dein Wunsch wird Dir nicht erfüllt werden! Doch ich möchte wohl wissen, worüber Du Dich so sehr zu beklagen hast; denn es wäre wahrhaftig sehr artig von Dir, wenn Du mich mit der Frau des Ercolano über einen Kamm scheeren wolltest, die ein altes, scheinheiliges, verstelltes Mensch ist, und hat dennoch von ihrem Mann Alles, was sie nur wünschen kann, und er begegnet ihr, wie es einer Frau gebührt. Aber ich armes Weib habe es nicht so gut; denn Du giebst mir zwar Kleider und Schuhe, aber Du weißt leider wohl, wie es um das Uebrige steht, und wie wenig ich mich Deiner zu erfreuen habe; da ich doch lieber barfuß und in Lumpen gehen, und Deiner froh werden möchte, als alle schönen Sachen von der Welt haben, und mir so von Dir begegnen lassen, wie Du mich behandelst. Denn ich muß Dir's nur gerade heraus sagen, Pietro, ich bin ein Weib, so gut wie ein anderes, und habe dieselben Neigungen und Bedürfnisse, wie andere Weiber, und wenn ich finde, daß Du sie nicht befriedigst, so hast Du keine Ursache zu schelten, wenn ich mich anderswo versorge. Zum wenigsten mache ich Dir nicht die Schande, daß ich mich mit Knaben oder mit lüderlichen Buben abgebe."

Pietro merkte wohl, daß seine Frau nicht leicht wieder aufhören würde, da ihr die Zunge einmal gelöset war. Weil er sich nun wenig aus ihr machte, so sprach er: „Schweige nur, Frau, ich will Dich schon zufrieden stellen. Thue mir nur jetzt den Gefallen, uns etwas zu essen zu geben; denn ich denke, dieser Bursche hat wohl eben so wenig zu Nacht gegessen, als ich selbst."

„Freilich nicht (sprach die Frau); denn wie Dich der Unstern herführte, wollten wir uns eben zu Tische setzen."

„So mache nur (sprach Pietro), daß wir zu essen bekommen; ich will hernach schon alles so einrichten, daß Du Dich nicht sollst zu beklagen haben."

Wie Pietro nach dem Abendessen seine Einrichtung traf, das habe ich vergessen. Genug, meine lieben Damen, ich habe Euch nur damit sagen wollen, daß ein Jeder sucht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn er's nicht auf der Stelle thun kann, so behält er's im Sinn, bis die Gelegenheit kommt; denn wie man in's Holz ruft, so schallt es wieder heraus."

Hier endigte Dioneo seine Erzählung, bei welcher die Damen, mehr aus Züchtigkeit, als aus Mangel an Lust, sich des Lachens enthielten. Die

Königin, deren Regierung jetzt zu Ende ging, stand auf und übergab Elisa die Regierung, indem sie ihr die Lorbeerkrone aufsetzte. Elisa übernahm die angetragene Ehrenstelle auf eben die Weise, wie ihre Vorgänger, und nachdem sie die nöthigen Anstalten für den folgenden Tag getroffen hatte, sagte sie: „Wir haben schon mehrmals gehört, daß Manche durch einen witzigen Einfall, durch eine fertige Antwort und durch eine glückliche Gegenwart des Geistes Andere zum Schweigen gebracht, oder sich selbst aus Verlegenheiten und Gefahren gezogen haben. Weil diese Materie nicht nur unterhaltend, sondern auch nützlich ist, so soll sie uns morgen, mit Gottes Hülfe, Anlaß geben zu erzählen: wie dieser oder jener sich durch ein Wort zu seiner Zeit aus der Schlinge gezogen, oder durch eine schnelle Antwort, oder durch Klugheit sich vor Unglück, Gefahr oder Schande bewahrt habe."

Jedermann war damit zufrieden, und die Königin entließ, wie gewöhnlich, ihre Gesellschaft bis zum Abend; und schon war die zirpende Cicade verstummt, wie sie dieselbe wieder zusammen berufen und die Abendmahlzeit anrichten ließ. Nach geendigtem Mahle ergötzte man sich wieder mit Gesang und Tanz. Emilie war im Begriff, auf Befehl der Königin einen Reihen anzuführen, und Dioneo bekam den Auftrag, ein Lied dazu zu singen. Er fing auch den Augenblick an: Frau Aldrude hüpft hoch empor, ich trag' Euch gute Botschaft vor.

Alle Frauenzimmer fingen an zu lachen und besonders die Königin; sie befahl ihm aber abzubrechen und ein anderes Lied zu singen.

„Hätt' ich ein Clavier (sprach Dioneo), so wollt' ich Euch singen: Hebt'n Rock auf, Frau Liese. Oder: Unter dem Oelbaum im Grün will ich mit Schätzchen verziehn. Oder wollt Ihr dies lieber: Wie wird mir zur See so übel und weh! Aber ich habe kein Clavier, und also müßt Ihr Euch schon was anderes wählen. Wie gefällt Euch dieses zum Beispiel: Laßt ihn nur kommen, wir wollen ihn bald beschneiden, wie Birken im grünlichen Wald?"

„Nein (sprach die Königin), gieb uns ein anderes Lied."

„Gut (antwortete Dioneo), so will ich Euch geben: Frau Simone zapft und zapft, und 's ist halt kein October."

Die Königin lachte und sagte: „Sei doch gescheidt und singe uns was Hübsches, wenn Du willst. Du hörst, daß uns so was nicht behagt."

„Nehmt's nur nicht so übel (sprach Dioneo), und sagt mir selbst, was Euch am besten gefällt; ich weiß noch wohl hundert. Wollt ihr dies: Geb ich dem Mäuschen nicht was für's Schnäuzchen? Oder: Fang's sachter an, mein lieber Mann? Oder: Ich schafft' mir einen Hahn für hundert Liren an?“

Die Königin ward endlich ein wenig böse, obwohl die Uebrigen alle lachen mußten. „Laß Dein loses Geschwätz, Dioneo (sprach sie), und singe uns ein hübsches Lied, oder Du sollst sehen, daß ich auch böse werden kann.“

Dioneo ließ demnach seinen Scherz fahren, und fing an:

Amor! die sanften Strahlen,
die aus den Augen dieser Holden leuchten,
sind's, die mich Dir und ihr zu eigen machen.

Ihr Licht, von meinen Blicken eingesogen,
hat mir zuerst die Flamme, die Du nährest,
im Busen angezündet.
Wie groß die Allmacht sei, womit Du herrschest,
das lehrten ihre Reize mich empfinden.
Und wenn ich dieß erwäge,
so fühl' ich alle Kräfte
in mir gebunden, und ihr unterworfen,
die meiner Sehnsucht Gegenstand geworden.

Also ward ich, o lieblicher Gebieter,
Dein Eigenthum, und hoff' in tiefster Demuth
von Deiner Güte Beistand.
Allein ich weiß nicht, ob die kühnen Wünsche,
die Du in's Herz mir gabst, ihr ganz bekannt sind:
ob sie, wie treu ich liebe,
im ganzen Umfang fühle;
sie, die mich so beherrscht, daß ich nicht Wonne,
nicht Glück, nicht Frieden ohne sie mir wünsche.

Deswegen bitt' ich Dich, mein Herr und Herrscher,
sag' es ihr selbst, und laß von Deiner Flamme
ein Fünkchen (mir zu Liebe)
auch sie empfinden. Denn Du siehst ja, wie ich
vor Liebe mich verzehre, und allmählich
vor lauter Gram vergehe.
Und wenn Du Deine Zeit siehst,
so hilf, daß mir mein Wunsch bei ihr gelinge!
Du weißt, wie gern ich selbst gleich mit Dir ginge.

Die Königin gab dem Liede des Dioneo ihren Beifall, und ließ noch einige andere singen. Wie es schon ein wenig in die Nacht ging, und die Kühlung die Tageshitze vertrieben hatte, befahl sie Allen, sich zur Ruhe zu begeben, und bis zum folgenden Morgen nach ihrem Belieben auszuruhen.

Sechster Tag.

Unter Elisa's Regierung erzählt man von denen, welche sich durch einen glücklichen Einfall aus irgend einer Verlegenheit gezogen, oder durch eine fertige Antwort, oder ein kluges Benehmen, sich vor Schaden und Gefahr bewahrt haben.

Der Mond hatte mitten am Himmel seinen Schein verloren, und die aufgehende Sonne erleuchtete bereits den Erdkreis, wie die Königin aufstand, und ihre Gesellschaft wecken ließ; und indem sie die liebliche Anhöhe hinauf im Morgenthau lustwandelten, unterhielten sie sich von verschiedenen Dingen, sagten ihre Meinungen von dem größeren, oder geringeren Werth der bisher vorgetragenen Geschichten, erinnerten sich an die darin erzählten Begebenheiten, und ergötzten sich damit, bis die Sonne höher stieg, und die Wärme ihrer Strahlen sie nöthigte, wieder zu Hause zu gehen. Wie sie zurück kamen, fanden sie schon die Tafeln gedeckt, und den Saal mit wohlriechenden Blumen und Kräutern bestreut, und setzten sich auf Befehl der Königin zu Tische, ehe der Tag am heißesten ward. Nachdem sie mit Frohsinn ihre Mahlzeit gehalten hatten, wurden vor allen Dingen wieder einige reizende und angenehme Lieder gesungen, worauf sich ein Theil der Gesellschaft zur Ruhe begab, und andere sich mit Schach und andern Spielen belustigten. Dioneo und Lauretta sangen die Geschichte des Troilus und der Chriseïs.

Wie die Stunde der Versammlung kam, und die Königin ihre Gesellschaft neben dem Brunnen zusammen berufen hatte, und schon Befehl geben wollte, die erste Geschichte zu erzählen, ereignete sich etwas, das bisher noch nicht vorgefallen war; sie hörten nämlich in der Küche einen großen Lärm und Gezänk zwischen den Dienern und Mägden. Sie ließen deswegen den Schaffner rufen, und frugen ihn, was die Veranlassung wäre. Er antwortete, der Zank wäre zwischen Licisca und Tindaro, er wüßte aber nicht worüber sie stritten, denn er wäre erst eben dazu gekommen, um Frie-

den zu stiften, wie ihn die Königin hätte rufen lassen. Die Königin befahl demnach, sie Beide zu ihr zu schicken, und fragte sie selbst nach der Ursache ihres Zanks. Tindaro war im Begriffe zu antworten, allein Licisca, die schon bei Jahren, dabei mehr anmaßend als bescheiden, und noch vom Gezänk erhitzt war, fiel ihm in die Rede: „Seht mir doch den Schlingel (fuhr sie ihn an), der sich untersteht, in meiner Gegenwart zuerst zu sprechen! Schweig' still, und laß mich reden. Gnädige Frau (fuhr sie fort) dieser Mensch will mir einbilden, wie Sicofante mit seiner Frau als Braut zu Bett gegangen wäre, hätt' er die Festung mit Sturm und Blutvergießen erobert, und ich behaupte, daß er friedlich und ohne Mühe Besitz davon genommen habe. Der Mensch ist aber so einfältig, daß er meint, die Mädchen wüßten ihre Zeit nicht zu nützen, so lange sie unter der Aufsicht ihrer Eltern und Brüder stehen, welche sie manchmal drei bis vier Jahr über die Gebühr auf einen Mann warten lassen. Da würden sie schön wegkommen, wenn sie so lange warten wollten! Aber beim Himmel! ich weiß wohl was ich sage, wenn ich schwöre. Ich kenne keine Frau in meiner Nachbarschaft, die als Jungfrau in's Brautbett gestiegen wäre, und selbst unter den verheirateten Frauen weiß ich noch wohl manche, die ihrem Manne manche tüchtige Nase dreht; und dieser Schafskopf will mich die Weiber kennen lehren, als wenn ich von gestern wäre."

Ueber dieses Geschwätz der Licisca entstand unter den Frauenzimmern ein solches Gelächter, daß man ihnen alle Zähne im Munde hätte zählen können. Die Königin hatte ihr zwar mehr als einmal Stillschweigen geboten; allein sie ließ sich den Mund nicht stopfen, bis sie alles herausgeschwatzt hatte. Wie sie endlich stillschwieg, mußte die Königin selbst lachen. „Dioneo! (sprach sie) Diesen Streit kannst Du am besten schlichten, und wenn unsere Erzählungen geendigt sind, magst Du das Urtheil zwischen ihnen fällen."

„Madonna, das Urtheil ist schon gefällt (sprach Dioneo), und es braucht kein anderes; denn mich däucht Licisca hat Recht, und Tindaro ist ein Pinsel."

Licisca frohlockte über dieses Urtheil. „Hab' ich Dir das nicht gesagt (sprach sie zu Tindaro)? Geh mit Gott! Du bist noch nicht trocken hinter den Ohren, und willst klüger sein, als ich? Aber Gott sei Dank; ich habe nicht umsonst in der Welt gelebt, wahrhaftig nicht!"

Wenn die Königin ihr nicht mit zürnendem Blicke Stillschweigen gebo-

und sie mit einer derben Züchtigung bedroht hätte, so hätte sie den ganzen Abend nichts zu thun gehabt, als ihr Geschwätz anzuhören. Jetzt entfernten sich die beiden Streitenden wieder, und die Königin befahl Filomena, die Erzählungen anzufangen."

Erste Erzählung.

Ein Cavalier vermißt sich gegen Madonna Oretta, daß er sie mit einer schönen Erzählung zu Pferde setzen will; weil er aber sehr schlecht erzählt, so bittet sie ihn, sie wieder absitzen zu lassen.

„Liebe Mädchen (begann Fiammetta)! Wie an einem heitern Abend die Sterne am Himmel, und wie im Frühling die Blumen auf den grünen Wiesen und die Blüten an den belaubten Zweigen prangen; so zieren witzige Einfälle die Rede wohlerzogener Menschen, und weil man damit Vieles in wenigen Worten ausdrückt, so stehen sie deswegen den Weibern noch besser an, als den Männern, indem es sich für jene weniger, als für diese schickt, viel und lange zu reden. Ich weiß nicht, ist es Mangel an Witz und an Erziehung, oder ist der Himmel unserem Zeitalter so wenig günstig; genug es gibt heutigen Tages wenige, oder gar keine Weiber, die zu rechter und gelegener Zeit etwas Geistreiches sagen, oder wenn es gesagt wird, es auch nur gehörig verstehen; und das macht uns eben nicht viel Ehre. Weil inzwischen Pampinea uns bereits vieles über diesen Gegenstand gesagt hat, so will ich mich nicht weitläuftig darüber auslassen, sondern Euch nur, zum Beweise wie schön ein Wort zu seiner Zeit sei, erzählen, wie einst eine Dame einen Cavalier durch einen höflichen Scherz zum Schweigen brachte.

Einige unter Euch haben vermuthlich ein gewisse adelige, wohlerzogene und wohlredende Dame in unserer Stadt noch selbst gekannt, oder wenigstens von ihr gehört, deren Verdienste wohl werth sind, daß man ihren Namen nicht verschweige. Sie hieß Madonna Oretta, und war die Gemahlin des Herrn Geri Spina. Wie diese einst (so wie wir jetzt) sich auf dem Lande aufhielt, und mit einigen Damen und Herren, die bei ihr eingeladen waren, nach einem etwas entlegenen Orte zum Vergnügen zu Fuß ging, mochte die Länge des Weges sie ein wenig ermüdet haben, daher es einem von den Herren einfiel, zu ihr zu sagen: „Madonna Oretta, wenn Ihr's befehlt, so will ich Euch mit einer hübschen Geschichte die Länge des Tages so verkürzen, als wenn Ihr zu Pferde säßet."

Madonna Oretta nahm sein Anerbieten freundlich auf, und bat ihn, seine Geschichte zu erzählen.

Der Rittersmann, der sich vielleicht mit seinem Schwerte nicht besser zu behelfen wußte, als mit seiner Zunge, fing an, seine Geschichte zu erzählen, die zwar an sich recht artig war; weil er aber bald ein Wort zehnmal nach einander gebrauchte, bald das Gesagte wiederholte, bald in seiner Erzählung etwas verbesserte, mehr als einmal die Namen der Personen verwechselte, und seine Erzählung dadurch verdarb, und weil er überdies nichts von der Gabe besaß, seine Worte den Personen der Handlung anzumessen; so ward Madonna Oretta oft übel und weh bei seiner Erzählung. Wie sie es endlich nicht länger aushalten konnte und der ehrliche Rittersmann sich so arg verwickelte, daß er selbst sich nicht wieder herausfinden konnte, sagte sie zu ihm mit aller Höflichkeit: „Mein Herr, Euer Pferd trabt mir ein wenig zu hart; seid so gut und laßt mich wieder absitzen.“

Der Rittersmann, der glücklicherweise mehr guten Menschenverstand als Beredtsamkeit besaß, begriff diese Zurechtweisung, nahm sie als Scherz auf, brach seine übel erzählte Geschichte ab, und fing an von andern Dingen zu sprechen.“

Zweite Erzählung.

Der Bäcker Cisti gibt dem Herrn Geri Spina durch ein Wörtchen zu verstehen, daß er etwas Ungeziemendes verlangt hat.

Die Damen und Herren lobten den Scherz der Madonna Oretta, und die Königin winkte Pampinea, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Holde Mädchen (sprach Pampinea)! Ich weiß nicht ob es die Schuld der Natur ist, daß sie oft einen hohen Geist in einem niedrig gebornen Leibe verbirgt; oder ob das Schicksal den Fehler begeht, daß es manchem Menschen, dem ein edles Gemüth beiwohnt, eine niedrige Beschäftigung bestimmt; genug, wir finden es so an manchen Leuten, und unter andern an unserm guten Mitbürger Cisti, dem das Schicksal bei allem seinem feinen Verstande zum Bäcker bestimmt hat. Ich würde gewiß die Natur und das Schicksal zugleich verdammen, wenn ich nicht wüßte, daß die Natur in ihrer Haushaltung überaus weise verfährt, und daß das Glück tausend Augen hat, obwohl es uns die Thoren als blind schildern. Ich

glaube daher vielmehr, daß sie alle Beide aus großer Vorsichtigkeit ihre kostbaren Schätze (eben so, wie wir Sterblichen) an den unscheinbarsten Orten vergraben, wo man sie am wenigsten vermuthet, um sie zu rechter Zeit wieder hervorzuziehen; weil sie in dem schlechtesten Winkel sicherer verwahrt sind, als in dem prächtigsten Gemache. Eben so verbergen demnach jene beiden Regiererinnen der Welt oft ihre theuersten Kleinode unter dem Gewande der unansehnlichsten Handtierungen, damit sie desto herrlicher in die Augen fallen, wenn sie zu gelegener Zeit zum Vorschein kommen. Ich will Euch davon in einem kurzen Geschichtchen ein Beispiel erzählen, welches der Bäcker Cisti hergegeben hat, indem er dem Herrn Geri Spina, dem Gemahl der Madonna Oretta, von welcher Ihr jetzt gehört habt (daher mir auch dies Geschichtchen eben einfällt) bei einer geringfügigen Gelegenheit die Augen des Verständnisses öffnete.

Pabst Bonifacius, bei welchem Herr Geri Spina sehr wohl gelitten war, hatte nämlich einst wegen einer dringenden Angelegenheit eine sehr edle und vornehme Gesandtschaft nach Florenz geschickt; die Gesandten waren bei Herrn Geri abgetreten, und verhandelten mit ihm die Aufträge des Pabstes. Zufälligerweise ging er mit ihnen fast jeden Morgen bei Santa Maria Ughi vorbei, wo Meister Cisti seine Bäckerei hatte, und bei seiner Handtierung selbst Hand mit anlegte. Obwohl ihm nun das Schicksal eben kein ansehnliches Gewerbe beschieden hatte, so war es ihm doch bei demselben so hold gewesen, daß er sehr reich geworden war, und im Ueberfluß leben konnte, wiewohl er sich dieses nicht abhalten ließ, bei seinem Berufe zu bleiben. Unter andern guten Dingen, die er sich nicht abgehen ließ, war er stets mit dem besten und feinsten weißen Weine versehen, der in ganz Florenz und in den umliegenden Gegenden zu haben war. Wie er bemerkte, daß Messer' Geri mit den päbstlichen Gesandten jeden Morgen vor seiner Thüre vorbei ging, fiel ihm ein (da es eben in der heißen Jahreszeit war), daß es ihnen vielleicht nicht unlieb sein würde, wenn er ihnen einmal seinen guten Wein zu kosten gäbe. Weil er jedoch meinte, daß der Abstand zwischen dem Herrn Geri Spina und ihm zu groß wäre, so hielt er es nicht für schicklich, ihn geradezu einzuladen, und suchte es daher lieber so einzurichten, daß Herr Geri sich selbst bei ihm zu Gast bitten müßte. Er pflegte sich deswegen in einem schneeweißen Wämmschen und einer neugewaschenen Schürze (worin er mehr einem Müller, als einem Bäcker ähnlich war), alle Morgen, um die Stunde wenn Herr Geri mit den Gesandten vorüber ging, eine

kleine bologneser Flasche seines köstlichen Weins, eine schöne wohlverzinnte Kanne mit frischem Wasser, und ein Paar schön geschliffene, reingeschwenkte Gläser vor seine Hausthüre bringen zu lassen, und nachdem er sich einige Mal geräuspert hatte, seinen Wein mit solchem Wohlgeschmack einzuschlürfen, daß es einen Halbtodten hätte lüstern machen können. Wie Herr Geri dieses einmal und zweimal bemerkt hatte, fragte er am dritten Morgen: „Wie schmeckts, Cisti? Ist er gut?"

Cisti sprang geschwind auf, und sagte: „Gut ist er, gnädiger Herr, aber wie gut, das kann ich Euch nicht sagen, wenn Ihr ihn nicht selbst kostet."

Herr Geri, bei welchem entweder die Jahreszeit, oder der längere Spaziergang, oder die Behaglichkeit, womit er den Bäcker seinen Wein trinken sahe, den Durst weckte, sprach lächelnd zu den Gesandten: „Ich denke, meine Herren, wir könnten wohl den Wein dieses guten Mannes einmal kosten, vielleicht ist er so gut, daß es uns nicht gereut."

Mit diesen Worten führte er sie zu Cisti. Dieser ließ den Augenblick eine hübsche Bank aus seinem Backhause bringen, und lud die Herren ein zum Sitzen. Zu den Dienern, die sich schon fertig machten, die Gläser zu schwenken, sprach er: „Laßt's nur gut sein, Cameraden, und laßt mich selbst diesen Herren aufwarten; ich verstehe so gut einzuschenken, als einzuschieben, und für Euch fällt hier kein Tröpfchen ab."

Er schwenkte hierauf vier schöne Gläser, ließ sich noch eine kleine Flasche von seinem guten Wein bringen, und war fleißig bei der Hand, dem Herrn Geri und seinen Gästen einzuschenken. Diese fanden den Wein so gut, als sie ihn in geraumer Zeit nicht getrunken hatten, und so lange die Gesandten blieben, wiederholte Herr Geri mit ihnen fast täglich seinen Morgenbesuch bei Cisti.

Wie ihr Geschäft geendigt war, und sie wieder abreisen wollten, gab ihnen Herr Geri ein großes Abschiedsmahl, wozu er einige der angesehensten Bürger mit einladen, und auch den Bäcker Cisti bitten ließ, welcher sich aber weigerte zu kommen. Herr Geri befahl demnach einem seiner Diener, zu ihm zu gehen, und ihn um eine Flasche von seinem Wein zu bitten, und einem jeden Gaste beim ersten Gerichte ein Spitzgläschen davon einzuschenken.

Der Diener, den es vielleicht verdroß, daß er nie ein Tröpfchen von dem Weine gekostet hatte, nahm die größeste Flasche mit, die er nur finden

konnte. Wie Cisti dies sahe, sprach er: „Mein Sohn, Herr Geri schickt Dich gewiß nicht zu mir.“

Der Diener versicherte ihm einmal über das andere, daß ihn sein Herr wirklich zu ihm geschickt hätte; wie er aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnte, ging er wieder zurück, und sagte es seinem Herrn.

Herr Geri sprach: „Geh' wieder hin, und sage, ich schickte Dich allerdings zu ihm, und wenn er Dich wieder so abfertigt, so frage ihn, zu wem ich Dich denn schicke?“

Der Diener ging wieder hin, und sagte: „Cisti, mein Herr hat mich doch zu Euch geschickt.“

„Das hat er gewiß nicht gethan,“ sprach Cisti.

„Zu wem glaubt Ihr denn, daß er mich schickt?“ fragte der Diener.

„Zum Arno,“*) erwiederte Cisti.

Wie der Diener seinem Herrn diese Antwort brachte, gingen ihm die Augen auf, und er verlangte, die Flasche zu sehen, die er mitgenommen hätte. „Cisti hat Recht,“ sprach er, wie er sie sahe, gab seinem Diener einen derben Verweis, und befahl ihm, eine mäßige Flasche zu nehmen. Wie er diese dem Cisti brachte, sprach Cisti: „Nun seh' ich, daß Dein Herr Dich zu mir schickt.“ Er ließ ihm auch den Augenblick die Flasche füllen, und sandte dem Herrn Geri noch an demselben Tage ein ganzes Fäßchen von seinem trefflichen Weine; ging hernach selbst zu ihm, und sagte: „Gnädiger Herr, glaubt nur nicht, daß mich diesen Morgen die große Flasche abgeschreckt hätte. Es schien mir nur, daß Ihr vergessen hättet, was ich Euch in diesen Tagen mit meinem kleinen Fläschchen zeigen wollte, nämlich, daß mein Wein kein gemeiner Tischwein ist; deswegen wollte ich Euch nur dieses wieder in Erinnerung bringen. Um nicht länger Euer Kellermeister zu sein, hab' ich Euch das ganze Fäßchen gesandt, und Ihr könnt nun nach eigenem Belieben damit haushalten.“

Dem Herrn Geri war das Geschenk sehr willkommen; er dankte dem Cisti verbindlich dafür, und dieser war ihm in der Folge stets lieb und werth.“

*) Der Arno, meine lieben Damen, ist der Fluß, an welchem Florenz liegt.

Dritte Erzählung.

Madonna Nona Pulci gibt dem Bischofe von Florenz auf einen unbescheidenen Scherz eine treffende Antwort und bringt ihn damit zum Schweigen.

Wie Pampinea ihre Geschichte erzählt, und Jedermann die Freigebigkeit und die Antwort des Cisti gelobt hatte, gefiel es der Königin, Lauretta zur Nachfolge aufzufordern. Sie gehorchte willig, und sagte:

„Liebenswürdige Freundinnen! Pampinea hat uns schon vormals, so wie Filomena heute, gezeigt, wie schön ein witziger Einfall uns Frauenzimmern ansteht, und wie wenige von uns sich darauf verstehen. Es ist ist demnach überflüssig, hierüber noch mehr zu sagen, und ich will nur noch dieses über die Eigenschaft des Scherzes bemerken, daß seine Bisse sanft, wie der Biß des unschuldigen Lammes, und nicht schmerzhaft sein müssen, wie der Zahn des beißigen Hundes; denn sonst ist der Scherz kein Scherz mehr, sondern wird zur Beleidigung. Die Worte der Madonna Oretta und die Antwort des Bäckers Cisti sind in diesem Stücke musterhaft. Inzwischen ist es wahr, daß eine beißende Antwort auf einen beißenden Scherz keine Beleidigung genannt werden kann, sondern durch den ersten Anfall völlig gerechtfertigt wird. Man sehe sich demnach vor, wie und wenn, und mit wem man scherzt. Ich will Euch erzählen, wie einer von unsern Prälaten einst diese nöthigen Regeln aus den Augen setzte, und wie ihn daher ein beleidigender Scherz eben so beißend vergolten ward.

Zu der Zeit, da Herr Antonio d'Orso, ein würdiger und gelehrter Prälat, Bischof in Florenz war, kam einst ein vornehmer catalonischer Edelmann dahin, Namens Don Diego de la Rata, Marschall bei dem Könige Robert. Er war ein sehr schöner Mann, und liebte das schöne Geschlecht bis zur Ausschweifung. Unter andern florentinischen Damen gefiel ihm besonders eine, welche sehr schön, und eine leibliche Nichte des Bischofs war; allein Ihr Mann war, seiner edlen Geburt ungeachtet, ein schändlicher Geizhals und ein so niederträchtiger Mensch, daß er selbst mit dem Marschall einen Handel schloß, und ihm seine Gemahlin (wider ihren Willen) für fünfhundert goldene Kronen auf eine Nacht überließ. Der Marschall betrog ihn aber, indem er fünfhundert Popolini (eine damals gangbare Silbermünze, die an Größe und Gepräge den Kronen völlig ähnlich war) vergolden ließ, und sie ihm unterschob. Die Sache ward

ruchbar, und der Niederträchtige hatte den Schaden und die Schande davon; der Bischof aber ließ sich als ein kluger Mann nicht merken, daß er etwas davon wüßte.

Da indessen der Bischof mit dem Marschall vielen Umgang hatte, so traf es sich auch einmal am Johannistage, daß sie mit einander auf der Rennbahn auf und ab ritten, und die Frauenzimmer betrachteten. Der Bischof bemerkte unter andern eine junge Dame, welche uns kürzlich die Pest geraubt hat, eine Nichte des Herrn Alesso Rinucci, Namens Madonna Nona Pulci, die Ihr alle wohl müßt gekannt haben, und die zu ihrer Zeit ein schönes, rasches, redseliges Mädchen, und damals erst eben verheiratet war. Er machte den Marschall aufmerksam auf sie, und wie sie beide ihr näher kamen, legte er dem Marschall die Hand auf die Schulter, und sagte zu ihr: „Nona, was meinst Du von diesem? Würdest Du es wohl mit ihm aufnehmen?"

Nona fand sich durch diese Frage beleidigt, die nach ihrer Meinung keinen andern Zweck haben konnte, als ihre Keuschheit den vielen Umstehenden verdächtig zu machen. Sie suchte demnach nicht sowohl sich zu vertheidigen, als Stich für Stich wieder zu geben, und antwortete: „Wer weiß ob er es mit mir aufnehmen dürfte; aber die Wette müßte gute Münze gelten."

Diese Antwort traf sowohl den Bischof, als den Marschall; den Letzteren wegen der schimpflichen Handlung, deren er sich gegen die Nichte des Bischofs schuldig gemacht hatte, und den Bischof, weil er in der Person seiner Nichte war beschimpft worden. Beide schämten sich, einander in's Gesicht zu sehen, und ritten davon, ohne der Nona ein Wort weiter zu sagen. Da man auf sie zuerst gestichelt hatte, so war es ihr nicht zu verdenken, daß sie mit einer Stichelrede erwiederte."

Vierte Erzählung.

Chichibio, der Koch des Currado Gianfigliazzi, verwandelt durch eine fertige Antwort den Zorn seines Herrn in Lachen und entgeht dadurch der Züchtigung, die ihm bevorstand.

Lauretta schwieg; Nona ward einstimmig gelobt, und Neifila, welcher die Königin zunächst befahl zu reden, sagte: „So wahr es ist, meine

lieben Gespielinnen, daß ein allzeit fertiger Witz seinem Besitzer manches schöne und nützliche Wort in den Mund legt, so hilft doch auch bisweilen der bloße Zufall dem Einfältigen in der Angst zu einer Antwort, auf die er sich bei ruhiger Ueberlegung nimmermehr würde besonnen haben. Meine Erzählung soll Euch ein Beispiel davon liefern.

Currado Gianfigliazzi war (wie Ihr alle wohl gesehen oder gehört habt) zu jeder Zeit einer unserer gastfreiesten und prachtsüchtigsten Edelleute, der immer ritterlich aufgehen ließ, und sich lieber mit seinen Falken und Jagdhunden, als mit ernsthaften Dingen beschäftigte. Einmal hatt' er einen Kranich gebeizt, den er, weil er sehr jung und fett war, seinem Koche gab, welcher Chichibio hieß und ein Venezianer war, und ihm befahl, ihn zum Abendessen zu braten, und ihn ja gut in Acht zu nehmen. Chichibio, der, wie es scheint, ein junger Windbeutel war, machte sich geschwind über den Kranich her, und brachte ihn zum Feuer. Wie er fast gar war, und der Bratengeruch sich weit verbreitete, witterte ihn ein junges Bauermädchen in der Nachbarschaft, Namens Brunetta, in welche Chichibio sehr verliebt war; sie kam also zu ihm in die Küche, und bat ihn inständig, ihre eine Keule von dem Kranich zu geben. Chichibio aber antwortete ihr singend:

> Brunettchen lieb! ich sag' es Dir,
> die Keule kriegst Du nicht von mir.

Brunettchen ward böse und sagte: „Wenn Du mir die Keule nicht gibst, so schwöre ich Dir bei Gott, ich thue Dir nie wieder Deinen Willen.“ Kurz, nach einigem Wortwechsel konnte Chichibio es nicht länger über's Herz bringen, sein Mädchen zu erzürnen; er lösete also einen Schenkel ab, und gab ihn Brunetten.

Wie darauf der Kranich dem Currado und seinen Gästen aufgetischt ward, wunderte sich Currado, daß er nur eine Keule hatte; er ließ also den Koch rufen, und fragte ihn, was aus der andern Keule geworden wäre. Der windige Venezianer antwortete: „Mein Herr, die Kraniche haben nur eine Keule und ein Bein.“

Currado ward zornig und sagte: „Was Teufel, hätten sie nur eine Keule und ein Bein? Meinst Du, daß ich in meinem Leben noch keinen Kranich gesehen habe?“

Chichibio gab keck zur Antwort: „Was ich Euch sage, mein Herr, es ist wirklich so, und ich will's Euch an den lebendigen Kranichen zeigen.“

Currato wollte die Sache in Gegenwart seiner Gäste nicht weiter treiben, sondern antwortete: „Weil Du sagst, daß Du mir an den lebendigen Kranichen dasjenige zeigen willst, was ich nie gesehen oder gehört habe, so mag es gut sein, und Du sollst mir morgendes Tages Wort halten. Aber ich schwöre Dir bei dem Leichnam Christi, wenn es anders ausfällt, so laß' ich Dich dermaßen züchtigen, daß Du an mich denken sollst, so lange Du lebst."

Dabei blieb es diesen Abend: wie aber des andern Morgens früh dem Currado der Zorn noch nicht vergangen war, stand er verdrießlich auf, ließ den Augenblick satteln, befahl dem Chichibio einen Gaul zu besteigen und ritt mit ihm nach einem See, wo beim Tagesanbruch immer viele Kraniche zu stehen pflegten. „Jetzt," sprach er, „wollen wir sehen, wer gestern Abend gelogen hat, Du, oder ich."

Chichibio, welcher sah, daß sein Herr noch immer bei übler Laune war, und daß seine Lüge unfehlbar an den Tag kommen würde, wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen, und ritt voll Angst hinter seinem Herrn her. Gerne hätt' er die Flucht genommen, wenn es nur möglich gewesen wäre; weil das aber nicht anging, sah er sich beständig um, und glaubte jeden Augenblick, einen Kranich auf zwei Füßen stehen zu sehen. Wie sie jedoch nahe an's Wasser kamen, ward er zuerst am Ufer ein Dutzend Kraniche gewahr, die alle auf einem Beine standen, wie sie zu thun pflegen, wenn sie ruhen. Er zeigte sie den Augenblick seinen Herrn. „Seht Ihr nun wohl, gnädiger Herr," sprach er, „daß ich Euch gestern Abend die Wahrheit sagte, daß die Kraniche nur ein Bein haben? Seht sie nur an; dort stehen sie."

Currado sah auf und sagte: „Warte nur, ich will Dir bald zeigen, daß sie zwei Füße haben." Er ritt ein wenig näher und rief: „Hoho, Hoho!" worauf die Kraniche insgesammt das andere Bein niederließen, ein Paar Sätze machten und davon flogen.

„Was sagst Du nun, Du Fresser?" fragte Currado; „haben sie zwei Beine, oder nicht?"

Chichibio war ganz verblüfft, und ohne selbst zu wissen, was er sagte sprach er: „Ja gnädiger Herr; aber gestern Abend habt Ihr nicht „Hoho" gerufen, sonst würde der gestrige Kranich das andere Bein auch ausgestreckt haben, so gut wie diese."

Currado fand die Antwort so närrisch, daß sein ganzer Zorn sich in Lachen verwandelte. „Du hast Recht, Chichibio," sprach er; „ich hätte freilich rufen sollen."

So entging Chichibio einer Züchtigung durch seine spaßhafte Antwort, und besänftigte seinen Herrn."

Fünfte Erzählung.

Messer' Forese da Rabatta und der Maler Giotto kommen zusammen von Mugello, und ein jeder von ihnen spottet über die Mißgestalt des andern.

Die Damen ergötzten sich noch über die drollige Antwort des Chichibio, wie Pamfilo auf Befehl der Königin folgendermaßen fortfuhr:

„Liebe Damen! So wie das Schicksal bisweilen unter der Hülle niedriger Gewerbe manche herrliche Anlagen verbirgt, wie uns Pampinea unlängst gezeigt hat, so geschieht es nicht selten, daß die Natur dem feinsten Verstande einen häßlichen Leib zur Wohnung anweiset. Dieß könnt Ihr deutlich an zweien unserer Mitbürger abnehmen, von welchen ich Euch erzählen will.

Der eine, den man Messer' Forese da Rabatta nannte, war klein von Person, verwachsen, mit einem so breiten und stumpfnasigen Gesichte, daß es sich selbst unter den Baronci noch durch seine Häßlichkeit ausgezeichnet haben würde. Doch war er zugleich in den Rechten so erfahren, daß die besten Rechtsgelehrten ihn wie eine lebendige Schatzkammer des bürgerlichen Rechts betrachteten. Der andere hieß Giotto, und besaß die vortreffliche Gabe, alle Dinge, welche die Mutter Natur unter dem beständigen Wechsel der Jahreszeiten nur hervorbringen kann, mit dem Pinsel, der Reißfeder und dem Grabstichel so vollkommen darzustellen, daß sie nicht blos Nachahmungen, sondern die Gegenstände selbst zu sein schienen; so daß der Sinn des Gesichts bei manchen Leuten irre geführt, und bewogen ward, das Bild für die Sache zu halten. Da er nun der Kunst denjenigen Glanz wiedergab, welchen mehrere Jahrhunderte ihr durch die Schuld derjenigen entzogen hatten, die sich mehr Mühe gaben, den Augen der Unwissenden etwas vorzugaukeln, als das Auge des Kenners zu befriedigen, so verdiente er um desto mehr, der Ruhm und der Stolz der florentinischen Kunst genannt zu werden, je bescheidener er, der Lehrer und das Muster aller gleichzeitigen Maler, den Namen eines Meisters von sich ablehnte, nach welchem doch mancher, der ihn bei weitem nicht erreichte, und der vielleicht sein Schüler war, begierig haschte und ihn sich anmaßte. So groß

indessen seine Geschicklichkeit war, so war er doch von Person eben so klein und unansehnlich, wie Messer' Forese.

Beide hatten ihre Landhäuser in Mugello. Messer' Forese war einst in den Sommer-Feiertagen dahingegangen, um sein Gütchen zu besehen, und ritt auf einem schlechten Karrengaule. Wie er nach Florenz zurückritt, traf er mit Giotto zusammen, der ebenfalls seinen kleinen Landsitz besucht hatte. Er war weder besser gekleidet, noch besser beritten, als sein Gutsnachbar, und beide ritten, als bejahrte Leute, Schritt vor Schritt neben einander. Unterwegs wurden sie (was im Sommer eben nichts Seltenes ist) von einem starken Regenschauer überrascht, und nahmen deswegen ihre Zuflucht zu dem Hüttchen eines Landmanns, der ihnen beiden wohl bekannt war. Weil es aber schien, daß der Regen gar nicht nachlassen würde, und sie beide gern noch bei Tage nach Florenz wollten, so borgten sie von dem Landmann ein Paar Mäntel von grobem Landtuch, und ein Paar Reisekappen, die der Zahn der Zeit schon ziemlich durchnagt hatte, und machten sich damit, in Ermangelung einer besseren Bedeckung, wieder auf den Weg. Nachdem sie eine Strecke fortgeritten, und nicht nur durchnäßt, sondern auch von ihren Gäulen über und über mit Koth bespritzt waren (wodurch ihr äußerliches Ansehen eben nicht verschönert ward), klärte sich endlich das Wetter ein wenig auf, und sie kamen nach langem Stillschweigen wieder zu Worten und zum Gespräch. Indem nun Messer' Forese ritt, und seinem Gefährten zuhörte, der ein sehr wohlredender Mann war, fing er an, ihn von oben bis unten zu betrachten, und da er ihm so sehr winzig und ungestalt in's Auge fiel, konnte er sich des Lachens nicht enthalten und sprach zu ihm (ohne seine eigene Mißgestalt zu bedenken): „Giotto, wenn uns jetzt Jemand begegnete, der Dich nie gesehen hätte, woran meinst Du wohl, daß er Dich für den großen Maler erkennen sollte, der Du bist?"

„Gnädiger Herr!" antwortete ihm Giotto: „Ich denke, er würde es errathen, so bald er Euch nur ansehen könnte, daß Ihr den ersten Buchstaben vom ABC verständet."

Herr Forese erkannte sein Unrecht und empfand, daß ihn Giotto mit gleicher Münze bezahlt hatte."

Sechste Erzählung.

Michele Scalza beweist einigen jungen Leuten, daß die Baronci die adeligsten Leute in der Welt und überall sind, und gewinnt damit eine Abendmahlzeit.

Die Mädchen lachten noch über die gute und fertige Antwort des Giotto, wie die Königin Fiammetta aufrief.

„Lieben Kinder (sprach Fiammetta), Pamfilo hat der Baronci erwähnt, die Ihr vielleicht nicht so gut kennt, als er. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein Geschichtchen ein, das den alten Adel ihres Geschlechts beweiset, und das ich Euch erzählen will, weil es sich nicht übel zu unserer heutigen Unterhaltung paßt.

Wir hatten unlängst in unserer Stadt einen jungen Mann, Namens Michele Scalza, der einer von den lustigsten und aufgewecktesten Burschen war und immer die artigsten Histörchen zu erzählen wußte; daher ihn die jungen Florentiner außerordentlich liebten, und froh waren, wenn sie ihn in ihrer Gesellschaft haben konnten. Einmal war er mit einigen von ihnen in Mont'Ughi, und es ward die Frage aufgeworfen, welche die edelste und älteste Familie in Florenz wäre? Einige nannten die Uberti, andere die Lamberti, der eine diese, der andere jene. Scalza lachte über sie Alle und sagte: „Geht doch, Ihr Hasen! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Die adeligsten und ältesten Leute, nicht nur in Florenz, sondern auch in der ganzen Welt und überall, sind die Baronci; das werden Euch alle Gelehrten sagen, und Jedermann, der sie so gut kennt, wie ich. Und damit wir uns recht verstehen, so meine ich Eure Landsleute und Mitbürger, die Baronci bei Santa Maria maggiore."

Die jungen Leute, welche erwartet hatten, er würde etwas ganz Anderes vorbringen, wunderten sich über seine Behauptung, lachten ihn damit aus und sagten: „Du hast uns entweder zum Besten, oder Du mußt meinen, daß wir die Baronci nicht so gut kennen, als Du."

„Beim heiligen Evangelium! Das thu' ich nicht (sprach Scalza); sondern ich rede wie ichs meine, und wenn Jemand von Euch Lust hat, eine Abendmahlzeit für fünf bis sechs Personen (die der Gewinner nach seinem Belieben einladen kann) daran zu wetten, und noch mehr dazu, so bin ich sein Mann; und ich lasse mir gefallen, wen Ihr selbst zum Schiedsrichter wählen wollt."

Einer von ihnen, Namens Neri Vannini, übernahm die Wette und sie wurden einig, daß ihr Wirth Piero di Fiorentini sie entscheiden sollte. Sie gingen Beide zu ihm und die Uebrigen begleiteten sie, um die Lust zu haben, den Scalza verlieren zu sehen, und ihn zu necken. Dieser Piero, der ein gescheidter Jüngling war, ließ sich zuerst vom Neri erzählen, worauf sie gewettet hätten, und fragte hierauf den Scalza, wie er seine Behauptung beweisen wollte.

Scalza antwortete: „Ich will es Euch so deutlich beweisen, daß nicht Du allein mir Recht geben sollst, sondern auch Derjenige, der mit mir gewettet hat, soll selbst eingestehen, daß ich die Wahrheit sage. Ihr wißt wohl, je älter die Geschlechter sind, um desto adeliger werden sie gerechnet. Das hatten diese Herren vorhin selbst gesagt. Nun sind aber die Baronci älter, als alle übrigen Menschen, und folglich auch adeliger, und wenn ich Euch also ihr Alterthum beweise, so habe ich unstreitig meine Wette gewonnen. Wisset demnach, daß unser Herr Gott die Baronci erschuf, wie er erst anfing zeichnen zu lernen; die übrigen Menschen aber, wie er schon fertig zeichnen konnte: das könnt Ihr leicht gewahr werden, wenn Ihr die Baronci mit den andern Menschen vergleicht; denn bei den Letzteren werdet Ihr lauter regelmäßige Gesichter und richtige Verhältnisse der Glieder antreffen: dagegen findet Ihr bei den Baronci bald ein langes spindelförmiges Gesicht, bald eine platte breite Fratze; der Eine hat eine schrecklich lange Nase, der Andere ein kurzes aufstehendes Stumpfnäschen; bei dem Einen steht das hervorragende Kinn in die Höhe, als wenn es die Nase begrüßen wollte, der Andere hat ein Paar Kinnbacken, wie ein Müllerthier; bei Diesem ist das eine Auge größer, als das andere, bei Jenem steht das eine hoch und das andere niedrig. Mit einem Worte, sie haben lauter solche Gesichter, wie die Kinder sie zu kritzeln pflegen, wenn sie anfangen zu zeichnen; man kann demnach deutlich sehen, daß unser Herr Gott sie machte, wie er noch zeichnen lernte; folglich sind sie älter, als alle übrigen Menschen, und also auch adeliger."

Wie Piero der Schiedsrichter und Neri, der die Wette gelegt hatte, dieses hörten, mußten sie über die spaßhafte Schlußfolge des Scalza lachen; sie gaben ihm Recht, und erklärten ihn für den Gewinner der Wette, und die Baronci für die ältesten Edelleute, nicht nur in Florenz, sondern auch in der Welt und überall. Pamfilo hatte demnach nicht Unrecht, wenn er, um Euch das Gesicht des Herrn Forese recht häßlich zu

schildern, sagte, daß es einen Baronci selbst zum Scheusal würde gemacht haben."

Siebente Erzählung.

Madonna Filippa, welche ihr Mann in den Armen ihres Liebhabers überrascht, wird vor Gericht gefordert. Sie rettet sich durch eine dreiste und launige Verantwortung, und bringt zugleich die Milderung eines harten Gesetzes zuwege.

Fiammetta's Erzählung war zu Ende und Jedermann lachte über den possierlichen Beweis, welchen Scalza von dem Adel der Baronc geführt hatte. Filostrato war der Nächste, welchem die Königin zu reden befahl.

„Es ist (sprach Filostrato), eine herrliche Sache um die Gabe des Witzes und der Beredtsamkeit; aber dann erst halte ich sie für recht schätzbar, wenn man sie in einem dringenden Nothfall gehörig anzuwenden versteht. Dieses verstand die Dame, von welcher ich Euch erzählen will, in solchem Maße, daß sie nicht nur ihre Zuhörer in gute Laune versetzte, sondern sich auch von einem schmählichen Tode errettete, wie Ihr gleich hören sollt.

In Prato hatte man vor Zeiten ein Gesetz, welches eben so strenge, als ungerecht, ein jedes Weib, welches aus Schwachheit einen Fehltritt beging, nicht minder zu dem grausamen Tode auf dem Scheiterhaufen verdammte, als diejenige, die aus schnödem Geiz und Gewinnsucht sich einem Jeden für Geld überließ. Wie dieses Gesetz noch gültig war, begab es sich, daß eine schöne, adelige und sehr verliebte Dame, Namens Madonna Filippa, von ihrem Gemahl Rinaldo Pugliesi in den Armen des Lazarino Guazzaglio, eines schönen und edlen Jünglings in ihrer Nachbarschaft, den sie sehr zärtlich liebte, überrascht ward. Rinaldo war so aufgebracht, daß er sich kaum enthalten konnte, sie beide auf der Stelle ums Leben zu bringen; er hätte sie auch gewiß nicht verschont, wenn ihn nicht die Besorgniß für sein eigenes Leben abgehalten hätte, dem ersten Antriebe seines Zorns zu folgen. Allein obwohl er seine erste Hitze unterdrückte, so konnte er es doch nicht über sich erhalten, auf das Landesgesetz Verzicht zu thun, welches seiner Gemahlin den Tod bestimmte, den er selbst ihr zu geben nicht wagte. Da er nun Beweis genug gegen sie in Händen hatte, so trug er kein Bedenken, sie am folgenden Morgen zu verklagen, und

sie vor Gericht fordern zu lassen. Die Dame, die ein sehr hohes Herz besaß (welches Denen, die recht ernstlich verliebt sind, gewöhnlich eigen ist), ließ sich durch alle ihre Freunde und Verwandten nicht abhalten, vor Gericht zu erscheinen, und lieber mit dem freimüthigen Bekenntniß der Wahrheit in den Tod zu gehen, als durch eine feigherzige Entweichung sich einer entehrenden Verbannung auszusetzen, und sich dadurch ihres Liebhabers unwürdig zu bezeigen. Wie sie demnach in Begleitung vieler Herren und Frauen (die ihr noch immer riethen, sich aufs Leugnen zu legen) vor dem Richter erschien, fragte sie mit ruhigem Blick und mit fester Stimme, warum sie vorgefordert wäre.

Der Richter, gerührt von ihrer großen Schönheit, von ihrem edlen Anstande und von dem festen Muth, den sie in ihrer Anrede zeigte, hatte Mitleiden mit ihr und wünschte, daß sie nicht ein Bekenntniß ablegen möchte, welches ihn um seiner eigenen Pflicht und Ehre willen nöthigte, sie zum Tode zu verurtheilen; weil er jedoch nicht vermeiden konnte, sie wegen der Anklage zu befragen, so sprach er zu ihr: „Madonna, Ihr seht hier Euren Gemahl, der sich beklagt, daß er Euch mit einem andern Manne im Ehebruch betroffen habe und verlangt, daß ich Euch deswegen, dem hergebrachten Gesetze gemäß, zum Tode verurtheilen soll. Dieses kann aber nicht geschehen, wofern Ihr selbst Euch nicht schuldig bekennet. Ueberleget demnach wohl, was Ihr antwortet und saget mir, ob Dasjenige wahr sei, dessen Euch Euer Gemahl beschuldigt."

Die Dame antwortete ohne eine sichtbare Verlegenheit mit heiterer Miene: „Mein Herr, es ist wahr, daß R i n a l d o mein Mann ist, und daß er mich gestern Abend in den Armen drs L a z a r i n o angetroffen hat, den ich herzlich und aufrichtig liebe, und daher keineswegs zu leugnen begehre, daß ich mich mehrmal seiner Umarmung überlassen habe. Allein Ihr werdet vermuthlich wohl wissen, daß kein Gesetz e i n s e i t i g sein, und daß zugleich ein jedes billig mit Zustimmung aller Derjenigen, die es angeht, abgefaßt werden sollte. Das ist aber bei diesem Gesetze nicht beobachtet worden, welches nur den armen Weibern allein zur Last fällt, da sie doch bei der Abfassung desselben nicht nur ihre Stimme nicht dazu gegeben haben, sondern gar nicht einmal dabei sind zu Rathe gezogen worden. Es verdient demnach mit Recht den Namen eines höchst unbilligen Gesetzes. Wollt Ihr es aber dennoch zum Schaden meines Leibes und Eurer Seele an mir in Ausübung bringen, so habt Ihr die Gewalt in Händen. Ehe Ihr jedoch zu

meiner Verurtheilung schreitet, bitte ich Euch, mir die kleine Gunst zu erweisen, daß Ihr meinen Mann fragt, ob ich ihm jemals eine abschlägige Antwort gegeben habe, oder ob ich ihm jederzeit auf den ersten Wink zu Willen gewesen sei."

Rinaldo wartete nicht bis ihn der Richter fragte, sondern gab seiner Frau freiwillig das Zeugniß, daß er sie zu jeder Stunde willig und berei gefunden hätte.

„Wohlan, Herr Richter (fuhr sie fort)! da also mein Mann immer bei mir fand was er bedurfte, und was ihm Vergnügen machte, so frage ich Euch, was ich mit demjenigen anfangen sollte, was ihm übrig blieb? Sollt' ich es unnütz vergeuden? Oder war es nicht besser, einen braven Mann, der mich mehr als sich selbst liebte, damit zu beschenken, als es umkommen und verderben zu lassen?"

Es hatten sich bei dem Verhör einer so vornehmen und angesehenen Dame fast alle Leute aus Prato eingefunden, und wie sie diese lustige Frage hörten, riefen sie wie mit einmüthiger Stimme, sie hätte Recht unt spräche die Wahrheit. Und ehe sie von der Stelle gingen, milderten sie mit Genehmigung und auf den Vorschlag des Richters das unbarmherzige Gesetz und setzten fest, daß es künftighin nur gegen solche Weiber in Kraft bleiben sollte, die für Geld ihren Männern untreu würden.

Dem Rinaldo gereichte demnach sein unüberlegtes Verfahren nur zur Demüthigung, und seine Frau, die gleichsam aus der Asche wieder auferstand, ging frei und fröhlich nach Hause."

Achte Erzählung.

Fresco räth seiner Richte, in keinen Spiegel zu sehen, wenn ihr (wie sie sagte) unangenehme Gesichter zuwider wären.

Filostrato's Erzählung brachte zuerst seine Zuhörerinnen in eine kleine Verlegenheit, welches die züchtige Röthe anzeigte, die sich auf ihren Gesichtern verbreitete. Wie sie aber allmählich sich unter einander anblickten, konnten sie Alle sich kaum des Lachens enthalten und schmunzelten bis sie zu Ende war, worauf die Königin Emilia zum Erzählen aufforderte. Diese schien wie aus einem Traume zu erwachen und sagte hochathmend: „Liebe

Mädchen, meine Gedanken hatten eben jetzt so lange und so weit von hier herumgeschwärmt, daß ich, um nur einigermaßen dem Befehl der Königin nachzukommen, Euch eine viel kürzere Geschichte erzählen muß, als ich vielleicht gethan hätte, wenn ich weniger abwesend gewesen wäre. Nehmt also vorlieb, wenn ich Euch blos erzähle, wie einst ein Onkel seine thörichte Nichte mit einem freundlichen Scherze gern zurecht gewiesen hätte, wenn sie gescheidt genug gewesen wäre, ihn zu verstehen.

„Ein gewisser Fresco Celatico hatte nämlich eine Nichte, die er liebkosend Ciesca zu nennen pflegte. Sie war zwar ein recht hübsches Mädchen, aber doch eben kein solches Engelgesicht, als man bisweilen wohl antrifft; allein sie hielt so viel von ihren Reizen und Vollkommenheiten, daß es ihr zur Gewohnheit geworden war, sich über alle und jede Männer und Weiber aufzuhalten, ohne im Geringsten auf ihre eigene Aufführung zu achten, welche um desto unangenehmer und verdrießlicher auffiel, da ihr Niemand etwas zu Dank machen konnte, und da sie zugleich stolzer war, als eine französische Prinzessin vom Geblüte. Ging sie bisweilen aus, so fand sie Alles so ekelhaft, daß sie nichts that, als die Nase rümpfen, als ob ihr Alles übel rieche, was ihr begegnete

Doch wir wollen uns nicht bei allen ihren anstößigen und widerlichen Untugenden aufhalten; genug, sie kam einmal zu ihrem Onkel nach Hause, setzte sich mit Geziere neben ihm nieder und blies sich auf, wie ein Truthahn.

Fresco fragte sie: „Was ist Dir Ciesca, daß Du heute, da es doch Festtag ist, so früh wieder zu Hause kömmst?“

Schmachtend vor Albernheit gab sie ihm zur Antwort: „Ich bin freilich sehr bald wiedergekommen; aber ich hätte auch nimmer geglaubt, daß die Männer und Weiber in dieser Stadt so unausstehlich wären, wie ich sie heute gefunden habe. Es begegnet einem kein Mensch auf der Straße, den ich nicht wie die Pest fliehen möchte; denn es giebt wohl gewiß kein Frauenzimmer in der Welt, das einen größern Abscheu vor unangenehmen Gesichtern haben kann, als ich. Um ihnen aus dem Wege zu gehen, bin ich so bald wieder umgekehrt.“

Fresco, der ein großes Misfallen an dem unartigen Betragen seiner Nichte hatte, sagte: „Mein Töchterchen, wenn Dir die unangenehmen Gesichter so zuwider sind, so rathe ich Dir, nie in einen Spiegel zu sehen, wenn Du vergnügt leben willst.“

Das Mädchen, dessen Köpfchen so leer war, wie ein ausgeblasenes Ei, und das sich dabei so weise dünkte, wie ein Salomo, verstand so viel von ihres Onkels Meinnng, als irgend ein anderes Gänschen in der Welt. Sie gab ihm vielmehr zur Antwort, sie wollte sich so gut im Spiegel besehen, wie eine Andere. Sie blieb demnach bei ihrer Dummheit, und bleibt noch dabei."

Neunte Erzählung.

Guido Cavalcanti bestraft einige florentinische Cavaliere, die ihn überfallen, mit einem feinen Spott.

Wie die Königin fand, daß Emilia mit ihrer Geschichte fertig war, und daß Niemand mehr übrig blieb, als Derjenige, der das Vorrecht hatte, zuletzt zu reden, sagte sie:

„Obwohl Ihr lieben Mädchen mir bereits mit mehr als einer Geschichte zuvorgekommen seid, die ich selbst erzählen wollte, so ist mir doch noch eine übrig geblieben, die sich mit einem so sinnreichen Scherze beschließt, als wir vielleicht noch keinen gehört haben. Ihr müßt wissen, daß in vorigen Zeiten in unserer Stadt manche gute und löbliche Gebräuche herrschten, die man jetzt hat abkommen lassen, weil bei uns der Geiz mit den Reichthümern in gleichem Maße zugenommen und sie alle verdrängt hat. Unter andern pflegten die Edelleute aus der Nachbarschaft sich an verschiedenen Orten in der Stadt in geschlossene Gesellschaften zu vereinigen, in welche man wohlbedächtlich nur Diejenigen aufnahm, denen der Aufwand nicht lästig war, und ein Jeder mußte dann an dem Tage, da ihn die Reihe traf, die ganze Gesellschaft bewirthen. Zu gleicher Zeit pflegte man auch die fremden Edelleute, die von Zeit zu Zeit nach Florenz kamen, und die angesehensten Bürger in der Stadt mit einzuladen. Auch pflegten sich diese Gesellschaften wenigstens einmal im Jahr gleichförmig zu kleiden und an den feierlichsten Tagen in Geschwadern durch die Stadt zu reiten, und auch bisweilen (besonders an hohen Festtagen, oder bei Siegesberichten und andern frohen Begebenheiten) Turniere und Waffenspiele zu halten.

Messer' Betto Brunelleschi war an der Spitze einer von diesen Gesellschaften, und sowohl er als seine Mitgenossen hatten sich schon längst Mühe gegeben, einen gewissen Messer' Guido Cavalcanti in ihre Ge-

sellschaft zu ziehen, und zwar nicht ohne Ursache; denn Guido war nicht nur der beste Logiker und Naturkundige von der Welt (um welches die Herren sich nicht so sehr bekümmerten), sondern auch der angenehmste, munterste und beredteste Gesellschafter, und dabei vorzüglich gewandt in allen Dingen, womit er sich befaßte, und die einem Edelmann geziemen; überdies war er sehr reich und deswegen mehr, als irgend ein Anderer, vermögend, einen Jeden standesmäßig zu bewirthen, den er dieser Ehre werth hielt. Messer' Betto hatte es aber nie dahin bringen können, ihn anzuwerben, und er und seine Freunde meinten, dies käme daher, daß Guido bisweilen viel grübelte und sich darüber ganz von den Menschen entfernte. Da er nun den Meinungen der Epikuräer ein wenig zugethan war, so hatte ihn der gemeine Mann im Verdacht, daß er auf nichts anders sänne, als das Dasein Gottes wegzuleugnen.

Einmal war Guido von dem Garten San Michele ausgegangen und wandelte längs der Rennbahn der Adimari nach San Giovanni, welches sein gewöhnlicher Spaziergang war. Er befand sich eben zwischen den Porphyrsäulen und den großen Marmorsärgen, die jetzt zu Santa Reparata stehen, und die sich damals nebst mehreren andern bei San Giovanni befanden, und zwischen dem Thor von San Giovanni, welches verschlossen war. Messer' Betto kam mit seinem Geschwader von dem Markte von Santa Reparata, und da sie hier den Guido zwischen den Gräbern fanden, so nahmen sie sich vor, ihn ein wenig zu necken; sie gaben also ihren Pferden die Sporen und sprengten im Scherz mit einem verstellten Angriff so schnell gegen ihn an, daß sie ihn umzingelten, fast ehe er sie gewahr ward.

„Guido (sprachen sie zu ihm)! Du sträubst Dich, unserer Gesellschaft beizutreten; aber sage, was meinst Du denn ausgerichtet zu haben, wenn Du zu beweisen glaubst, daß es keinen Gott giebt?"

Guido, der sich eingeschlossen sahe, gab ihnen den Augenblick zur Antwort: „Meine Herren, in Eurem eigenen Hause könnt Ihr mir sagen, was Ihr wollt." Zugleich legte er die Hand auf einen von den großen Marmorsärgen, und weil er sehr leicht und behende war, schwang er sich hinüber nach der andern Seite, entwischte ihnen und ging davon.

Die Herren verwunderten sich, sahen einander an und meinten, Guido wäre nicht gescheidt und es wäre kein Sinn in seiner Antwort; denn sie

hätten ja an diesem Orte nicht mehr Antheil, als ein jeder andere ihrer Mitbürger, und weder mehr noch weniger, als Guido selbst.

Messer' Betto erwiederte: „Ihr selbst vielmehr seid nicht gescheidt, weil Ihr nicht einseht, daß Guido mit diesen wenigen Worten auf eine feine Art seinen Spott mit uns treibt. Wißt Ihr nicht, daß diese Marmorsärge Wohnungen der Todten sind, die man darin beisetzt? Wenn er diese unsere Behausung nennt, so giebt er uns zu verstehen, daß wir und alle Uebrigen, die der Wissenschaften nicht kundig sind, in Vergleichung mit ihm und mit andern gelehrten Leuten nur leblose Geschöpfe und nicht besser als todte Leichname sind und daß wir uns hier wie zu Hause befinden."

Jetzt begriffen sie alle, was ihnen Guido hatte sagen wollen, und schämten sich. Sie neckten ihn nie wieder und hielten Herrn Betto forthin als einen klugen und verständigen Mann stets in Ehren."

Zehnte Erzählung.

Bruder Cipolla verspricht einigen Dorfleuten, ihnen eine Feder vom Engel Gabriel zu zeigen, findet aber anstatt der Feder nur Kohlen in seinen Kästchen, und macht nunmehr den Leuten weis, es wären die Kohlen, auf welchen der heilige Lorenz gebraten worden.

Wie ein Jeder sein Geschichtchen erzählt hatte, und Dioneo wußte, daß an ihm die Reihe war zu reden, wartete er nicht auf einen förmlichen Befehl, sondern bat Diejenigen, die sich noch über den feinen Spott des Guido belustigten, um Gehör und sagte: „Meine Damen, obwohl man mir die Freiheit eingeräumt hat, zu reden wovon ich will, so will ich mich doch heute nicht von dem Gegenstande entfernen, den ihr alle so geschickt behandelt habt, sondern ich will Euren Fußstapfen folgen, und will Euch erzählen, wie ein Bettelmönch sich listigerweise aus der Verlegenheit half, indem ein Paar muthwillige Vögel ihm eine Beschämung zubereitet hatten. Wenn ich aber, um Euch meine Geschichte umständlich zu erzählen, ein wenig weitläuftig sein muß, so hoffe ich, Ihr werdet Euch das nicht verdrießen lassen; zumal, da die Sonne jetzt noch fast mitten am Himmel steht

Ihr habt einmal von Certaldo gehört. Es ist ein Schloß in Val d'Elsa in unserm Lande, und ist zwar nur klein, doch zählte es einst viele

edle und wohlhabende Bewohner. Weil nun hier gut zu zehren war, so pflegte ein gewisser Bettelmönch es nie zu versäumen, einmal im Jahre daselbst seine Ernte unter den Narren zu halten, die ihm Almosen für sein Kloster gaben. Er hieß Bruder Cipolla, und weil in der Gegend von Certaldo die besten Zwiebeln in ganz Toscana wachsen, so ward er vielleicht seines Namens wegen nicht weniger gern gesehen, als wegen anderer andächtiger Rücksichten. Dieser Bruder Cipolla war ein kleines rothköpfiges Männchen, fröhlichen Angesichts, und der durchtriebenste Vogel in der Welt; zwar in keiner Wissenschaft recht zu Hause, allein mit einem so fertigen Maulleder begabt, daß Derjenige, der ihn nicht kannte, ihn nicht nur für einen guten Redner, sondern für einen leibhaftigen Tullius oder Quintilian halten mußte, und überdies war er fast bei Jedermann in der Gegend als Freund, Gevatter oder Gewissensrath willkommen.

Einmal kam er nach seiner Gewohnheit im Erntemond an einem Sonntag Morgen dahin, wie alle guten Männer und Weiber aus dem benachbarten Dörfern in die Stiftskirche zur Messe gekommen waren. Zu gelegener Zeit trat er auf und sagte: „Meine Herren und Frauen! Ihr wißt Eure alte gute Gewohnheit, daß Ihr den Armen des heiligen Freiherrn Sanct Anton jährlich von Eurem Korn und Getreide, der Eine viel, der Andre wenig, nach Maßgabe Eures Vermögens und Eures andächtigen guten Willens mitzutheilen pflegt, damit der selige Sanct Anton Eure Ochsen und Esel, Eure Schafe und Schweine in Obhut nehme. Ueberdies pflegt Ihr (besonders Diejenigen, die in unsere Brüderschaft eingeschrieben sind) die kleine Schuld abzutragen, die Ihr jährlich einmal zu entrichten habt; und um dies alles zu empfangen, hat mich mein Vorgesetzter, der Herr Abt, hergesandt. Ihr werdet Euch demnach unter Gottes Segen diesen Nachmittag, sobald ich mit dem Glöckchen läuten lasse, hier auf dem Kirchhofe versammeln, wo ich nach meiner Gewohnheit predigen und Euch das heilige Kreuz zu küssen geben werde; und weil ich weiß, wie andächtig Ihr dem Herrn Baron Sanct Anton ergeben seid, so will ich aus besonderer Liebe und Zuneigung Euch eine heilige und herrliche Reliquie zeigen, die ich selbst aus dem gelobten Lande übers Meer mitgebracht habe; nämlich eine Feder, die der Engel Gabriel in der Kammer der Jungfrau Maria zurückließ, wie er ihr die Botschaft nach Nazareth brachte."

Wie Bruder Cipolla dieses gesprochen hatte, ging er wieder an sein Meßgeschäft. Unter Denen, die seine Rede mit angehört hatten, waren ein

Paar verschmitzte Vögel, Namens Giovanni del Bragoniera und Biagio Piccini. Beide lachten ein Weilchen mit einander über seine Reliquie, und obwohl sie seine guten Freunde und Gesellen waren, so nahmen sie sich dennoch vor, ihm mit seiner Feder einen Streich zu spielen. Da sie nun wußten, daß Bruder Cipolla bei einem Freunde im Schlosse zu Mittag blieb, so schlichen sie sich, so bald er zu Tische gegangen war, fort, und gingen nach seiner Herberge, mit der Abrede, daß Biagio den Diener des Cipolla im Gespräch unterhalten sollte, indeß Giovanni die Sachen des Mönchs durchsuchte und ihm die Feder wegnähme, um zu sehen, wie er sich darüber vor den Leuten geberden und sich herauswickeln würde.

Cipolla hatte einen Knecht, welchen Einige Guccio Thrantonne, Einige Guccio Schweinigel, Andere Guccio Saumagen zu nennen pflegten. Er war ein ärgerer Schelm als Cacus, und Bruder Cipolla pflegte oft gegen seine Freunde über ihn zu scherzen und von ihm zu sagen: „Mein Knecht hat neun Untugenden an sich, wovon eine jede einzeln hinreichend wäre, einen Salomon, Aristoteles oder Seneca um alle ihre Tugend, Verstand und Frömmigkeit zu bringen. Denkt demnach, was dieser für ein Kerl sein muß, den sie alle neune besessen haben, und an dem nie ein gutes, frommes oder kluges Haar gewesen ist.“ Wenn man ihn fragte, worin diese neun Untugenden beständen, so hatte er folgende Antwort in Reimen fertig:

„Er ist faul, schmutzig und verlogen,
ein Lästermaul und ungezogen,
nachlässig, ungehorsam, trotzig
und obendrein so dumm, als protzig.

Er hat auch überdies noch einige andere Fehlerchen an sich, wovon man nicht gern spricht, und was das Lächerlichste an ihm ist, so will er an einem jedem Orte ein Weib nehmen und ein Haus miethen, und obwohl er einen dicken, borstigen, schmierigen Bart hat, so dünkt er sich so schön, daß ihm alle Weiber nachlaufen und sich in ihn verlieben müssen, und doch würde er, wenn man ihn nur gehen ließe, sich vielmehr selbst die Schuhe nach ihnen ablaufen. Wahr ist's indessen, daß ich trefflichen Nutzen von ihm habe: denn so oft mich Jemand auch noch so heimlich zu sprechen wünscht, so will er doch immer seine Nase dazwischen haben, und wenn man mich etwas fragt, so ist er so besorgt, daß ich nicht werde antworten können, daß er ge-

schwind mit seinem Ja oder Nein bei der Hand ist, wie er meint, daß es am gescheidtesten sei.

Diesen sauberen Burschen hatte Bruder Cipolla in der Herberge zurück gelassen und ihm befohlen, fleißig Achtung zu geben, daß Niemand sein Gepäck, und besonders sein Felleisen antasten möchte, weil heilige Sachen darin enthalten wären. Guccio Saumagen behagte sich aber weit besser in der Küche, als der Zeisig im Busch, zumal wenn er ein Küchenmensch darin witterte, und weil er eben in der Herberge eine kleine dicke mißgeschaffene Magd bemerkt hatte, mit ein Paar Brüsten, wie zwei Mistkober, und mit einem Gesicht, das einem Baronci zu gehören schien, und noch dazu voll Schweiß, Schmutz und Küchenrauch war; so ließ er Bruder Cipolla's Kammer offen, und alle seine Sachen ohne Hüter, und wie der Geier auf ein Aas fällt, so schoß er die Treppe hinunter, setzte sich (obwohl es mitten im August war) mit ihr an den Herd und fing an, der Magd, die Nuta hieß, vorzuschwatzen, daß er ein Edelmann wäre, der alle Tage Procurator werden könnte; daß er die Gulden wie Ameisenhaufen liegen hätte, außer dem, was andere Leute noch an ihn zu fordern hätten, welches eher zuviel als zu wenig betrüge; er vergaß seine Kappe, die so schmierig war, daß man Thran daraus hätte sieden können, sein Wamms, welches überall zerlumpt und zerrissen, und am Halse und unter den Achseln durchgeschwitzt, durchsudelt und voll Flecken von so mannigfaltigen Farben war, wie die buntesten tatarischen oder indianischen Zeuge, und seine abgetragenen Schuhe und durchlöcherten Strümpfe; und that so groß, als wenn er Kaiser von Monomotapa gewesen wäre; versprach sie zu kleiden und zu schmücken und sie aus dem elenden Zustande der Dienstbarkeit hervorzuziehen, und in Ermangelung eines großen Vermögens ihr zur Anwartschaft auf ein besseres Glück zu verhelfen, und noch mehr dergleichen hübsche Sachen, die er ihr zwar mit den größesten Liebkosungen vorsagte, die aber dessenungeachtet alle in den Wind geredet waren; wie denn gemeiniglich alle seine Anschläge zu Wasser wurden.

Die beiden Spaßvögel fanden demnach den Guccio bei seiner Nuta in voller Beschäftigung und waren sehr froh darüber, weil sie nunmehr halb gewonnenes Spiel hatten; sie gingen also ungehindert in Bruder Cipolla's Zimmer, welches offen stand, und das erste, was ihnen in die Augen fiel, war das Felleisen, welches sie suchten. Sie öffneten es und fanden in demselben ein kleines Kästchen, welches in ein großes seidenes Tuch gewickelt

war. In diesem Kästchen befand sich eine Schwanzfeder eines Papageien, und sie zweifelten nicht, daß es dieselbe wäre, die er den ehrlichen Landleuten in Certaldo zu zeigen versprochen hatte. Dies war ihm in jenen Zeiten etwas Leichtes; denn man wußte damals in Toscana noch sehr wenig von den Tändeleien, die uns hernach zum Schaden des ganzen Italiens in so großer Menge über Aegypten zugeführt wurden, und wenn man sie auch hie und da kannte, so hatte man doch in jener Gegend, wo noch die alte ehrliche Unwissenheit herrschte, so wenig einen Papageien gesehen, daß vielmehr die meisten Leute noch nie davon hatten reden hören. Die jungen Schäker freueten sich, die Feder gefunden zu haben, sie nahmen sie weg, und um das Kästchen nicht leer zu lassen, füllten sie es mit Kohlen, die in einem Winkel des Zimmers lagen, und gingen froh und ungesehen mit der Feder davon, voll schadenfroher Erwartung, zu sehen, was Bruder Cipolla sagen würde, wenn er die Kohlen statt der Feder fände.

Die ehrlichen einfältigen Männer und Weiber, die in der Kirche gehört hatten, daß sie des Nachmittags die Feder des Engels Gabriel sehen sollten, gingen nach geendigter Messe zu Hause; ein Nachbar sagte es dem andern, und ein jedes Weib ihrer Freundin und Gevatterin, und wie Jedermann gegessen hatte, versammelten sich im Schlosse so viele Menschen, um die Feder zu sehen, daß kaum Platz genug für sie da war.

Nachdem Bruder Cipolla gut gegessen und ausgeschlafen hatte, stand er kurz nach Mittag auf, und wie er hörte, daß so viele Landleute gekommen waren, die Feder zu sehen, ließ er dem Guccio sagen, er sollte mit dem Heiligenglöckchen hinauf nach dem Schlosse kommen, und ihm sein Felleisen mitbringen. Guccio trennte sich ungerne von dem Küchenherde und von seiner Nuta, um die geforderten Sachen hinauf zu bringen. Keuchend kam er an, weil ihm der Bauch vom Wassertrinken angeschwollen war, und Bruder Cipolla schickte ihn sogleich nach der Kirchenthüre, wo er mit lautem Schall das Volk zusammenklingelte. Wie die ganze Gemeinde sich versammelt hatte, begann Bruder Cipolla, der es sich nicht einfallen ließ, daß Jemand seine Sachen angerührt hätte, seine Predigt sagte alles, was zu seinem Vorhaben paßte, und wie er im Begriffe war, die Feder des Engels Gabriel zu zeigen, las er erst mit feierlicher Stimme die allgemeine Beichte, ließ zwei große Wachslichter anzünden, zog ehrerbietig seine Mütze ab, breitete bedächtig das Tuch aus einander, und zog das Kästchen hervor. Nachdem er einige Worte zum Lobe und Preise des Engels gesagt hatte, öffnete

er das Kästchen — und erstaunte, wie er es voll Kohlen fand. Auf Guccio warf er keinen Verdacht, weil er ihn nicht für schlau genug dazu hielt; ja er zürnte nicht einmal sehr auf ihn, daß er seine Sachen nicht besser vor andern Leuten in Acht genommen hatte; allein er fluchte heimlich auf sich selbst, daß er sie ihm hatte in Verwahrung gegeben, da er wußte, wessen er sich von seiner Nachlässigkeit, Ungehorsam, Eigensinn und Thorheit zu versehen hatte. Ohne jedoch deswegen auch nur die Farbe zu verändern, erhob er beide Hände gen Himmel, und rief mit lauter Stimme: „Gelobt, o Herr! sei Deine Allmacht.“ Er that hierauf sein Kästchen wieder zu, und sprach zu seiner Gemeinde: „Lieben Männer und Frauen! Ich muß Euch sagen, in meinen jungen Jahren sandte mich einst mein Superior auf Reisen nach dem Lande, wo die Sonne aufgeht, und befahl mir, die Bullen des großen Porcellanus aufzusuchen, welche (das Stempelgeld ungerechnet) dem Käufer mehr kosten, als sie ihm nützen. Ich machte mich deswegen auf den Weg, reisete von Weinstadt aus nach Griechisch-Täuschenburg; von dort ritt ich durch das Königreich Kniffland und durch Sieh-dichvorien bis nach Wurstwiderwurst, und kam endlich ziemlich durstig nach Sardellien. Doch wozu nützt es, daß ich Euch alle meine Reisen erzähle? Genug, wie ich den Canal durchfahren hatte, den man den Aermel des heiligen Georgs nennt, kam ich nach Knüttelland und Büffelland, welche beide außerordentlich bevölkert sind, und von da nach Lügland, wo ich eine Menge meiner eigenen und anderer Ordensbrüder antraf, die insgesammt, um der Gottseligkeit willen aller Mühe und Arbeit entsagten; sich um das mühselige Leben anderer Leute wenig bekümmerten, und mit lauter ungeprägter Münze bezahlten. Hernach kam ich in das Land Stupidien, wo die Weiber und Männer barfuß und in Holzschuhen nach den wilden Einöden wallfahrten, um die Schweine mit ihren eigenen Eingeweiden zu mästen, und weiterhin fand ich Leute, die das Brod auf Stöcken und den Wein in Säcken tragen. Von dort ging es nach den Bacchusbergen, deren Ströme sämmtlich aufwärts fließen. Mit einem Worte, ich reiste so weit in diese Länder hinein, daß ich bis nach Pastinakien in Indien kam, wo ich (ich schwör' es bei dem Rock, den ich trage!) die zweifüßigen Thiere in der Luft habe fliegen gesehen, was wohl kein Mensch glauben wird, der es nicht selbst mit angesehen hat. Allein mein Freund Masso del Saggio kann mir's bezeugen, welcher dort ein sehr angesehener Kaufmann war; denn er knackte die Nüsse, und verkaufte die Schalen

bei Pfunden. Weil ich aber nicht fand, was ich suchte, so kehrte ich wieder um (denn von dort weiterhin geht der Weg zu Wasser), und kam nach dem heiligen Lande, wo man das alte Brod für Geld verkauft, und das frische umsonst gibt. Hier fand ich den ehrwürdigen Vater Nemihimaledicas, als verdienstvollen Patriarchen von Jerusalem. Aus Achtung für das Kleid des heiligen Barons Sanct Anton, das ich nie ablege, geruhte er, mir alle seine heiligen Reliquien zu zeigen, wovon er einen so großen Schatz besitzt, daß ich Euch eine meilenlange Beschreibung davon machen könnte. Um Euch jedoch diese Freude nicht zänzlich zu entziehen, will ich Euch einige davon nennen. Zuerst zeigte er mir einen Finger vom heiligen Geiste, ganz frisch und unversehrt; hernach das Toupet des Seraphs, der mit dem heiligen Franz gesprochen hat; den Nagel eines Cherubs; eine von den Rippen des Verbum Carofactum; den Putzmantel des heiligen katholischen Glaubens; einige Strahlen von dem Stern, der den drei Weisen im Morgenlande erschien; ein Fläschchen von dem Schweiße, den der heilige Michael in dem Kampfe mit dem Teufel vergoß, und eine Kinnlade von dem Tode des heiligen Lazarus. Weil ich ihm großmüthig eine Abschrift von etlichen Seiten des Montemorello in gewöhnlicher Sprache und ein Paar Capitel des Caprezio mittheilte, die er sich längst gewünscht hatte, so schenkte er mir wieder einige von seinen heiligen Reliquien, nämlich einen Zahn vom heiligen Kreuz; ein Fläschchen voll von dem Schall der Betglocke in Salomons Tempel; die Feder des Engels Gabriel, von welcher ich Euch schon gesagt habe; einen Holzschuh des heiligen Gerhard von Villamagna, den ich kürzlich dem Gerardo Bonsi in Florenz geschenkt habe, welcher ihn mit großer Andacht aufhebt; und endlich hat er mir auch einige von den Kohlen geschenkt, worauf der heilige Lorenz ist gebraten worden. Alle diese Sachen habe ich mit genommen und sorgfältig aufgehoben; mein Prior hat mir aber nicht erlaubt, etwas davon zu zeigen, bis er völlige Gewißheit erlangt hätte, daß sie echt wären. Seitdem aber schon einige Wunder dadurch bewirkt worden, und zu gleicher Zeit ein eigenhändiger Brief von dem Patriarchen ihn völlig überführt hat, habe ich von ihm Erlaubniß erhalten, sie zu zeigen, und weil ich sie keinen fremden Händen anvertrauen mag, so führe ich sie immer selbst bei mir. Damit mir nun die Feder des Engels Gabriel nicht verdorben wird, so halte ich sie in einem Kästchen, und die Kohlen, worauf der heilige Lorenz ist gebraten worden, in einem andern, welches jenem so ähnlich ist, daß sich selbst oft das eine

mit dem andern verwechsele; und das ist mir noch jetzt widerfahren, denn ich meinte, ich hätte das Kästchen mit der Feder mitgenommen, und ich finde, es ist das andere mit den Kohlen. Allein ich halte dieses keineswegs für eine zufällige Verwechselung, sondern ich bin versichert, es ist des Himmels eigene Fügung gewesen, die mir dieses Kästchen in die Hände gegeben hat; denn ich erinnere mich eben, daß übermorgen das Fest des heiligen Lorenz einfällt. Der Himmel hat demnach gewollt, daß ich Euch durch die Kohlen, worauf er gebraten worden, erinnern sollte, ihm in Euren Herzen die Andacht zu beweisen, die Ihr ihm schuldig seid, und darum habe ich diese Kohlen mitnehmen müssen, welche der Todesschweiß seines heiligen Leibes gelöscht hat. Ziehet demnach, meine geliebten Kinder, Eure Mützen ab, und nähert Euch mit Andacht, sie zu betrachten; wisset auch, daß diejenigen, die sich kreuzweise damit von mir bezeichnen lassen, sicher sind, daß sie im ganzen Jahre kein Feuer berühren wird, ohne daß sie es fühlen."

Wie er dieses gesprochen hatte, ließ er den Lobgesang des heiligen Lorenz anstimmen, öffnete sein Kästchen, und zeigte die Kohlen, welche der einfältige Haufe erst eine Zeit lang mit andächtigem Staunen begaffte, und sich dann um die Wette zu dem Bruder Cipolla drängte, um ihm reichlicher als jemals zu opfern, und sich mit den heiligen Kohlen bezeichnen zu lassen. Bruder Cipolla war nicht faul, er nahm seine Kohlen in die Hand, malte ihnen allen auf ihre reinlichen Kleider und Wämmser, und den Weibern auf ihre schneeweißen Schleier ein Kreuz, so groß es darauf haften konnte, und versicherte ihnen, daß der Abgang an den Kohlen in dem Kästchen jedesmal wieder ersetzt würde, wie er schon so oft erfahren hätte.

Da er nun auf diese Weise, zum großen Nutzen seiner Börse, die guten Leutchen in Certaldo bekreuzt hatte, so fiel der Scherz auf diejenigen zurück, die ihm einen Possen hatten spielen wollen, indem sie ihm seine Feder stahlen. Die losen Vögel waren bei seiner Predigt gegenwärtig gewesen, und wie sie gehört hatten, wie er sich aus dem Stegreife zu helfen wußte, und wie weit er dabei ausholte, hatten sie theils über seinen Einfall, theils über seine Worte dermaßen lachen müssen, daß ihnen die Kinnbacken schmerzten. Wie die Menge sich verlaufen hatte, gingen sie Beide mit ihm zu Hause, erzählten ihm mit vielem Gelächter den Streich, den sie ihm hatten spielen wollen, und gaben ihm seine Feder wieder. Diese brachte ihm im folgenden Jahr eben so reichliche Opferpfennige, als diesmal die Kohlen."

Diese Erzählung verschaffte der ganzen Gesellschaft vielen Spaß und Vergnügen! man lachte herzlich über den Bruder Cipolla, und vor allen Dingen über seine Wallfahrten und über die Reliquien, die er gesehen und mitgebracht hatte. Mit dem Ende der Geschichte endigte sich auch das Regiment der Königin, welche demnach aufstand, die Krone abnahm, und sie mit diesen Worten dem Dioneo lächelnd aufsetzte: „Es ist Zeit, Dioneo, daß Du auch einmal fühlest, welch' eine Bürde es sei, das Regiment über Weiber zu führen. Sei unser König, und herrsche so über uns, daß wir uns Deiner Regierung zu rühmen haben."

Dioneo nahm die Krone an, und gab ihr scherzend zur Antwort: „Ihr habt wohl schon manchen Schachkönig gesehen, der gerade so viel zu bedeuten hatte, als ich. Wahrhaftig', wenn Ihr mir so gehorchen müßtet, wie einem wirklichen Könige, so wollte ich Euch allen wohl ein Spiel lehren, ohne welches kein Festtag vollkommen fröhlich endigt. Doch dieses beiseite gesetzt: ich will suchen zu regieren, so gut ich's verstehe."

Er brachte hierauf zuerst gewöhnlichermaßen seine Regierungsangelegenheiten mit dem Schaffner in Ordnung, und sagte hiernächst: „Meine lieben Damen! Wir haben schon so Vieles über die Künste und Erfindungen der Menschen und über allerlei andere Dinge gesprochen, daß ich lange auf eine Materie hätte sinnen können, die uns neue Unterhaltung verschaffte, wenn mir nicht Frau Licisca vor Kurzem mit ihren Reden etwas unter den Fuß gegeben hätte, worüber wir morgen reden wollen. Ihr habt wohl gehört, daß sie sagte, sie hätte keine Bekannte, die als Jungfrau ins Brautbett gestiegen wäre, und sie wüßte auch wohl, wie manchen derben Streich die Weiber auch nach der Hochzeit ihren Männern noch spielten. Was das Erstere betrifft, so ist das bloße Kinderei, und es mag dabei sein Bewenden haben. Das Andere aber kann uns, meiner Meinung nach, Spaß genug machen, und es ist demnach mein Wille, daß wir uns morgen erzählen, was für Streiche von Weibern ihren Ehemännern (diese mögen sie nun erfahren haben, oder nicht) gespielt worden; entweder um ihrer Liebschaften willen, oder um Schaden und Schande von sich abzuwenden.

Einige von den Frauenzimmern meinten, es wäre für sie nicht schicklich, von dergleichen Sachen zu reden, und sie baten ihn deswegen, seine Aufgabe zu verändern. Er wollte aber nicht, sondern antwortete: „Ich weiß so gut, wie Ihr, was ich Euch auferlegt habe, und ich lasse mich durch Euren Einwurf nicht davon abbringen; denn ich denke, die Zeiten sind jetzt

o, daß ein Jeder (Mann oder Weib) reden kann, was er will, wenn er sich nur hütet, unrecht zu handeln. Richter und Priester schweigen jetzt, und sehen durch die Finger, wenn ein Jeder auf seine Weise nur trachtet, sein Leben zu fristen und zu erhalten. Wenn Ihr nun auch in Euren Reden jetzt etwas freier seid, als es sich unter andern Umständen ziemt (nicht um Euch ungeziemende Handlungen zu erlauben, sondern lediglich, um Euch selbst und Andere zu erheitern); so wüßte ich nicht, wer Euch das in Zukunft zum Verbrechen anrechnen könnte. Ueberdies hat in Eurem Kreise, von dem ersten Tage an bis heute, die strengste Zucht geherrscht, und ungeachtet dessen, was von Zeit zu Zeit schon ist gesagt worden, hat sich in Euren Sitten (so viel ich weiß) bisher nicht der kleinste Flecken gezeigt, und wird sich auch mit Gottes Hülfe in Zukunft nicht zeigen. Denn wo ist der Mann, der Eure strenge Zucht nicht kennt, die sich nicht nur durch ein lustiges, und allenfalls auch ein wenig leichtfertiges Märchen, sondern durch die Schrecken des Todes selbst, nicht würde erschüttern lassen? Soll ich Euch die Wahrheit sagen, so könnte vielleicht mancher, der es hörte, daß Ihr Euch enthieltet, bisweilen einmal von solchen Dingen zu reden, die Folge daraus ziehen, daß Ihr selbst Euch nicht ganz rein fühlt, und deswegen vermiedet, davon zu sprechen. Ueberlaßt demnach Eure kleinen Bedenklichkeiten lieber solchen Seelen, die weniger gut sind als Ihr, und laßt es Euch mit Fröhlichkeit angelegen sein, etwas recht Kernhaftes vorzutragen." *)

Wie die Frauenzimmer dieses hörten, ließen sie sich den Willen des Königs gefallen, welcher darauf einem jeden Urlaub gab, bis zur Stunde des Abendessens zu thun, was ihm beliebte.

Weil die heutige Unterhaltung nicht viele Zeit weggenommen hatte, so stand die Sonne noch sehr hoch. Wie demnach Dioneo mit den beiden andern Herren sich zum Würfelspiel gesetzt hatte, zog Elisa ihre Gespielinnen auf die Seite, und sagte zu ihnen: „Seitdem wir hier sind, habe ich Euch schon immer gerne nach einem Plätzchen führen wollen, das nicht weit von hier entfernt liegt, und wohin vermuthlich noch keine von Euch

*) Bei dem allen, meine lieben Leserinnen, ist es vielleicht nicht überflüssig, Ihnen einen Wink mitzutheilen, welchen Boccaccio Ihnen selbst gibt, welchen aber der lose Vogel bis an das Ende seines Werks aufgespart hat. Er sagt nämlich: er habe vor einer jeden Erzählung einen Schild ausgehangen, auf welchem ein jeder sehen könne, was er darin zu erwarten habe, und er stellt es Ihnen daher frei, diejenigen zu überschlagen, in welchen Sie etwas Anstößiges vermuthen.

gekommen ist. Man pflegt es das Frauenthal zu nennen, und es hat mir bisher blos an Zeit gefehlt, um es mit Euch zu besuchen. Jetzt ist es noch früh genug am Tage, und wenn Ihr Lust habt, mit mir zu gehen, so hoffe ich, es soll Euch nicht gereuen, da gewesen zu sein."

Die Damen waren alle bereit; sie ließen sich gegen die jungen Herrn nichts merken, sondern riefen eine von ihren Kammermädchen, mit welcher sie sich auf den Weg machten, und eine kleine Meile von dem Hause das Frauenthal erreichten. Der Eingang in dasselbe schlängelte sich an der einen Seite durch eine schmale Schlucht, welche ein klarer Bach durchrieselte. Der Anblick des Thals war herrlich und erquickend, zumal in der damaligen heißesten Jahreszeit. Es schien zwar ein bloßes Werk der Natur zu sein, allein es bildete (wie mir nachher eine von den Damen erzählt hat) ein so vollkommenes Rund, als wenn es mit dem Zirkel abgemessen wäre, und hatte nicht viel mehr, als eine halbe Meile im Umkreise. Sechs kleine Berge umgaben das Thal, und auf dem Gipfel eines jeden stand ein schöner Palast in der Gestalt eines Schlosses. Der Abhang dieser Berge ging, nach Art der römischen Theater, stufenweise von oben bis unten in das Thal hinunter, und bildete allmählich immer engere Kreise. Diejenige Seite der Terrassen, welche der Mittagssonne zugekehrt war, hatte man überall mit Weinstöcken, Oelbäumen, Mandeln, Kirschen, Feigen und andern Obstbäumen bepflanzt, und keine Spanne Land unbenützt gelassen. Die andere Seite, die dem nördlichen Wagen entgegen lag, war mit lauter Eichen, Buchen und andern Bäumen bewachsen, die eben so herrlich grün, als gerade und stattlich gewachsen waren. In dem Thale selbst, welches keinen andern Eingang hatte, als denjenigen, durch welchen die Damen gekommen waren, standen überall Fichten, Tannen, Cypressen und Lorbeeren in einem so anmuthigen und malerischen Gemische, als wenn ein jeder Baum nach der Anweisung des besten Landschaftsmalers wäre gepflanzt worden, und so nahe bei einander, daß sie selbst in den heißen Mittagsstunden nur wenige Strahlen der Sonne auf den Boden fallen ließen, welcher mit dem zartesten Moose bedeckt, und mit den schönsten purpurfarbenen und andern Blumen geschmückt war. Ein Staubbach, der zwischen zweien von den Bergen über Felstrümmer herabstürzte, und durch das Rauschen seines Falles das Ohr ergötzte, trug nicht wenig bei, den Anblick dieses herrlichen Aufenthalts zu verschönern. Von ferne schien er wie flüssiges Silber, das in perlenden Tropfen aus einem engen Behältnisse hervorspritzte. Am Fuße des Hügels sammelte sich

das Wasser in einem schönen Canal, in welchem es mit schnellem Strome bis in die Mitte des Thals fortwallte, und daselbst einen kleinen anmuthigen See bildete, dessen Wasser nirgends höher als bis an die Brust eines Mannes reichte. Der Boden des Sees war ein feiner Kiesgrund, und das Wasser so klar, daß man die Kiesel auf dem Grunde hätte zählen können, und daß man mit Verwunderung und Vergnügen die Menge der Fische überall mit den Augen verfolgte, die in dem Wasser hin und her schwammen. Der See hatte keine andere Einfassung, als das natürliche Ufer, welches um desto freundlicher und üppiger grünte, je reichlicher es von der wohlthätigen Welle getränkt ward. Das überflüssige Wasser ward durch einen andern Canal wieder abgeleitet, und verlor sich außerhalb des Thals in den niedrigern Gegenden.

Wie die jungen Mädchen sich hier allenthalben genug umgesehen und sich des anmuthigen Aufenthalts erfreuet hatten, reizte sie die Hitze des Tages, das einladende Gewässer und die Gewißheit, daß Niemand sie belauschte, in dem See zu baden. Sie befahlen demnach ihrer Magd, am Eingange des Thales zu bleiben, und sie zu warnen, im Fall sie Jemand kommen sähe. Hierauf entkleideten sie sich alle sieben, und tauchten ihre zarten Glieder in die kühlende Welle, welche so wenig im Stande war, sie zu verbergen, als der durchsichtigste Krystall die blühende Rose. So viel die muthwilligen Mädchen auch in dem Wasser herumplätscherten, so trübte sich dennoch die krystallene Fluth nicht im geringsten, so daß sie bald hier, bald dort, den Fischen, die sich nirgends vor ihren Blicken verbergen konnten, nachjagten, und sie mit den Händen zu haschen versuchten, und auch wirklich einige fingen. Nachdem sie sich damit eine Zeit lang belustigt hatten, stiegen sie wieder aus dem Wasser, kleideten sich an, und konnten zuletzt nicht mehr Worte genug finden, um ihr Wohlgefallen an diesem schönen Lustorte auszudrücken. Wie sie endlich glaubten, daß es Zeit wäre, gingen sie mit langsamen Schritten wieder nach Hause, und konnten auch unterwegs noch nicht aufhören, sich von den Schönheiten dieses lieblichen Aufenthalts zu unterreden. Da sie frühzeitig wieder in dem Palast ankamen, so fanden sie die Herren noch bei ihrem Spiele, wobei sie sie verlassen hatten.

„Diesmal (sprach Pampinea frohlockend) haben wir Euch doch angeführt.“

„Wie so (fragte Dioneo)? Fangt Ihr etwa schon mit Handlungen an, ehe Ihr Euch mit Worten vernehmen laßt?“

„Allerdings, gnädiger Herr Gebieter!" antwortete Pampinea, und erzählte ihm umständlich, wo sie gewesen wären, wie weit der Ort entfernt wäre, und wie sie daselbst die Zeit zugebracht hätten.

Wie sie dem Könige die Schönheiten des Ortes beschrieb, ward er selbst neugierig, ihn zu sehen. Er ließ deswegen unverzüglich die Abendmahlzeit anrichten, und wie diese fröhlich geendigt war, verließen die drei jungen Herrn die Gesellschaft der Frauenzimmer, und gingen mit ihren Dienern nach dem Thale, wohin sonst noch keiner von ihnen gekommen war, und wie sie alles aufmerksam betrachtet hatten, erklärten sie einstimmig die Anlage für eine der schönsten in der Welt. Nachdem sie hierauf gebadet hatten, kehrten sie wieder zurück, und fanden die Frauenzimmer in vollem Tanze nach einem Liede, welches Fiammetta sang. Sie mischten sich mit in den Reihen, und sprachen nachher noch so viel von den Schönheiten des Frauenthales, daß der König den Schaffner rufen ließ, und ihm befahl, am folgenden Tage das Mittagsmahl daselbst anrichten und einige Betten dahin bringen zu lassen, wenn etwa Jemand Lust hätte, des Nachmittags daselbst zu schlafen, oder auszuruhen. Hierauf ließ er Lichter, Wein, und etwas zum Nachtisch bringen, und nachdem die Gesellschaft sich damit erfrischt hatte, ermunterte er sie von neuem zum Tanz. Pamfilo mußte auf Befehl des Königes den Reihen anführen, und zu Elisa sprach er: „Holdes Mädchen! Du hast mich heute mit der Krone beehrt; Dein sei heute Abend die Ehre des Vorgesanges. Gib uns also ein Lied nach Deinem Gefallen."

Elisa lächelte ihm Folgsamkeit, und stimmte mit sanftem Ton folgendes Lied an:

Amor! entrinn' ich dießmal Deinen Klauen,
so denke nicht, daß jemals
in Deine Falle Du mich wieder lockest.

Jung ward ich einst im Krieg mit Dir verwickelt,
weil ich bei Dir von hohem Frieden träumte
und süßer Ruh', und sorglos meine Waffen,
(als die sich sicher däuchtet) niederlegte.
Allein Du hinterlist'ger kleiner Wüthrich
hast schnell mich überfallen,
und mich mit Deinem scharfen Pfeil verwundet.

Du hast, Grausamer, mich mit schweren Fesseln
gebunden; hast mich unter bittern Thränen
ihm übergeben, der zu meinem Unglück
geboren ward, und der mich jetzt beherrschet.

So grausam und so streng' ist seine Herrschaft,
daß ihn nicht meine Klage,
daß ihn kein Seufzer rührt, der mich verzehret.

Der Wind verweht jedwede meiner Bitten;
er hört sie nicht, und will sie auch nicht hören;
drum mehren sich nur stündlich meine Qualen,
das Leben hass' ich, und ich kann nicht sterben.
Laß meinen Jammer, Herr! Dich doch erbarmen;
gib ihn (denn ich vermag's nicht)
gib ihn mit gleichen Fesseln mir gebunden!

Doch willst Du dieß nicht: O! so bitt' ich, löse
den festgeschürzten Knoten meiner Hoffnung.
Ich bitte Dich, o Herr! um diese Gnade;
gewährst Du sie, so heg' ich das Vertrauen,
daß meine Reize wieder blühen werden,
und wenn der Schmerz vergangen,
die Lilien und Rosen wieder prangen.

Wie Elisa mit einem rührenden Seufzer ihr Lied endigte, verwunderte sich ein Jeder über den Inhalt desselben; weil man sich den Sinn ihrer Ausdrücke nicht zu erklären wußte. Der König aber, der noch in der besten Laune war, ließ den Tindaro rufen, befahl ihm, seine Sackpfeife zur Hand zu nehmen, und ließ ihn zu einigen muntern Tänzen aufblasen. Wie es nun darüber schon tief in die Nacht ging, empfahl er einem jeden, sich zur Ruhe zu begeben.

Siebenter Tag.

Unter dem Vorsitze des Dioneo erzählt man sich die listigen Streiche, welche von Weibern ihren Männern gespielt worden; entweder um ihre verliebten Absichten zu befördern, oder um sich aus Verlegenheiten zu helfen.

Alle Sterne waren bereits am Horizonte verschwunden, und nur der einzige Lucifer glänzte noch in dem falben Morgenroth, wie der Schaffner aufstand, und mit einem großen Gepäcke nach dem Frauenthale zog, um daselbst alles nach dem Befehle seines Gebieters zu veranstalten. Nicht lange nach ihm erhob sich auch der König, den das Getümmel der Lastträger und der Saumthiere geweckt hatte, und ließ die Frauen und die übrigen Herren gleichfalls wecken. Die Strahlen der Sonne waren kaum völlig hervorgebrochen, wie sie sich schon sämmtlich auf den Weg machten, und noch nie hatte ihnen der Gesang der Nachtigallen und andern Vögel so froh und so reizend geschienen, als an diesem schönen Morgen. Von ihren süßen Melodien begleitet, wandelten sie bis nach dem Frauenthale, wo ihnen noch größere Schaaren dieser kleinen Sänger entgegenjubelten, als freueten sie sich ihrer Ankunft. Indem sie das Thal durchkreuzten, und alle seine Schönheiten von neuem musterten, schien ihnen Alles noch um so viel schöner, als die belebende Morgenstunde die Reize des Ortes erhöhte. Nachdem sie sich mit Wein und Süßigkeiten beim Frühstück gelabt hatten, wollten sie den Vögeln nichts nachgeben, und erhoben ihre Stimmen gleichfalls zum Gesange; die Echo im Thale wiederholte ihre Lieder, und die Vögel (als wollten sie den Wettstreit nicht aufgeben) mischten ihre süßen Töne in ihren Gesang. Wie die Mittagsstunde kam, ließ der König die Tafel unter den schattigen Bäumen am Ufer des lieblichen Sees decken; während der Mahlzeit sahen sie die Fische in zahlreichen Schaaren in demselben herumschwimmen, welches nicht nur ihre Augen ergötzte, sondern auch zu mancherlei Gesprächen Anlaß gab. Nach geendigter Mahlzeit, so bald die Speisen und

die Tafeln weggeräumt waren, begann der Gesang wieder mit verdoppelter Fröhlichkeit, und man beschloß mit Tanz und mit Klangspiel. Wer Lust hatte, Nachmittagsruhe zu halten, bediente sich hiernächst der Betten, die der verständige Schaffner an verschiedenen Orten hatte aufmachen, mit schönen Vorhängen umgeben, und mit kostbaren Teppichen bedecken lassen; und wer keine Neigung zum Schlafe hatte, konnte sich nach seinem Belieben auf andere Weise die Zeit vertreiben.

Wie endlich die Stunde kam, da jedermann aufstand, und sich zum Erzählen versammelte, wählte der König den Platz dazu am Ufer des Sees, nicht weit von der Stelle, wo man zu Mittag gegessen hatte; ließ Teppiche über den Rasen breiten, und nachdem man sich gesetzt hatte, befahl er Emilia anzufangen.

Erste Erzählung.

Gianni Lotteringhi hört in der Nacht an seine Thüre pochen und weckt seine Frau. Diese bildet ihm ein, daß es ein Gespenst sei, und ihr Mann geht mit ihr hin, um es zu beschwören, worauf das Klopfen aufhört.

Schalkhaft lächelnd begann Emilia: „Es wäre mir lieb gewesen, Herr König, wenn es Euch gefallen hätte, einer andern, als mir, den Auftrag zu geben, über eine so herrliche Materie, als Ihr gewählt habt, zuerst zu reden. Weil es Euch aber so beliebt, daß ich die Erste sein soll, die allen Andern ein ermunterndes Beispiel gibt, so soll es gerne geschehen. Ich will mich demnach bemühen, meine lieben Gespielinnen, Euch etwas zu erzählen, das Euch vielleicht einmal nützen kann. Denn wenn Ihr andern alle Euch eben so sehr fürchtet, wie ich, besonders vor Gespenstern (von welchen ich zwar nicht weiß, was sie sind, und auch noch keine gefunden habe, die es wüßte), so könnt Ihr aus meiner Erzählung ein schönes und treffliches Sprüchelchen lernen, um sie zu vertreiben, im Fall sie Euch heimsuchten.

In der Straße San Pancrazio in Florenz wohnte ein Wollenweber, Namens Gianni Lotteringhi, welcher mehr Glück in seinen Berufsgeschäften hatte, als Verstand in andern Dingen, daher er denn als eine gute ehrliche Haut bald zum Vorsänger im Chor, bald zum Vorsteher der Schule, und zu andern dergleichen kleinen Aemtern gewählt ward, weil er, als ein bemittelter Mann, den Mönchen manche schöne Gabe an Strüm-

pfen, Kutten und Kappen verehrte, wofür sie ihm wieder den Gesang des heiligen Alexis, das Klagelied des heiligen Bernhard, den Lobgesang der Frau Mathilda und allerlei dergleichen Geschwätz mittheilten, woran er seine große Freude hatte, und es zum Heil seiner Seele mit großer Sorgfalt aufhob.

Seine Frau, welche Tessa hieß, war die Tochter des Manuccio dalla Cuculia, ein sehr schönes, munteres, schlaues und listiges Weibchen. Sie kannte die Einfalt ihres Mannes, und nachdem sie mit einem schönen rüstigen Jünglinge, Namens Federigo di Neri Pergolotti, ein Liebesverständniß angeknüpft hatte, wußte sie es so einzurichten, daß Federigo sie einst durch die Veranstaltung ihrer Magd in einem schönen Landhause besuchen konnte, welches ihr Mann in Camerata hatte, wo sie sich während des ganzen Sommers aufhielt, indeß ihr Mann nur bisweilen am Abend dahin zu kommen pflegte, und des Morgens wieder zu seinen Geschäften, oder zu seinen Chorsängern zurückkehrte. Federigo ergriff mit der größten Begierde die Gelegenheit, stellte sich am festgesetzten Tage um die Vesperstunde ein, und da Gianni an diesem Abend nicht erwartet ward, so konnte er mit aller Bequemlichkeit bei der jungen Frau zu Abend essen, und die Nacht mit ihr zubringen. Sie lehrte ihm wenigstens ein halbes Dutzend von den Lobgesängen ihres Mannes, und weil weder sie selbst, noch Federigo, Willens waren, es bei dieser ersten Zusammenkunft bewenden zu lassen, so nahmen sie Abrede mit einander (um der Magd die Mühe des öfteren Zwischengehens zu ersparen), daß Federigo jedesmal, wenn er von seinem Gute, welches ein wenig höher lag, herunter käme, auf einen Pfahl in ihrem Weingarten Achtung geben sollte, auf welchem ein Eselskopf steckte. So oft dieser mit der Nase nach Florenz gekehrt wäre, sollte er sich unfehlbar des Abends einstellen, und im Fall er die Thüre geschlossen fände, dreimal leise anklopfen. Wäre die Nase aber gegen Fiesole gerichtet, so sollte er wegbleiben, und es als ein Zeichen ansehen, daß Gianni erwartet würde.

Auf diese Weise verschafften sie sich manchen fröhlichen Abend. Einmal aber, wie Frau Tessa ihren Federigo erwartete, und ein Paar fette Kapaunen am Spieß hatte, kam Gianni ganz unvermuthet am späten Abend noch hinaus; welches seiner Frau gar nicht lieb war. Sie und er behalfen sich mit einigen Schnitten gesalzenem Fleisch; der Magd aber befahl sie heimlich, die beiden Kapaunen, nebst einer Menge frischer Eier, und einer

Flasche guten Weins in den Garten zu tragen, welcher vor ihrem Hause an der Straße lag, und alles unter einen großen Fichtenbaume hinzustellen, der mitten auf einem schönen Rasenplatze stand, wo sie gewöhnlich mit Federigo zu Nacht zu essen pflegte. Vor lauter Aergerniß vergaß sie aber, der Magd zu sagen, daß sie warten sollte, bis Federigo käme, um ihm Nachricht zu geben, daß Gianni gekommen wäre, und daß er diese Sachen nur mit nach Hause nehmen möchte.

Wie sie nun mit ihrem Manne zu Bette gegangen war, und die Magd sich gleichfalls niedergelegt hatte, kam Federigo bald nachher, und klopfte einmal leise an die Thüre, die so nahe bei der Kammer war, daß Gianni und seine Frau es beiderseits hörten, obwohl die Frau sich stellte, als wenn sie schliefe, damit ihr Mann nichts argwöhnen möchte. Es währte nicht lange, so klopfte Federigo zum zweiten Mal. Gianni wunderte sich darüber, stieß seine Frau einige Mal sanft an und sagte: „Hörst Du nicht auch etwas, Tessa? Mich däucht, daß man an unsere Thüre klopft."

Die Frau, die noch besser gehört hatte, als ihr Mann, stellte sich, als ob sie eben erwachte. „Was sagst Du?" fragte sie.

„Ich sage (sprach Gianni), daß es mir scheint, als wenn an unsere Thüre geklopft würde."

„O weh! angeklopft? (rief sie) Weißt Du nicht, Gianni, was das ist? Es ist das Gespenst, das mich schon seit einigen Nächten so gewaltig erschreckt hat, daß ich mich in meine Decke gehüllt, und es nicht gewagt habe, den Kopf wieder hervorzustrecken, bis es Tag ward."

„Geh doch, Frau (sprach Gianni)! Wenn's weiter nichts ist, so sei nur nicht bange; denn ich habe nicht längst das Te lucis und die Intemerata, und so viele andere gute Gebete gesprochen, und habe das Bett von einem Ende zum andern mit so vielen Kreuzen bezeichnet, daß das Gespenst mit aller seiner Macht uns nicht anfechten kann."

Die Frau hielt es inzwischen für nothwendig, ihren Liebhaber wissen zu lassen, daß ihr Mann zu Hause wäre, damit er nicht etwas anderes argwöhnen und mit ihr brechen möchte. Sie sagte demnach zu ihrem Manne: „Das ist wohl gut, daß Du Deine Gebete sprichst; allein ich für mein Theil werde mich nicht eher sicher und ruhig fühlen, bis wir das Gespenst beschwören, da Du doch einmal hier bist."

„Wie beschwören wir es denn?" fragte Gianni.

„Das will ich Dir wohl sagen (sprach Frau Tessa). Wie ich neulich

um Ablaß nach Fiesole ging, hat mir eine Einsiedlerin (das sind Dir, mein lieber Gianni, die heiligsten Leute von der Welt, wie ich Dir versichern kann), die hat mir also, wie sie mich so in Aengsten sahe, einen schönen kräftigen Spruch gelehrt und mir gesagt, daß er ihr oft genützt habe, wie sie noch keine Einsiedlerin war. Aber Gott weiß, ich habe nicht den Muth gehabt, allein hin zu gehen. Jetzt aber, da Du hier bist, wollen wir Beide gehen und den Geist beschwören."

Gianni war es zufrieden, und sie gingen Beide mit leisen Tritten an die Hausthüre, indeß Federigo noch draußen wartete und schon anfing, eifersüchtig zu werden. Indem sie an die Thüre kamen, sagte Tessa laut zu ihrem Manne: „Wenn ich es Dir sage, Gianni, so vergiß nicht, daß Du ausspeien mußt."

„Schon gut" sprach Gianni. Seine Frau fing hierauf ihre Beschwörung an und sagte:

„Popanz, der Du so manche Nacht
vor meiner Thüre Lärm gemacht.
Mit steifem Horne kamst Du her;
mit steifem Horne fort Dich scher'!
Im Garten unter der großen Fichte,
steht für Dich ein geschmohrt Gerichte
nebst hundert Fürzen meiner Henne;
packe Dich damit fort und renne.
Setze die Flasche an den Mund,
und laß Gianni und mich gesund."

„Spei aus, Gianni" sagte sie; und Gianni spuckte.

Federigo, der draußen stand und alles hörte, ließ seine Eifersucht fahren und trotz seinem Verdrusse hätte er fast vor Lachen bersten mögen; und wie Frau Tessa sagte: „Spei' aus!" setzte er leise hinzu: „Die Zähne."

Nachdem Frau Tessa das Gespenst vorbeschriebener Maßen dreimal gebannt hatte, ging sie mit ihrem Manne wieder zu Bette. Federigo, der sich auf ein gutes Abendessen bei ihr Rechnung gemacht, und also noch nichts gegessen hatte, begriff den Sinn der Beschwörung sehr wohl; ging in den Garten, fand unter der großen Fichte die Kapaune, die Eier und den Wein; trug alles nach Hause und ließ sichs gut schmecken; und wenn er gelegentlich wieder zur Frau Tessa kam, so lachten sie Beide noch oft mit einander über diese Beschwörung.

Einige Leute wollen es besser wissen und behaupten, Frau Tessa habe wirklich an diesem Tage den Eselskopf mit der Nase nach Fiesole gedreht; ein Arbeitsmann sei aber durch den Weinberg gegangen und habe mit seinem Stocke daran geschlagen, daß er um und um gewirbelt, und mit der Nase nach Florenz gekehrt stehen geblieben sei. Dadurch sei Federigo verführt worden, sich einzustellen, und daher wird denn auch behauptet, die Tessa habe bei ihrer Beschwörung gesagt:

„Geh nur, Popanz, wieder fort.
Geh mit Gott an Deinen Ort.
Ich rührt' den Eselskopf nicht an;
Zum Henker den Schlingel, der's gethan!
Ich bin mit meinem Gianni hier;
Drum weiche, Popanz, weit von mir."

und darauf soll Federigo ohne Abendessen und Nachtlager wieder davon gegangen sein.

Aber eine von meinen Nachbarinnen, eine alte ehrbare Frau, hat mir versichert, es wären zwar beide Geschichten wahr, wie man ihr in ihrer Jugend erzählt hätte; die letztere aber wäre nicht dem Gianni Lotteringhi begegnet, sondern einem gewissen Gianni di Nello, der ein eben so ausgemachter Pinsel gewesen sei als jener. Ihr könnt also wählen, meine lieben Mädchen, welche von beiden Beschwörungen Euch am besten gefällt. Sie thun beide in dergleichen Fällen (wie Ihr gehört habt) sehr gute Wirkung. Lernet sie auswendig; Ihr könnt sie vielleicht dermaleinst gebrauchen."

Zweite Erzählung.

Perronella verbirgt, indem ihr Mann zu Hause kommt, ihren Liebhaber in einem Fasse. Der Mann sagt ihr, er habe das Faß verkauft, und sie erwiedert ihm, sie habe es an einen Andern noch besser verkauft, der eben hinein gekrochen sei, um zu versuchen, ob es wasserdicht sei. Darauf steigt der Liebhaber heraus, befiehlt dem Manne, das Faß rein zu liefern, und nimmt es nach Hause.

Emilia's Geschichte ward herzlich belacht, und man fand die Geisterbeschwörung sehr lustig. Der König befahl dem Filostrato, weiter zu erzählen.

„Liebste Damen (sprach Filostrato)! Es sind der Streiche so viele,

welche die Männer Euch spielen, und besonders die Ehemänner, daß Ihr, wenn es sich einmal zuträgt, daß ein Weib ihrem Manne wieder eine Nase dreht, nicht nur das Recht habt, Euch darüber zu freuen, daß Dergleichen geschehen ist, und daß Ihr es erfahret; sondern Ihr solltet billig selbst helfen, es überall bekannt zu machen, damit die Männer es inne werden, daß die Weiber nicht weniger schlau sind, als sie. Dies kann nicht anders, als von gutem Nutzen sein; denn wenn der Eine weiß, daß ihm der Andere gewachsen ist, so wird er nicht leicht versuchen, ihn hinter das Licht zu führen. Wer wird es demnach bezweifeln, daß die Männer, wenn sie hören, was wir heute über diese Materie sagen, sich nicht hüten sollten, Euch zu hintergehen; da sie einsehen werden, daß Ihr ihnen, wenn Ihr wollt, Gleiches mit Gleichem wohl zu vergelten wißt. Ich will Euch also erzählen, wie ein junges Weibchen (das zwar nur von niedrigem Stande war) sich fast in einem Augenblick auf eine List bedachte, ihrem Manne ein Blendwerk vorzumachen, und sich aus der Schlinge zu ziehen.

In Neapel hatte jüngst ein armer Handwerksmann ein niedliches und lebhaftes Mädchen, Namens Perronella, zur Frau genommen; er selbst nährte sich seines Handwerks, als Maurer und sie mit Spinnen, wobei sie jedoch nur kümmerlich ihr Leben fristeten. Einst warf ein junger lockerer Gesell seine Augen auf Perronella, und sie gefiel ihm so sehr, daß er in sie verliebt ward, und auf mancherlei Weise so lange um ihre Gegenliebe warb, bis sie sich mit ihm in ein Verständniß einließ. Da nun der Mann alle Morgen früh ausgehen mußte, um zu arbeiten oder Arbeit zu suchen, so ward zwischen ihnen verabredet, daß der Liebhaber in der Nähe aufmerken sollte, wenn der Ehemann davon ginge, um sich hernach ins Haus zu schleichen, und weil das Gäßchen Avorio, wo sie wohnte, nur wenig von Leuten besucht ward, so war es ihnen leicht, sich auf diese Weise oft zu sehen.

Inzwischen traf es sich dennoch an einem Morgen, wie der ehrliche Maurer ausgegangen, und der junge Gesell, der sich Giannello Strignario nannte, zu dem Weibchen ins Haus gekommen war, daß der Mann, der vor Abends nicht wieder zu kommen pflegte, sehr bald wieder zurückkehrte, und weil er die Thüre verschlossen fand, anklopfte. „Gott sei ewig gelobt (dachte er bei sich selbst), der mich zwar in Armuth leben läßt, aber mir doch ein gutes tugendsames junges Geschöpf zum Weibe bescheeret hat! Seht doch, wie sie den Augenblick, da ich kaum den Rücken wende, ihre Hausthüre verriegelt, damit sie keinen überlästigen Besuch bekomme."

Perronella, die ihren Mann schon am Klopfen erkannte, rief: „Ach Giannello, ich bin des Todes! Da führt das Unglück meinen Mann her, der sonst nie um diese Zeit wieder zu kommen pflegt; und ich begreife nicht, was das bedeutet, wenn er nur Dich nicht etwa gesehen hat, wie Du hereinkamst. Doch dem sei wie ihm wolle, so bitte ich Dich, krieche in das Faß, das dort steht, hinein; ich will hingehen und ihm aufmachen, und sehen wie es zugeht, daß er so früh wieder zu Hause kömmt."

Giannello stieg geschwind in das Faß; Perronella öffnete ihrem Manne die Thüre und sagte mit übler Laune zu ihm: „Was ist das für eine Neuerung, daß Du diesen Morgen so früh wieder zurückkömmst? Es hat schier das Ansehen, als hättest Du heute nicht Lust zu arbeiten, daß Du so mit Deinem Handwerkszeuge im Arm wieder da bist. Wenn's so gehen soll, wovon wollen wir dann leben? Woher sollen wir Brot nehmen? Denkst Du, daß ich es dulden werde, daß Du mir mein Röckchen und mein bischen übrige Habseligkeit verpfändest? Da sitz' ich Tag und Nacht, und spinne mir die Haut von den Fingern, um nur das Lampenöl zu verdienen. Mann, Mann! es ist keine Frau in der Nachbarschaft, die sich nicht darüber verwundert und darüber aufhält, daß ich mir so viele Mühe gebe und mir's so sauer werden lasse, und hier kömmst Du mir wieder und läßt die Arme hängen, da Du arbeiten solltest?" Bei diesen Worten fing sie an, bitterlich zu weinen, und fuhr fort zu klagen: „Ach ich armes geschlagenes Weib! Wohl bin ich zum Unglück geboren und zur unglücklichen Stunde in dies Haus gekommen, da ich doch den feinsten Jüngling zum Manne hätte haben können, und ihn nur darum ausschlug, daß ich mir diesen nähme, der es nicht zu erkennen weiß, welch ein Weib er an mir bekommen hat. Andere Weiber thun sich gütlich mit ihren Liebhabern, und es giebt nicht Eine, die nicht ein Paar oder noch Mehrere hat, und läßt sich's wohl sein und macht ihrem Manne weiß, daß es um Mitternacht heller Tag ist. Aber ich armes Weib habe nichts, als Kummer und Verdruß, weil ich zu gut bin und nicht an dergleichen Sachen denke; und ich weiß wahrlich nicht, warum ich mir nicht, so gut wie andere, ein paar Liebhaber anschaffe. Merke Dir's nur, Mann, wenn ich in's Wasser gehen wollte, so würde sich bald Jemand finden, der mich führte; denn es giebt feine artige junge Leute genug, die mich lieben und die mir gut sind, und haben mir viel Geld, und Kleider und Kleinode, und was ich sonst nur wünsche, anbieten lassen: Ich hab' es aber

nie über's Herz bringen können, weil ich nicht von solcher Art bin; und nun kömmst Du mir zu Hause, statt Deiner Arbeit nachzugehen!"

„Ei Frau (sprach der Mann)! Laß Dir doch um des Himmels willen nicht deswegen das Herz schwer werden. Du kannst mir glauben, daß ich weiß wer Du bist, und daß ich es zum Theil diesen Morgen bemerkt habe. Ich bin allerdings aus dem Hause gegangen, um zu arbeiten; allein ich sehe wohl, Du weißt's eben so wenig, als ich daran dachte, daß heute Sanct Gallens Tag ist, und daß nicht gearbeitet wird; und deswegen siehst Du mich um diese Stunde wiederkommen. Nichtsdestoweniger habe ich dafür gesorgt und auch Mittel gefunden, daß wir auf einen Monat und länger Brot haben werden; denn ich habe diesem Manne, der hier mit mir gekommen ist, das leere Stückfaß verkauft, das uns schon seit langer Zeit im Wege stand, und er giebt mir fünf Gulden dafür."

„Das ist mir eben leid genug (sprach Perronella). Du bist ein Mann, und gehst an allen Orten aus und ein, und solltest daher am besten von allen Dingen Bescheid wissen, und doch verkaufst Du ein Faß für fünf Gulden, das ich, als ein Weib, welches kaum über die Schwelle kömmt, für sieben an einen Menschen verkauft habe, der in dem Augenblicke, da Du zu Hause kamst, hineingestiegen ist, um es zu besichtigen, ob es auch dicht sei."

Der Mann war froh, dieses zu hören. „Guter Freund (sprach er zu Demjenigen, der mit ihm gekommen war), nehmt's nicht übel, Ihr hört wohl, meine Frau hat das Faß schon für sieben Gulden verkauft, wofür Ihr mir nur fünf geboten habt."

„Ei in Gottes Namen," sprach der andere und ging fort.

„Komm jetzt her (sprach Perronella zu ihrem Manne), weil Du doch hier bist, und mache selbst die Sache mit ihm ab."

Giannello, der indessen beide Ohren gespitzt und gehorcht hatte, ob er etwas zu befürchten hätte, oder sich sonst auf etwas gefaßt machen müßte, hörte kaum Perronella's Worte, so sprang er geschwind aus dem Fasse, und stellte sich, als ob er nichts davon gemerkt hätte, daß der Mann gekommen war. „Wo seid Ihr, gute Frau?" sprach er.

„Ich bin hier. Was ist zu Dienst?" sprach der Mann.

„Wer seid denn Ihr (fragte Giannello)? Ich wollte die Frau sprechen, mit welcher ich über dies Faß gehandelt habe."

„Das könnt Ihr getrost mit mir abmachen (antwortete der Mann), denn ich bin ihr Ehemann."

„Das Faß scheint dicht genug zu sein (versetzte Giannello); allein es sitzt voll Weinstein, der sich mit den Nägeln nicht abkratzen läßt, und ehe es rein ist, mag ichs nicht haben."

„Darum soll der Handel nicht zurückgehen (sprach Perronella). Mein Mann soll es schon rein machen."

„Das versteht sich," sprach der ehrliche Maurer, legte sein Handwerkszeug ab und zog sein Wamms aus, ließ Licht anzünden, nahm seine Deichsel, stieg in das Faß und fing an, es abzukratzen. Perronella lehnte sich mit dem halben Leibe oben über das Faß, um ihrem Mann zu leuchten, streckte den andern Arm bis über die Schultern hinein, und zeigte ihm bald hier, bald dort eine Stelle, die er noch putzen müßte. Giannello, dem die Zeit vorher zu kurz geworden war, nützte sie bei dieser Gelegenheit nach der Weise der muthigen Rosse, wenn sie in den Parthischen Gefilden den Stachel der Liebe fühlen. Unterdessen ward das Faß rein, Perronella erhob sich wieder und ihr Mann kroch heraus.

„Da habt Ihr das Licht, guter Freund (sprach Perronella zu Giannello); seht zu, ob es Euch jetzt rein genug ist."

Giannello sagte, er wäre zufrieden, bezahlte die sieben Gulden, und ließ das Faß nach seinem Hause bringen."

Dritte Erzählung.

Bruder Rinoldo ergötzt sich mit seiner Gevatterin; ihr Mann kommt zu Hause, und findet ihn in ihrer Kammer; sie bilden ihm aber ein, daß er dem Kinde die Würmer vertreibt.

So räthselhaft auch Filostrato von den Parthischen Rossen gesprochen hatte, so schienen die losen Mädchen dennoch seine Meinung verstanden zu haben; sie wußten jedoch einen andern Vorwand zu finden, um ihr schalkhaftes Lächeln damit zu beschönigen. Der König trug alsdann Elisa auf, zu erzählen.

„Holde Mädchen," sprach diese, „Emilia's Beschwörung des Gespenstes hat mich an eine Geschichte erinnert, in welcher gleichfalls einer Beschwörung erwähnt wird, und wenn sie gleich nicht so unterhaltend ist, wie jene, so muß ich sie Euch doch erzählen, weil mir eben keine andere einfallen will, die unserer heutigen Absicht gemäß ist.

In Siena war einmal ein hübscher junger Mann aus einem angesehenen Geschlechte, Namens Rinaldo, welcher sich in eine sehr schöne Frau verliebte, die seine Nachbarin und die Gattin eines reichen Mannes war, und er machte sich Hoffnung, alles was er wünschte von ihr zu erhalten, wenn er nur Gelegenheit finden könnte, mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Da er aber diese Gelegenheit nicht herbeizuführen wußte, und die Dame eben schwanger war, so kam er auf den Einfall, ihr Gevatter zu werden. Er suchte demnach die Bekanntschaft ihres Mannes, bot sich diesem auf die unverdächtigste Art zum Gevatter an, und ward angenommen. Wie ihm nun seine Gevatterschaft mit Frau Agnese manchen guten Vorwand verschaffte, sie zu sprechen, wagte er es, ihr dasjenige mit Worten zu erklären, was seine Blicke ihr längst entdeckt hatten; allein obgleich es der Dame nicht unangenehm zu hören war, so führte es ihn dennoch nicht zu seinem Zwecke. Nicht lange darnach ging Rinaldo, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in ein Kloster, und wie es ihm daselbst auch behagen mochte, genug, er ward und blieb ein Mönch. Doch wenn er gleich eine Zeit lang nach seinem Eintritte in den geistlichen Orten die Liebe zu seiner Gevatterin und andere Eitelkeiten ein wenig an die Seite setzte, so kam er doch, ohne seinem Kleide zu entsagen, bald zu denselben wieder zurück, und fing wieder an, ein Vergnügen daran zu finden, sich gut und reinlich zu kleiden, in seinem ganzen Wesen artig und zierlich zu thun, Lieder, Sonette und Balladen zu dichten und zu singen, und sich mit allerhand solchen Dingen die Zeit zu vertreiben. Doch warum erzähle ich dieses eben von Bruder Rinaldo als etwas Besonderes? Wo ist der Mönch, der nicht dasselbe thut? Welche Schandflecke unserer verderbten Zeiten sind sie nicht alle? Sie schämen sich nicht mit feisten Wänsten und rubinrothen Nasen zu erscheinen, in weichen Kleidern einher zu gehen, und in allen Wohllüsten zu leben; nicht wie fromme, demüthige Tauben, sondern wie Kampfhähne mit erhobenem Kamme zu strotzen und sich zu brüsten. Nicht genug, daß sie ihre Zellen voll von Gläsern mit Latwergen und Salben, von Schachteln mit Morsellen, von Fläschchen mit abgezogenen Wassern und Oehlen, von Fäßchen mit Malvasier und andern feinen Weinen haben, so daß sie nicht Mönchszellen, sondern vielmehr Apotheken und Spezereibuden zu sein scheinen; sondern sie schämen sich nicht, den Leuten zu zeigen, daß sie voll Gicht und Podagra stecken, und meinen, daß andere Leuten nicht wissen, daß vieles Fasten, schlechte und kärgliche Kost und nüchternes Leben die

Menschen dürr und hager machen und sie gesund erhalten; oder wenn sie ja krank dabei werden, daß sie wenigstens nicht das Fußweh davon bekommen, gegen welches man den Kranken die Enthaltsamkeit und jede andere gute Ordnung zu empfehlen pflegt, die eigentlich zu der Lebensart eines guten Klosterbruders gehören. Sie meinen, man wisse nicht, daß außer der magern Kost die langen Nachtwachen, Gebete und Bußübungen blasse Gesichter und abgemergelte Leiber zuwege bringen, und daß weder Sankt Franz, noch Sankt Dominik sich drei bis vier Kutten von dem feinsten, in der Wolle gefärbten Tuch und von andern schönen Zeugen machen ließen, sondern die grobe Wolle in ihrer natürlichen Farbe trugen, um die Kälte abzuhalten, und nicht um damit zu prangen. Gott wird darin sehen, und der frommen einfältigen Seelen gedenken, welche sie unterhalten müssen.

Wie demnach Bruder Rinaldo wieder zu seinem vorigen Neigungen zurück kam, fing er an, seine Gevatterin fleißig zu besuchen, und weil er unter der Kutte viel dreister geworden war, als vorher, so trug er ihr sein Anliegen jetzt weit dringender vor. Die gute Frau, die ihn so zudringlich fand (und die ihn auch vielleicht jetzt hübscher finden mochte, als vormals), nahm endlich, wie er ihr einmal sehr lebhaft zusetzte, ihre Zuflucht zu den Worten, welche diejenigen zu machen pflegen, die nicht übel Lust haben, dasjenige zu gewähren, warum man sie bittet. Sie sagte: „Wie so, Bruder Rinaldo, thun denn auch so was die Mönche?"

„Madonna," versetzte Rinaldo „die Kutte ist bald abgeworfen, und dann sollt Ihr mich gewiß nicht für einen Mönch halten, sondern für einen so guten Mann, wie irgend einen andern."

Das Weibchen verzog den Mund ein wenig zum Lächeln und erwiederte: „Aber, o weh! ich bin ja Eure Gevatterin; wie wird es damit werden? Das wäre ja, wie man mir gesagt hat, gar zu große Sünde. Sonst würde ich gern Euren Wünschen Gehör geben."

„Ihr seid nicht gescheidt," versetzte Br. Rinaldo, „wenn Ihr Euch das wollt abhalten lassen. Ich will nicht sagen, daß es nicht sündlich wäre, aber es werden wohl größere Sünden in der Beichte vergeben. Doch sagt mir nur, wer ist mit Eurem Kinde näher verwandt; ich, der ich es zur Taufe gehalten habe, oder Euer Mann, der es gezeugt hat?"

„Mein Mann, ohne Zweifel," antwortete sie.

„Ganz richtig," sprach Br. Rinaldo. „Und schläft denn Euer Mann nicht bei Euch?"

„Ei freilich," sprach Frau Agnese.

„Gut!" erwiederte Br. Rinaldo, „wenn also Euer Mann bei Euch schlafen darf, der so viel näher mit Eurem Kinde verwandt ist, als ich, warum sollte es denn mir verwehrt sein?"

Die Frau, die nichts von der Logik verstand, und bei der es keiner großen Ueberredung bedurfte, glaubte ihm entweder wirklich, oder stellte sich, als wenn sie glaubte. „Ach," sprach sie, „wer kann Euch Eure gelehrten Gründe beantworten!" Mit einem Worte, es ward, der Gevatterschaft unbeschadet, eine Verwandtschaft von einer andern Art zwischen ihnen gestiftet, und sie ließen es nicht bei diesem ersten Male bewenden, sondern sie fanden unter dem Deckmantel der Gevatterschaft um desto bequemere Gelegenheit zu öfteren Zusammenkünften, weil man sie um desto weniger im Verdacht hatte.

Einmal traf es sich indessen, daß Bruder Rinaldo mit einem andern Klosterbruder zu Frau Agnese kam, und außer einem hübschen niedlichen Dienstmädchen Niemand bei ihr fand. Er schickte demnach seinen Gefährten mit dem Mädchen nach dem Taubenschlage hinauf, um ihr das Paternoster zu verhören, indeß er selbst mit der Frau, die ihren kleinen Knaben an der Hand hatte, in die Kammer ging, die Thüre hinter sich verschloß, und sich auf einem Ruhebettchen mit ihr ergötzte. Mitten in ihrer Unterhaltung kam der Gevatter zu Hause, und unbemerkt von Jedermann kam er bis an die Kammerthüre, klopfte an, und rief seine Frau.

„Ich bin des Todes," rief Frau Agnese, als sie ihren Mann vernahm. „Nun wird er doch dahinter kommen, was unsere Vertraulichkeit zu bedeuten hat."

Bruder Rinaldo hatte Scapulier und Kutte abgelegt, und war im bloßen Wämmschen. „Ach, nur allzu wahr!" sprach er. „Wär ich doch nur angekleidet, so ließe sich noch eher eine Ausrede finden. Aber wenn Ihr ihn einlaßt, und er mich so antrifft, wie ich bin, so hilft keine Entschuldigung."

Frau Agnese fand den Augenblick Rath. „Zieht Euch nur an," sprach sie, „und wenn Ihr fertig seid, so nehmt Euren kleinen Pathen auf den Arm. Merkt aber wohl auf, was ich meinem Manne sagen werde, damit Eure Rede mit der meinigen übereinstimme."

Der gute Mann hatte kaum aufgehört zu klopfen, so rief ihm seine Frau zu: „Ich komme." Sie öffnete ihm die Thüre, ging ihm mit froher

Miene entgegen und sagte: „Heute, lieber Mann, ist einmal Bruder Rinaldo zur guten Stunde, wie ein wahrer Schutzengel zu uns gekommen; sonst hätten wir gewiß unser Kind verloren.“

Wie dieß der arme Tropf hörte, ward er ganz bestürzt, und fragte, was denn dem Knaben geschehen wäre.

„Ach, lieber Mann!“ sprach sie, „er bekam vor kurzem eine so heftige Ohnmacht, daß ich dachte, er wäre schon gestorben, und daß ich nicht wußte, was ich thun, oder wie ich mir rathen sollte. Zum großen Glück kam Bruder Rinaldo, unser Gevatter dazu, und nahm ihn auf den Arm. „Gevatterin,“ sprach er, „das Kind hat Würmer im Leibe, die ihm schon nahe an's Herz kommen, und ihn nur gar zu leicht um's Leben bringen könnten. Seid aber nur unbesorgt; ich will sie beschwören, daß sie alle sterben sollen, und ehe ich wieder davon gehe, sollt Ihr Euer Kind so gesund wieder haben, als es jemals gewesen ist.“ Wir hätten auch Dich gerne hier gehabt, um einige Gebete dabei zu sprechen. Weil Du aber nicht zu Hause warest, und die Magd Dich nicht finden konnte, so hat er die Gebete durch einen seiner Mitbrüder ganz oben im Hause sprechen lassen. Er ging indessen mit mir in diese Kammer, weil Niemand, als die Mutter des Kindes bei seiner Beschwörung gegenwärtig sein durfte, und damit uns Niemand stören möchte, schlossen wir die Thüre zu. Er hat das Kind noch jetzt im Arme, und ich glaube, er wartet nur, bis sein Mitbruder die Gebete gesprochen hat, womit Alles vorbei ist; denn das Kind ist schon wieder bei völliger Besinnung.“

Der arme Pinsel war so zärtlich um sein Kind besorgt, daß er Alles glaubte, und nicht das Mindeste von dem Streiche argwöhnte, den ihm seine Frau gespielt hatte; sondern mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ich will gleich hingehen und ihn sehen.“

„Bei Leibe nicht!“ sprach die Frau. „Warte noch ein wenig, damit Du nicht Alles wieder verdirbst. Ich will hingehen und zusehen, ob Du kommen kannst, und will Dich schon rufen.“

Bruder Rinaldo, der Alles aufmerksam angehört, und Zeit gehabt hatte, sich anzukleiden und das Kind auf den Arm zu nehmen, rief: „He! Gevatterin, höre ich nicht die Stimme Eures Mannes?“

„Ja, Euer Ehrwürden,“ antwortete der ehrliche Mann.

„Kommt nur herein, Gevatter,“ sprach Rinaldo.

Er ging hinein; Bruder Rinaldo kam ihm entgegen und sagte: „Da

habt Ihr durch Gottes Gnade Euer Söhnchen frisch und gesund, um welches wir vor einem Stündchen besorgt waren, daß Ihr es diesen Abend nicht lebendig wieder sehen würdet. Lasset deswegen zur Ehre des Herrn dem heiligen Ambrosius ein Wachsbild des Kindes in Lebensgröße opfern; denn um seines Verdienstes willen hat es Euch der Himmel in Gnaden wieder geschenkt."

Wie der Knabe seinen Vater gewahr ward, lief er ihm entgegen, und schmeichelte ihm, wie Kinder pflegen. Der Vater nahm ihn auf und vergoß Freudenthränen, als wenn er ihn aus der Gruft gezogen hätte. Er küßte das Kind und dankte dem Gevatter, der ihm das Leben gerettet hätte.

Der Mitbruder, der die Magd mehr als ein Paternoster hatte beten lassen, hatte ihr ein Beutelchen von weißem Zwirn gegeben, das ihm ein Nönnchen geschenkt hatte, und war ihr Seelsorger geworden. Wie er hörte, daß der gute Ehemann in die Kammer seiner Frau gerufen ward, schlich er sich leise an einen Ort, wo er alles hören konnte, was vorging. Wie er nun merkte, daß Alles glücklich abgegangen war, kam er herunter und sagte: „Bruder Rinaldo, ich habe die vier Paternoster gesprochen, wie Ihr mir befohlen habt."

„Wohl gethan, mein Bruder!" sprach Rinaldo. „Du hast guten Athem. Ich für meinen Theil hatte nur erst zwei sprechen können, wie der Gevatter kam, allein der Herr hat Deine und meine Arbeit gnädig gedeihen lassen; und das Kind ist wieder gesund."

Der arme Betrogene ließ hierauf Wein und Erfrischungen bringen, und bewirthete den Gevatter und seinen Mitbruder auf's Beste; womit ihnen beiden sehr gedient war. Er begleitete sie selbst bis an die Thür; empfahl sie Gott, und versäumte nicht, das Wachsbild zu bestellen und es vor dem Bilde des heiligen Ambrosius (aber nicht dessen von Mayland) aufstellen zu lassen.

Vierte Erzählung.

Tofano schließt des Abends seiner Frau die Thüre vor der Nase zu. Wie sie ihn durch keine Bitten bewegen kann, sie einzulassen, stellt sie sich, als wenn sie sich in einem Brunnen ersäufen wollte, und wirft einen großen Stein hinein. Tofano kommt darüber aus dem Hause gelaufen; unterdessen schlüpft sie hinein, verschließt ihm die Thüre und macht ihn vor allen Nachbarn herunter.

Kaum war Elissa's Geschichte zu Ende, so winkte der König Lauretta, ihr nachzufolgen, und sie gehorchte unverzüglich.

„O Liebe!" rief sie aus, „wie groß und mannigfaltig ist Deine Macht! wie schnell sind Deine Rathschlüsse, und wie unerschöpflich ist eine Erfindungskraft! Welcher Weltweise, welcher Künstler konnte, oder kann jemals so viele Vorsicht und Klugheit, so vielen Witz und Scharfsinn, so viele Kunst und Verstand lehren, als Du in der Geschwindigkeit denjenigen lehrest, welche deinen Fußstapfen folgen? Wahrlich, jede andere Kunst steht weit hinter der deinigen zurück, wie wir hinlänglich an den Beispielen gesehen haben, die man uns bereits aufgestellt hat. Ich will diese noch mit einem vermehren, welches ein schlichtes Weibchen hergegeben hat, welches aber von solcher Art ist, daß nur Amor selbst es ihr konnte eingegeben haben.

In Arrezzo war ein reicher Mann, Namens Tofano. Diesem ward ein sehr schönes Weibchen zu Theil, welches Frau Ghita hieß, auf welches er aber, ohne selbst zu wissen warum, sehr bald eifersüchtig ward. Wie die Frau dieses merkte, war es ihr sehr empfindlich und sie nahm mehr als einmal Gelegenheit, ihn nach der Ursache seiner Eifersucht zu fragen. Weil er aber keine andere, als lauter unbestimmte und nichtsbedeutende Antworten gab, so gerieth sie endlich auf den Einfall, ihm das Uebel wirklich zu geben, von welchem er bisher nur geträumt hatte. Da sie nun bemerkte, daß ein Jüngling, der ihr sehr artig zu sein schien, sie mit lüsternem Auge betrachtete, so knüpfte sie mit aller nöthigen Vorsichtigkeit eine Bekanntschaft mit ihm an; und wie die Sache zwischen ihnen so weit gediehen war, daß es an nichts mehr fehlte, als von den Worten zur That zu schreiten, so sann das Weibchen auf Mittel, auch dazu Rath zu schaffen. Sie hatte bereits gemerkt, daß ihr Mann unter andern Untugenden auch dem Trunke ergeben war; sie fing demnach an, sich seine Völlerei nicht nur willig gefallen zu lassen, sondern ihm auch mit guter Art bisweilen selbst dazu Vorschub zu thun.

Kurz, sie wußte sich so gegen ihn zu benehmen, daß sie, so oft es ihr gelüstete, ihn dahin bringen konnte, sich ganz von allen Sinnen zu saufen. Wenn er dann völlig betrunken war, pflegte sie ihn zu Bette zu bringen und sich dann mit ihrem Liebhaber zu unterhalten; welches sie auch mit aller Sicherheit thun konnte. Ja, sie verließ sich zuletzt so sehr auf die Trunkenheit ihres Mannes, daß sie nicht nur ihren Liebhaber zu sich in's Haus kommen ließ sondern auch zu ihm ging und bisweilen halbe Nächte in seinem Hause zubrachte, welches nicht weit von dem ihrigen entfernt war.

Da nun das verliebte Weibchen diese Weise immer fortsetzte, so fiel es einst dem betrogenen Ehemanne von ungefähr auf, daß seine Frau niemals mit ihm trank, wenn sie ihm so fleißig einschenkte, und er fing an, die Wahrheit zu muthmaßen, daß sie ihn nämlich betrunken machte, um ungehindert thun zu können, was sie wollte, indeß er seinen Rausch ausschliefe. Um der Sache auf den Grund zu kommen, stellte er sich einst des Abends (obwohl er den ganzen Tag nichts getrunken hatte) in Worten und Geberden, als wenn er völlig besoffen wäre. Die Frau, welche dem Scheine traute und glaubte, daß er schon seine volle Ladung hätte, um fest genug zu schlafen, brachte ihn zu Bett und ging, ihrer Gewohnheit nach, zu ihrem lieben Nachbar und blieb bei ihm bis nach Mitternacht. Sobald Tofano seine Frau nicht mehr hörte, stand er auf, verriegelte seine Hausthüre inwendig und legte sich in's Fenster, um ihr aufzupassen, wenn sie wieder käme, und ihr zu zeigen, daß er hinter ihre Schliche gekommen wäre. Er wartete, bis sie kam. Wie sie erschien und die Thüre verschlossen fand, ward sie äußerst bekümmert und versuchte umsonst alle ihre Kräfte, die Thüre mit Gewalt zu öffnen. Tofano ließ sie ein Weilchen sich zerarbeiten; endlich aber rief er ihr zu: „Frau, Du machst Dir vergebliche Mühe; hier kömmst Du gewiß nicht wieder herein. Gehe nur immer wieder dahin, wo Du bis zu dieser Stunde gewesen bist, und sei versichert, daß Du nicht über meine Schwelle kommst, bis ich Dir für Deine Streiche in Gegenwart Deiner Verwandten und aller Nachbarn die Ehrentitel gegeben habe, die Du verdienst.“

Die Frau bat ihn um Gottes willen, sie einzulassen, und versicherte ihm, sie wäre auf keinen solchen Wegen gewesen, womit er sie im Verdacht hätte, sondern sie hätte die Zeit bei einer Nachbarin verplaudert, weil die Nächte so lang wären, und weil sie weder so früh schlafen gehen, noch allein aufsitzen könnte. Doch alle ihre Bitten halfen nichts; denn der Thor hatte sich nun einmal vorgenommen, daß alle Leute in Arrezzo seine Schande

wissen sollten, von welcher noch kein Mensch etwas ahnete. Wie die Frau fand, daß sie mit Bitten Nichts ausrichten konnte, legte sie sich aufs Drohen und sagte: „Wenn Du mich nicht einlässest, so mach' ich Dich zum unglücklichsten Menschen von der Welt."

„Und wodurch denn das?" fragte Tofano.

Die Frau, welche die Liebe erfinderisch gemacht hatte, gab ihm zur Antwort: „Ehe ich die Schmach erdulde, die Du mir unschuldigerweise zugedacht hast, stürze ich mich lieber in diesen Brunnen, und wenn man mich todt darin findet, so wird kein Mensch daran zweifeln, daß Du mich im trunkenen Muthe hineingestürzt habest, und Du wirst entweder fliehen und als ein Verbannter Alles im Stiche lassen müssen, oder man wird Dir den Kopf vor die Füße legen, als meinem Mörder, der Du auch wirklich bist."

Wie Tofano sich durch diese Reden von seinem verkehrten Sinne noch nicht abwenden ließ, sagte sie: „Nein, länger kann ich Dein Hohnnecken nicht ausstehen. Gott verzeihe Dir! Da liegt meine Spindel, die kannst Du aufbewahren."

Da die Nacht so finster war, daß man seine Hand vor den Augen nicht sehen konnte, so ging sie an den Brunnen, nahm einen großen Stein, der neben dem Brunnen lag, rief: „Gott verzeih' mir!" und ließ den Stein in den Brunnen fallen, der mit einem großen Geplätscher in's Wasser plumpte.

Wie Tofano dieses hörte, meinte er im Ernst, seine Frau hätte sich in den Brunnen gestürzt. Er nahm deswegen in aller Eile den Eimer und das Seil, sprang zum Hause hinaus und lief nach dem Brunnen, um sie zu retten. Das Weibchen, welches sich unterdessen neben der Thüre versteckt hatte, schlüpfte in dem Augenblicke, da ihr Mann nach dem Brunnen eilte, wieder in das Haus, verriegelte die Thüre, lief an's Fenster und rief ihm zu: „Gieß Wasser zu, wenn Andere noch trinken, und nicht nach Mitternacht."

Wie Tofano ihre Stimme hörte, fand er, daß sie ihn zum Narren gehabt hatte. Er ging nach der Hausthüre und wie er sie verschlossen fand, befahl er seiner Frau, ihm aufzumachen. Sie erhob aber ihre Stimme jetzt etwas höher, als sie bisher gethan hatte, und rief ihm zu: „Beim Kreuze Christi, Du lüderlicher Saufaus sollst mir diese Nacht nicht in's Haus kommen! Deine Aufführung ist nicht länger auszustehen, und alle Menschen sollen gewahr werden, wer Du bist, und um welche Stunde der Nacht Du zu Hause kommst."

Tofano wollte vor Gift bersten und gab ihr ihre Schimpfworte mit Zinsen wieder; so daß alle Nachbarn und Nachbarinnen den Lärm hörten, aufstanden und an die Fenster kamen, und fragten, was es gäbe.

„Seht mir den gewissenlosen Menschen (sprach die Frau mit Thränen), der mir immer des Abends betrunken zu Hause kommt oder in den Schenken seinen Rausch ausschläft, und dann um diese Nachtzeit erst heimkehrt. Ich habe es lange Zeit ertragen und ihn genug davon abgemahnt; allein es hat Nichts geholfen, und weil ich es endlich nicht länger aushalten konnte, hab' ich ihm einmal zur Schande die Thüre vor der Nase verriegelt, um zu sehen, ob ihn dieses bessern wird."

Tofano an seiner Seite erzählte dagegen, wie ein Narr, alles so, wie es sich wirklich begeben hatte, und drohte seiner Frau, was er nur konnte. Sie aber sagte wieder zu ihren Nachbarn: „Da seht Ihr, was für ein Mensch er ist. Was würdet Ihr aber wohl denken, wenn Ihr mich auf der Straße fändet, wie ihn, und er wäre an meiner Stelle hier am Fenster? Bei Gott, mich däucht Ihr würdet sagen, er spräche die Wahrheit. Nun könnt Ihr sehen, wie es um seinen Verstand steht, da er gerade das von mir behauptet, was er vermuthlich selbst gethan hat. Er meinte mich zu schrecken, indem er etwas (ich weiß nicht was) in den Brunnen warf. Aber wollte Gott, er hätte sich nur selbst hineingestürzt, und sich tüchtig den Wein gewässert, den er zuviel gesoffen hat!"

Alle Nachbarn und Nachbarinnen schalten nun aus einer Stimme den Tofano, daß er so übel von seiner Frau spräche; kurz die Sache ging von einem Nachbarn zum andern und ward bald so laut, daß sie auch den Aeltern und Freunden der Frau zu Ohren kam. Diese eilten herzu, und wie sie von den Nachbarn die Bestätigung hörten, fielen sie über den Tofano her und droschen ihn ohne Barmherzigkeit. Darauf gingen sie in das Haus, nahmen die Sachen der Frau weg und führten diese mit sich fort, indem sie den Tofano noch obendrein Rache drohten.

Wie er die Prügel weg hatte und fand, daß ihn seine Eifersucht übel angeführt hätte, zumal da er seiner Frau im Herzen gut war, war er froh, es durch die Unterhandlung einiger Freunde dahin zu bringen, daß er seine Frau in der Güte wieder bekam; und versprach ihr, nie wieder eifersüchtig zu werden und ihr freie Hand zu lassen, nach ihrem eigenen Vergnügen zu hnndeln, jedoch mit solcher Vorsicht, daß sie es ihn nicht zu deutlich merken ließe. Kurz, es ging ihm wie dem eigensinnigen Bauer, der

nicht Frieden hielt, bis man ihn schlug,
und nach den Prügeln sich vertrug.

Darum lebe die Liebe und sterbe der Krieg sammt allem, was ihm anhängt!"

Fünfte Erzählung.

Ein Eifersüchtiger verkleidet sich als Priester, und hört die Beichte seiner Frau. Sie bildet ihm ein, daß sie einen Priester liebt, der sie alle Nächte besucht, und indem der Eifersüchtige deswegen vor seiner Thüre Schildwacht steht, läßt sie ihren Liebhaber über das Dach zu sich ins Haus kommen.

Lauretta hatte aufgehört zu reden; Frau Ghita erhielt von Jedermann das Zeugniß, daß sie wohl gethan und ihren bösen Mann nach Verdienst belohnt hätte; und der König, der keine Zeit verlieren wollte, wandte sich an Fiammetta und legte ihr mit einem freundlichen Winke die Pflicht auf, zu erzählen; worauf sie folgendermaßen begann:

„Edle Jungfrauen! Die vorige Erzählung veranlaßt mich, ebenfalls von einem Eifersüchtigen zu reden; denn ich glaube, daß ihnen nicht zuviel geschieht, wenn ihre Weiber ihnen Nasen drehen, zumal wenn sie ohne Ursache eifersüchtig geworden sind. Mich däucht auch wirklich, wenn die Gesetzgeber alles genau erwogen hätten, so hätten sie ihnen dafür keine größere Strafe auflegen müssen, als sie Demjenigen zuerkannt haben, der in seiner Selbstvertheidigung Jemand beschädigt; denn die Eifersüchtigen stehen wirklich den jungen Weibern nach dem Leben und geben sich alle Mühe, ihren Tod zu befördern. Diese sitzen ohnehin die ganze lange Woche in ihren Häusern eingeschlossen und besorgen alles Nöthige für ihre Kinder und für ihren Hausstand. Mit Recht erwarten sie demnach, wenn der Sonntag oder ein Feiertag kommt, ein wenig Ruhe, ein wenig Vergnügen und Zeitvertreib; welche sich weder der Ackersmann auf dem Lande, noch der Handwerker in der Stadt, weder der Richter, noch der Sachwalter versagen: ja, Gott selbst ruhete am siebenten Tage von seiner Arbeit, und sowohl göttliche als menschliche Gesetze haben dafür gesorgt, daß zur Verehrung Gottes und zum Nutzen und Besten eines jeden Menschen zwischen den Tagen der Arbeit und der Ruhe ein Unterschied festgesetzt ist. Davon wollen aber die Eifersüchtigen Nichts wissen; sondern an diesen Tagen, wenn Jedermann froh und vergnügt ist, verschließen und versperren sie ihre Weiber noch strenger

und härter, und machen sie damit noch trauriger und unglücklicher. Wie viele Qual und Herzbrechen sie dadurch den armen Geschöpfen verursachen, das wissen nur Diejenigen, die es erfahren haben. Deswegen behaupte ich, daß Alles, was ein Weib gegen einen unbillig eifersüchtigen Ehemann unternimmt, keinen Tadel, sondern vielmehr Beifall verdient.

In Arimino war einmal ein Kaufmann, der an Geld und Gütern überflüssig reich war und dabei eine sehr liebenswürdige Frau hatte. Auf diese ward er im höchsten Grad eifersüchtig und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er sie sehr liebte und sie für sehr liebenswürdig hielt, und weil er sahe, daß sie sich alle mögliche Mühe gab, ihm zu gefallen. Deswegen meinte er, ein jeder Mensch müßte sie ebenso liebenswürdig finden, und sie gäbe sich gleichfalls Mühe, einem Jeden ebenso sehr zu gefallen, als ihm: ein Gedanke, der nur einem verkehrten und wenig gebildeten Menschen einfallen konnte. Seine Eifersucht verleitete ihn, sie so strenge zu bewachen, daß mancher Missethäter, der zum Tode verurtheilt ist, von seinem Kerkermeister nicht so strenge gehalten wird. Nicht genug, daß er ihr nicht erlaubte, zu irgend einer Hochzeit oder Feierlichkeit, oder auch nur in die Kirche zu gehen; sondern sie durfte sich auch unter keiner Bedingung weder am Fenster, noch an der Thüre zeigen, um auf die Straße hinaus zu sehen, so daß sie ein höchst unerträgliches Leben führte; und dieses empfand sie um desto schmerzlicher, je weniger sie es verdient hatte. Da sie nun unschuldigerweise so Vieles von ihrem Manne dulden mußte, so beschloß sie endlich, zu ihrer eigenen Genugthuung (wenn es möglich wäre), diese strenge Behandlung zu verdienen. Weil sie keine Gelegenheit hatte, sich am Fenster zu zeigen und irgend einem Vorbeigehenden durch Blicke Aufmunterung zu geben, so machte sie einen Anschlag auf einen hübschen artigen Jüngling, von welchem sie wußte, daß er in dem Hause neben dem ihrigen wohnte, und sie beschloß zu versuchen, ob nicht irgendwo ein Loch in der Mauer wäre, wo sie die Gelegenheit erspähen könnte, mit dem jungen Manne zu sprechen, ihm ihre Liebe anzutragen, die Mittel zu einer Zusammenkunft mit ihm zu verabreden, und sich mit ihm die trüben Stunden so lange zu vertreiben, bis der Eifersuchtsteufel von ihrem Manne ausführe. Indem sie nun, so oft ihr Mann nicht zu Hause war, bald hier, bald dort die Mauer des Hauses untersuchte, fand sie endlich an einem ziemlich verborgenen Orte einen kleinen Riß in der Mauer, durch welchen sie zwar nichts deutlich sehen, aber doch so viel bemerken konnte, daß er in eine Kammer des benachbarten

Hauses ausging. Sie wünschte nunmehro nichts sehnlicher, als daß diese die Kammer des Filippo, ihres jungen Nachbarn, sein möchte, und sie gab deswegen einer Magd, welche ihren Zustand bemitleidete, den Auftrag, sich darnach zu erkundigen. Zu ihrer großen Freude erfuhr sie auch, daß es wirklich seine Schlafkammer war und daß er allein daselbst schlief. Von nun an besuchte sie die Spalte, so oft sie konnte, und wie sie einst merkte, daß der junge Mann in seiner Kammer war, ließ sie Steinchen, Strohhalme und allerlei andere Sachen durch die Ritze in sein Zimmer fallen, bis sie seine Aufmerksamkeit erregte und der Jüngling sich näherte, um zu sehen, was es zu bedeuten hätte. Jetzt rief sie ihn leise und er antwortete ihr. Sie entdeckte ihm mit wenigen Worten ihr ganzes Herz und der Jüngling war so froh darüber, daß er von seiner Seite alles beitrug, um die Spalte unvermerkt zu erweitern, so daß sie bequemer mit einander sprechen und sich auch die Hände geben konnten. Weiter konnten sie es jedoch wegen der unermüdeten Wachsamkeit des Eifersüchtigen nicht bringen.

Wie das Weihnachtsfest heran kam, sagte die Frau zu ihrem Manne, wenn er nichts dawider hätte, so wünschte sie am ersten Feiertage zur Frühmette in die Kirche zur Beichte und Communion zu gehen, wie andere gute Christen thäten.

„Was hast Du gesündigt, daß Du beichten willst?" fragte der Mann.

„Glaubst Du denn, daß ich eine Heilige geworden bin, weil Du mich so einschließest? (erwiederte die Frau). Du kannst wohl denken, daß ich Sünden begehe, sowohl als andere sterbliche Menschen, aber Dir will ich sie nicht bekennen, denn Du bist kein Priester."

Diese Worte waren ein neuer Zunder für den Verdacht des Eifersüchtigen; er nahm sich vor, zu wissen, welche Sünden seine Frau begangen hätte und besann sich auch schnell auf ein Mittel dazu. Er antwortete demnach seiner Frau: er wäre es zufrieden; allein er verlangte, daß sie in keine andere Kirche gehen sollte, als in ihre eigene Kapelle, wohin sie sich früh morgens begeben könnte; auch sollte sie entweder bei ihrem Kapellan beichten, oder bei Demjenigen, den ihr dieser anweisen würde, und bei keinem andern, und alsdann gleich wieder zu Hause kommen.

Die Frau glaubte seine Absicht schon halb errathen zu haben; doch ließ sie sich nichts merken, sondern versprach blos, zu thun, was ihr Mann ihr sagte. Wie der Christtag kam, stand sie des Morgens früh in der ersten Dämmerung auf, kleidete sich an und ging in die Kirche, welche ihr Mann

ihr angewiesen hatte. Der Eifersüchtige war nicht minder früh bei der Hand und hatte sich schon vor seiner Frau nach eben derselben Kirche begeben. Mit dem Priester hatte er schon alles verabredet, was zu seiner Absicht diente; er zog einen Chorrock an, setzte eine große Kaputze mit Backenklappen auf, wie die Priester zu tragen pflegen, zog sie tief in's Gesicht und nahm Platz im Chor. Wie die Frau in die Kirche kam, fragte sie nach dem Kaplan. Dieser erschien, und wie sie ihm sagte, daß sie beichten wollte, entschuldigte er sich, daß er zwar selbst nicht Zeit hätte, ihre Beichte zu hören, doch versprach er, ihr einen seiner Amtsbrüder zu schicken. Er ging darauf hin und schickte den Eifersüchtigen zu seinem bösen Stündlein her. Dieser kam bedächtlich einhergeschritten; allein ob es gleich noch nicht hell war und er seine Kaputze so tief als möglich in die Augen gerückt hatte, so erkannte ihn doch seine Frau auf den ersten Blick. „Nun Gott Lob! (dachte sie bei sich) mein Eifersüchtiger ist aus einem Kerkermeister zum Priester geworden; aber laßt ihn nur machen; er soll bei mir finden, was er sucht.“ Sie that demnach, als ob sie nichts merkte, und kniete vor ihm nieder. Der Eifersüchtige hatte ein Paar Kieselsteine in den Mund genommen, um seine Stimme vor seiner Frau zu verstellen, und glaubte überhaupt, sich so vermummt zu haben, daß Niemand ihn erkennen könnte. Die Frau begann ihre Beichte und nachdem sie vorläufig gesagt hatte, daß sie verheiratet wäre, gestand sie, sie wäre sehr verliebt in einen Priester, und er schliefe alle Nächte bei ihr.

Bei diesem Geständnisse ward dem Eifersüchtigen zu Muth, als wenn ihm ein Dolch in's Herz gestoßen würde, und wenn er nicht begierig gewesen wäre, mehr zu erfahren, so wäre er mitten in der Beichte davon gelaufen. Er hielt indessen Stich, und fragte: „Schläft denn nicht Euer Mann bei Euch?“

„Ei freilich, ehrwürdiger Herr,“ sprach die Frau.

„Wie kann denn auch der Priester bei Euch schlafen?“ fragte der verkappte Beichtvater.

„Ach mein Herr (versetzte sie)! Ich weiß nicht welche Kunst er besitzt; aber es ist keine Thüre in unserm Hause so fest verschlossen, die sich ihm nicht öffnet, sobald er sie nur berührt; und er hat mir auch gesagt, daß er gewisse Worte spricht, ehe er in meine Kammer kömmt, welche meinen Mann augenblicklich einschläfern, und so bald er merkt, daß dieser schläft, öffnet er die

Thüre, und kömmt herein und bleibt bei mir; und dies schlägt ihm niemals fehl."

„Madonna, das ist sehr übel gethan (sprach der Eifersüchtige) und Ihr müßt es bei Leibe nicht mehr thun."

„Ach Ehrwürdiger (versetzte die Frau)! Ich glaube nicht, daß ich es unterlassen kann; denn ich liebe ihn gar zu sehr."

„Dann kann ich Euch nicht lossprechen", antwortete ihr Mann.

„Das ist mir leid (versetzte die Frau); allein ich bin nicht hergekommen, um Euch vorzulügen; wenn ich glaubte, daß ich es lassen könnte, so würde ich's Euch sagen."

„Es ist mir wahrlich leid um Euch (sprach der Eifersüchtige), weil ich voraussehe, daß Ihr auf diese Weise Eure Seele in's Verderben stürzet. Ich will inzwischen, Euch zu Liebe, besonders für Euch beten; vielleicht wird Euch das helfen. Ich will deswegen meinen Chorknaben bisweilen zu Euch schicken, und Ihr könnt ihm sagen, ob mein Gebet Euch geholfen habe, oder nicht. Hilft es, so will ich damit fortfahren."

„Thut das ja nicht, ehrwürdiger Herr (sprach sie), daß Ihr mir Jemand in's Haus schickt. Mein Mann ist gar zu eifersüchtig, und wenn er's erführe, so würde alle Welt ihm den Verdacht nicht aus dem Kopfe bringen, daß der Mensch um unerlaubter Dinge willen zu mir käme, und dann hätt' ich in Jahr und Tag keinen Frieden vor ihm."

„Seid davor nicht bange (sprach der Eifersüchtige). Ich will es schon so einrichten, daß Ihr nie ein Wort von ihm deswegen hören sollt."

„Wenn das ist, so bin ich's zufrieden," sprach die Frau. Sie beschloß hierauf ihre Beichte, empfing die Lossprechung, stand auf, und ging in die Messe.

Der Eifersüchtige keuchte vor Bosheit; er legte seine Priesterkleider ab, und ging nach Hause, voll Begierde, den Priester bei seiner Frau zu ertappen, und ihnen Beiden übel mit zu spielen.

Wie die Frau aus der Kirche kam, merkte sie bald an der Miene ihres Mannes, daß sie ihm einen bösen Christtag verschafft hatte; er suchte jedoch so viel als möglich, sich nicht merken zu lassen, was er gethan hatte, und was er meinte erfahren zu haben. Da er nun beschlossen hatte, die folgende Nacht bei der Hausthüre aufzupassen, ob der Priester kommen würde, so sagte er zu seiner Frau: „Ich werde heute den Abend und die Nacht an einem andern Orte zubringen. Sieh zu, daß Du die Hausthüre, die Treppen-

thüre und die Kammerthüre gut verschließest, und geh zu Bette, wenn es Zeit ist."

„Sehr wohl!" sprach die Frau, und ging, so bald sie Zeit fand, zu ihrer Mauerspalte. Auf ein gegebenes Zeichen stellte sich Filippo den Augenblick an seiner Seite ein. Sie erzählte ihm, was sie des Morgens gethan, und was ihr Mann ihr nach der Mahlzeit gesagt hatte. „Ich bin versichert (sprach sie), daß er nicht aus dem Hause gehen, sondern an der Thüre die Nachtwache halten wird. Suche demnach Mittel zu finden, über das Dach zu mir in's Haus zu kommen."

„Madonna, laßt mich nur machen", sprach der Jüngling, und war voller Freuden.

Wie der Abend kam, nahm der Eifersüchtige seinen Degen und verbarg sich heimlich in einem Kämmerchen im Erdgeschosse, dicht neben der Hausthüre. Die Frau vergaß nicht, alle Thüren zu verschließen; vor allen Dingen aber die Treppenthüre, damit ihr Eifersüchtiger nicht zu ihr herauf kommen könnte. Zu gelegener Zeit kam der junge Nachbar still und vorsichtig durch das Dachfenster zu ihr herunter, und beide genossen eine fröhliche Nacht, indeß dem Eifersüchtigen, der nichts zu Abend gegessen hatte, vor Hunger, Frost und Verdruß die Zähne klappten. Er blieb fast die ganze Nacht hindurch wach und unter den Waffen, und wartete auf den Priester. Wie schon der Morgen dämmerte, legte er sich endlich in dem Kämmerchen nieder, und schlief bis zur Stunde des Frühstücks. So bald die Hausthüre offen war, stand er auf, und stellte sich, als ob er erst eben zu Hause käme, ging hinauf in seine Zimmer, und frühstückte. Bald nachher schickte er einen Knaben zu seiner Frau, der sich für den Chorknaben des Priesters, bei dem sie gebeichtet hätte, ausgeben, und sich erkundigen mußte, ob der Bewußte wieder bei ihr gewesen wäre.

Die Frau kannte den Abgesandten recht gut, und gab ihm zur Antwort: der Bewußte sei in der vorigen Nacht nicht gekommen, und wenn er noch öfter ausbliebe, so wäre es möglich (so leid ihr das auch sein würde), daß sie ihn gar vergäße.

Kurz, der Eifersüchtige fuhr noch einige Nächte fort, an der Thüre zu warten, um den Priester zu ertappen, und die Frau versäumte unterdessen nicht, sich mit ihrem Liebhaber gütlich zu thun. Endlich konnte der Eifersüchtige sich nicht länger halten, und fragte mit zorniger Miene seine Frau, was sie dem Priester an jenem Morgen in der Beichte gesagt hätte.

Sie gab zur Antwort: sie würde es ihm nicht sagen, weil es weder ehrbar, noch geziemend wäre, es ihn wissen zu lassen.

„Gottloses Weib (fuhr er sie an)! Ich weiß, Trotz Dir, was Du ihm gebeichtet hast, und nun will ich durchaus wissen, wer der Priester ist, in den Du Dich vergafft hast, und der durch seine Zauberei alle Nächte bei Dir schläft. Gestehe mir's, oder ich zerschneide Dir jede Ader am Leibe."

Die Frau antwortete: es wäre nicht wahr, daß sie einen Priester liebte.

„Was? (sprach der Mann) Hast Du ihm nicht so und so alles gesagt, wie Du ihm beichtetest?"

„Das konnte er Dir nur immer wieder erzählen (versetzte die Frau), und Du könntest es meinetwegen gerne selbst mit angehört haben. Freilich habe ich ihm das alles gesagt."

„Wohlan, so sage mir, wer dieser Priester ist, und sage es bald," sprach der Eifersüchtige.

Die Frau lachte, und gab ihm zur Antwort: „Es macht mir nicht wenig Spaß, daß ein kluger Mann sich von einem einfältigen Weibe bei der Nase führen läßt, wie ein Schaf zur Schlachtbank. Aber Du bist freilich nicht recht klug, und warest es nie, von dem Tage an, da Du Dich von dem verdammten Geiste der Eifersucht bethören ließest, ohne selbst zu wissen warum; und je thörichter und einfältiger Du Dich bewiesen hast, um desto weniger Ehre macht es mir, Dich überlistet zu haben. Meinst Du denn, mein Herr und Gemahl, daß ich an den Augen des Leibes so blind bin, wie Du an den Augen des Verstandes? Nein, das bin ich wahrlich nicht! Ich sah und wußte wohl, wer der Priester war, dem ich beichtete, und das warest Du selbst. Ich nahm mir aber vor, Dir zu geben, was Du haben wolltest, und ich gab es Dir. Wärest Du gescheidt gewesen, wie Du Dich dünkst, so hättest Du freilich nicht auf solche Art gesucht, hinter die Geheimnisse Deines guten Weibes zu kommen; Du hättest auch wohl, ohne Dir eitle und nichtige Grillen in den Kopf zu setzen, einsehen können, daß ich Dir die reine Wahrheit bekannte, ohne jedoch das Geringste wider Dich gesündigt zu haben. Ich sagte Dir, ich liebte einen Priester: Und hattest denn Du, den ich mehr liebe, als Du es verdienest, Dich nicht in einen Priester umgeschaffen? Ich sagte Dir, keine Thüre in meinem Hause könnte ihm den Weg versperren: Und welche Thüre hat Dich denn jemals zurückhalten können, wenn Du zu mir kommen wolltest? Ich

sagte, der Priester schliefe alle Nächte bei mir: Und welche Nacht hattest Du nicht bei mir geschlafen? So oft Du hernach Deinen Burschen zu mir sandtest, so manche Nacht bist Du nicht bei mir gewesen, wie Du selbst weißt; und eben so oft ließ ich Dir sagen, der Bewußte wäre ausgeblieben. Welcher Thor, außer Dir, der Du Dich von der Eifersucht hast verblenden lassen, hätte das alles nicht eingesehen? Ueberdies bist Du zu Hause geblieben, und hast an der Thüre Schildwacht gehalten, und mir glaubtest Du weiß zu machen, Du hättest anderswo zu Nacht gegessen und geschlafen. Bessere Dich doch endlich, und werde wieder ein Mann, wie Du gewesen bist, und mache Dich nicht zum Spott bei denen, die Dich kennen, wie ich Dich kenne, und laß diese finstere Miene fahren. Denn ich schwöre Dir bei Gott, wenn ich Dich zum Hörnerträger machen wollte, und Du hättest hundert Augen statt Deiner zwei, so würde ich wissen, meinen Willen durchzusetzen, ohne daß Du etwas davon gewahr würdest."

Der Eifersüchtige, welcher meinte, das Geheimniß seiner Frau so schlau ausgekundschaftet zu haben, merkte nun, daß sie ihn zum Besten gehabt hatte. Er erwiederte ihr kein Wort, und von der Stunde an hielt er sie für das beste und keuscheste Weib, und entsagte seiner Eifersucht in dem Augenblicke, da sie gegründet gewesen wäre, nachdem er sich ihr zur Unzeit überlassen hatte, so lange es nicht nöthig war. Das schlaue Weib hatte von der Zeit an fast freie Hand, sich ihrem Vergnügen zu überlassen, und sie brauchte nun nicht mehr ihren Liebhaber über die Dächer kommen zu lassen, wie die Katzen, sondern er konnte frei zur Thüre eingehen. Man sagt ihr nach, daß sie die Gelegenheit nicht immer ungenützt ließ, aber sich klug und vorsichtig dabei zu benehmen wußte."

Sechste Erzählung.

Madonna Isabella erhält einen unvermutheten Besuch von Herrn Lambertuccio, indem sie eben ihren Liebhaber Leonetto bei sich hat. Bald darauf kommt auch ihr Gemahl zu Hause. Lambertuccio muß ihm mit gezücktem Dolche entgegenlaufen und davon reiten, und ihr Gemahl begleitet den Leonetto nach Hause,

Fiammetta's Erzählung hatte jedermann außerordentlich gefallen, und alle erklärten, die junge Frau hätte so gehandelt, wie es ihr unver-

nünftiger Mann verdiente. Hierauf ward Pampinea von dem Könige aufgefordert.

„Es gibt einige Leute (sprach sie), welche behaupten, die Liebe raube den Menschen den Verstand, und mache die Verliebten fast zu Narren. Dies scheint mir eine thörichte Meinung zu sein, wie aus demjenigen schon genugsam erhellt, was bereits ist gesagt worden, uud ich hoffe, es noch weiter zu beweisen.

In unserer Stadt, die an allen guten Dingen einen Ueberfluß hat, war eine junge, artige, und sehr schöne Dame, die Gemahlin eines edlen nnd wackern Rittersmannes. So wie man jedoch häufig findet, daß der Mensch sich nicht immer mit einerlei Speise begnügen kann, sondern bisweilen Veränderung liebt, so ward auch diese Dame ihres Gemahls überdrüssig, und verliebte sich in einen Jüngling, Namens Leonetto, der zwar von keiner vornehmen Herkunft, aber sehr artig und liebenswürdig war, und die Dame nicht weniger liebte. Da nun (wie Ihr wohl wißt) dasjenige, was von beiden Seiten gewünscht wird, selten unerfüllt bleibt, so währte es nicht lange, bis sie das Ziel ihrer Wünsche erreichten.

Die große Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Dame reizte indessen auch einen gewissen Rittersmann, Namens Lambertuccio, sich in sie zu verlieben; weil er ihr aber durchaus zuwieder und unausstehlich war, so konnte sie sich um alles in der Welt nicht überwinden, ihm geneigt zu werden. Nachdem er sie jedoch lange umsonst mit seinen Zudringlichkeiten verfolgt hatte, ließ er ihr endlich, als ein trotziger und mächtiger Mann drohen, sie zu beleidigen und zu beschimpfen, wenn sie ihm nicht Gehör gäbe. Da sie sein trotziges Wesen kannte, so ließ sie sich dadurch in Schrecken jagen, und ließ sich bewegen, seine Besuche anzunehmen.

Einmal, wie diese Dame, die sich Madonna Isabella nannte, die Sommermonate gewöhnlichermaßen anf dem Lande auf einem ihrer schönen Güter zubrachte, traf es sich, daß ihr Gemahl früh morgens ausritt, um sich einige Tage an einem andern Orte aufzuhalten. Sie ließ demnach ihren Leonetto kommen; der sich auch den Augenblick fröhlich einstellte. Messer Lambertuccio, welcher vernommen hatte, daß ihr Gemahl abwesend wäre, setzte sich indessen gleichfalls zu Pferde, ritt ohne Begleitung nach ihrem Schlosse, und klopfte an. Das Kammermädchen eilte, ihrer Frau, die mit Leonetto in ihrer Kammer war, Nachricht zu geben, daß Herr Lambertuccio da wäre. Seine Ankunft war zwar Frau Isa-

bella äußerst verdrießlich; weil sie sich aber vor ihm fürchten mußte, so bat sie den Leonetto, sich so lange hinter den Bett-Vorhängen zu verstecken, bis Lambertuccio sich wieder entfernte. Leonetto, der sich eben so sehr vor ihm fürchtete, wie die Dame, war froh, sich zu verstecken, worauf die Dame ihrem Mädchen befahl, den Herrn Lambertuccio einzulassen. Er stieg also im Hofe ab, band seinen Gaul an den Thorflügel und ging hinauf. Die Dame nahm eine vergnügte Miene an, empfing ihn oben an der Treppe mit so freundlichen Worten, als sie nur konnte, und fragte, was ihm beliebte.

Er umarmte und küßte sie, und sagte: „Ich hörte, daß Euer Gemahl nicht zu Hause wäre, meine Geliebte; darum bin ich gekommen, Euch ein wenig Gesellschaft zu leisten.“ Mit diesen Worten gingen sie zusammen in die Kammer, verschlossen die Thüre, und Messer Lambertuccio ließ sich's wohl bei seiner Dame sein. Plötzlich aber, und wider alle Vermuthung kam indessen ihr Gemahl zurück. So bald ihn die Zofe in der Nähe des Schlosses erblickte, eilte sie nach der Kammer ihrer Frau, und sagte: „Madonna, unser Herr ist zurückgekommen, und ich glaube, er ist schon unten im Hofe.“

Die Dame, welche zwei Liebhaber im Hause hatte, und wußte, daß sie den Ritter nicht verbergen konnte, weil sein Gaul im Hofe stand, empfand einen tödtlichen Schreck über diese Nachricht. Sie sprang indessen geschwind auf, nahm auf der Stelle ihre Maßregeln, und sagte zu Messer Lambertuccio: „Messere! wenn Ihr einige Liebe für mich habt, und mir das Leben retten wollt, so befolget genau, was ich Euch sage: Zieht Euren Dolch, gebt Euch eine aufgebrachte Miene, lauft eilends die Treppe hinunter, und sprecht weiter nichts, als: „Beim Himmel, ich will ihn wohl anderswo zu finden wissen!“ und wenn mein Gemahl Euch aufhalten, oder etwas fragen wollte, so antwortet ihm nichts, sondern schwingt Euch auf's Pferd, und reitet unverweilt davon.“

Lambertuccio gehorchte, zog seinen Dolch, und da ihn die Ankunft des Ehemanns verdrießlich genug machte, und ihm auch noch aus andern Ursachen das Blut in's Gesicht gestiegen sein mochte, so erfüllte er die Absicht der Dame nach ihrem Wunsche. Ihr Gemahl war schon abgestiegen, und hatte sich verwundert, den Gaul im Hofe zu finden; und er war eben im Begriffe, die Treppe hinauf zu gehen, wie ihm Lambertuccio entgegen kam. Er war erstaunt über seine Worte und Miene, und fragte: „Was

soll das bedeuten, Herr Lambertuccio?" Aber Lambertuccio hatte schon den Fuß im Bügel, schwang sich auf, und sagte, indem er davon sprengte, nichts weiter als: „Ich will ihn, bei Gott! wohl anderswo finden."

Wie der Rittersmann hinauf kam, fand er seine Gemahlin fast athemlos vor Schrecken oben an der Treppe. „Was hat das zu bedeuten (sprach er), daß Lambertuccio solche wüthende Drohungen ausstößt?"

Die Dame antwortete ihm (indem sie sich der Kammerthüre nahete, damit Leonetto ihre Worte hören könnte): „Ach mein Lieber! Ich war in meinem Leben noch nicht so erschrocken. Ein junger Mensch, den ich nicht kenne, und den Messer Lambertuccio mit gezücktem Dolche verfolgte, hat sich eben hier in's Haus geflüchtet. Zufälligerweise fand er diese Kammerthüre offen, und flehte mit bebender Simme: „Madonna, steht mir um Gotteswillen bei, daß man mich nicht vor Euren Augen umbringt." Ich stand auf, und wollte ihn fragen, wer er wäre und was ihm fehlte; da kam Herr Lambertuccio ihm auf dem Fuße nach, und rief: „Wo bist Du, Nichtswürdiger?" Ich stellte mich ihm an der Kammerthüre entgegen, und hielt ihn ab, daß er nicht hinein ginge; und er hatte doch noch so viel Rücksicht, wie er sahe, daß ich ihn nicht einlassen wollte, daß er sich nach einigem Wortwechsel wieder entfernte, wie Du wohl gesehen hast."

„Du hast wohl gethan, meine Liebe (sprach der Mann). Es wäre Schande für uns gewesen, wenn Jemand in unserm Hause wäre erschlagen worden, und es war sehr unbescheiden von Lambertuccio, Jemand zu verfolgen, der zu uns seine Zuflucht genommen hatte."

Er fragte hierauf nach dem Jüngling; und sie antwortete: „Ich weiß nicht, wo er sich mag versteckt haben."

„Wo bist Du? (rief der Ritter) Komm jetzt nur getrost her."

Leonetto, der alles gehört hatte, kam zitternd zum Vorschein; denn ihm war in der That Angst genug geworden. Der Ritter fragte ihn: „Was für Händel hast Du mit Lambertuccio gehabt?"

„Keine in der Welt, gestrenger Herr (antwortete der Jüngling). Ich glaube vielmehr, er muß entweder nicht recht bei Sinnen sein oder er muß mich für einen andern gehalten haben. Denn so wie er mich hier nicht weit von Eurem Schlosse nur gewahr ward, zog er gleich seinen Dolch und sagte: „Nichtswürdiger, Du bist des Todes!" Ich fragte nicht lange, warum; sondern floh, so schnell ich konnte, hier herein, wo mir Gottes Gnade und diese edle Frau das Leben gerettet haben."

„Sei nur nicht mehr bange (sprach der Schloßherr). Ich will Dich sicher und gesund nach Deinem Hause schaffen, und dann magst Du selbst Deine Sache weiter mit ihm ausmachen.“

Er behielt ihn hierauf bei sich zum Abendessen, ließ ihm ein Pferd satteln und begleitete ihn nach der Stadt und nach Hause. Hier ging der Jüngling (wie ihm die Dame empfohlen hatte) noch denselben Abend zum Lambertuccio, und sagte ihm so viel, als er zu wissen nöthig hatte, um dem Handel (von welchem noch viel gesprochen ward) einen solchen Anstrich zu geben, daß der Rittersmann nie etwas von dem Streiche erfuhr, den ihm seine Gemahlin gespielt hatte.“

Siebente Erzählung.

Lodovico macht Frau Beatrice eine Liebeserklärung. Sie schickt ihren Mann in ihrer Kleidung in den Garten, und läßt den Lodovico unterdessen seinen Platz einnehmen; welcher hernach aufsteht und den Gemahl im Garten abprügelt.

Madonna Isabella's schnelle Erfindung ward von Jedermann in der Gesellschaft als ein kleines Wunderwerk betrachtet. Doch Filomena, welcher der König aufgetragen hatte, Pampinea zu folgen, sagte: Ich will Euch, meine lieben Mädchen, den Augenblick ein Gegenstück dazu liefern, das (wenn ich mich nicht irre) nicht weniger artig ist.

„In Paris war einmal ein florentinischer Edelmann, den seine zerrütteten Umstände gezwungen hatten, ein Kaufmann zu werden, und das Glück war ihm bei seinen Geschäften so günstig gewesen, daß er ein sehr reicher Mann geworden war. Er hatte mit seiner Frau nur einen einzigen Sohn, Namens Lodovico; weil er nun wünschte, daß dieser, seiner Geburt gemäß als ein Edelmann, und nicht als Kaufmann sollte erzogen werden, so hatte er ihn nie in eine Handlung geben wollen, sondern ihn mit andern jungen Edelknaben am Hofe des Königs von Frankreich Dienste nehmen lassen; woselbst er seine Sitten sehr vortheilhaft gebildet und viel Gutes gelernt hatte. Während dieser Zeit kamen einmal einige Edelleute, die eben von einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrten, in eine Gesellschaft junger Leute, bei welcher sich auch Lodovico befand; und indem sie von den schönen Frauen in Frankreich, England und andern Ländern sprachen, behauptete einer von ihnen, daß es auf dem weiten Rund

der Erde, unter allen Frauen, die er gesehen hätte, keine schönere gäbe, als Madonna Beatrice, die Gemahlin des Egano Galuzzi in Bologna. Eben dieses bestätigten auch alle seine Reisegefährten, die mit ihm in Bologna gewesen waren, einstimmig. Lodovico, der dieses hörte und noch nie geliebt hatte, ward durch diese Beschreibung so neugierig gemacht, sie zu sehen, daß er mit keinem andern Gedanken umging und es sich fest vornahm, nach Bologna zu reisen, um sie kennen zu lernen und daselbst zu bleiben, wenn sie ihm gefiele. Er gab demnach gegen seinen Vater vor, daß er nach dem heiligen Grabe wallfahrten wollte, und erhielt die Erlaubniß dazu nicht ohne viele Schwierigkeit. Unter dem angenommenen Namen Anichino kam er nach Bologna, und das Glück fügte es so, daß er schon am folgenden Tage bei einem öffentlichen Feste Beatrice zu sehen bekam, die er noch weit schöner fand, als er sie sich vorgestellt hatte, und sich deswegen vornahm, Bologna nicht zu verlassen, bis er ihre Liebe gewönne. Nachdem er sich lange über die Mittel bedacht hatte, seinem Endzweck näher zu kommen, däuchte ihn endlich das Beste zu sein, bei ihrem Gemahl Dienste zu nehmen, welcher eine sehr zahlreiche Dienerschaft unterhielt. Er verkaufte demnach seine Pferde und Sachen, brachte seine Leute gehörig unter und befahl ihnen, sich nie merken zu lassen, daß sie ihn kennten. Hierauf machte er Rechnung mit seinem Wirthe und entdeckte ihm, daß er wohl Lust hätte, bei einem guten Herrn in Dienste zu gehen.

Der Wirth gab ihm zur Antwort: „Du scheinst mir gerade der Mann zu sein, den ein gewisser Edelmann in dieser Stadt, Namens Egano, sich wohl wünschen würde. Er hält viele Diener, und sieht es gern, daß sie alle so manierlich in ihrem Betragen sind, wie Du bist: Ich will mit ihm davon sprechen."

Er hielt ihm auf der Stelle Wort und brachte es auch gleich bei der ersten Unterredung dahin, daß Egano den Anichino in seine Dienste nahm; welches diesem sehr erfreulich war. Wie er nun bei diesem angestellt ward und öftere Gelegenheit hatte, seine Gebieterin zu sehen, ließ er es sich angelegen sein, seinen Herrn so aufmerksam zu bedienen, daß er seine Liebe bald in einem solchen Grade gewann, daß er nichts ohne ihn vornahm, und ihm alle seine Angelegenheiten anvertrauete.

Einmal, wie Egano auf die Reigerbeize geritten, und Anichino zu Hause geblieben war, setzte sich Beatrice (die zwar von seiner Liebe noch nichts ahnete, aber an seinen Manieren vielen Gefallen fand, und ihm des-

wegen sehr gut war) mit ihm zum Schachspiel, und Anichino, um ihr Vergnügen zu machen, wußte es sehr geschickt so einzurichten, daß sie gewann; worüber sie große Freude hatte. Während des Spieles hatten sich die weiblichen Bedienten eine nach der andern entfernt; und so bald sie Beide allein waren, holte Anichino einen tiefen Seufzer.

„Was ist Dir, Anichino (fragte Beatrice traulich). Ist es Dir so leid, daß ich Dir abgewinne?"

„Ach Madonna! (antwortete Anichino) eine viel wichtigere Sache hat mir diesen Seufzer ausgepreßt."

„So sage sie mir, wenn Du mich lieb hast," versetzte Beatrice.

Ein noch tieferer Seufzer, als der erste, entfuhr dem Anichino, wie er die Worte: wenn Du mich lieb hast, von Derjenigen hörte, die er über Alles liebte. Beatrice bat ihn deswegen nochmals, ihr zu sagen, worüber er seufzte.

„Madonna (erwiederte Anichino), ich fürchte, Ihr würdet mir zürnen, wenn ich es Euch sagte, und ich muß besorgen, daß Ihr es einer andern Person wieder sagen würdet."

„Ich verspreche Dir (versetzte sie), daß ich es nicht übel nehmen will, und Du kannst versichert sein, daß ich ohne Deinen Willen von demjenigen, was Du mir entdeckest, nie einem Andern etwas wieder sagen werde."

„Wenn Das ist, so will ich es Euch gestehen" sprach Anichino und fast traten ihm die Thränen in die Augen, wie er ihr erzählte wer er wäre, was er von ihr gehört hätte, und wo und wie er verliebt in sie geworden wäre, und deswegen Dienste bei ihrem Gemahl genommen hätte. Zugleich bat er sie demüthig, Mitleiden mit ihm zu haben, und seiner eben so feurigen, als verschwiegenen Liebe Gehör zu geben (wenn es möglich wäre); oder wenn sie sich dazu nicht entschließen könnte, ihm wenigstens zu vergönnen, sie ferner in seinem bisherigen Verhältnisse zu verehren.

O Du ausbündige sanfte Wärme des Bolognesischen Blutes! wie liebenswürdig hast Du Dich immer in solchen Fällen ausgezeichnet! Nie konntest Du Dein Auge weiden an den Thränen, an den Seufzern der Liebenden; nie warest Du taub gegen zärtliche Bitten; sondern mit gütiger Herablassung kamst Du jederzeit den Wünschen der aufrichtigen Liebe entgegen: wäre ich nur im Stande, Dich nach Verdienst zu rühmen, so würde mein Mund nie von Deinem Lobe schweigen.

Das sanfte Weib verwandte keinen Blick von Anichino, indem er sprach, und da sie seinen Worten unbezweifelten Glauben beimaß, so wirkte die Liebe durch seine Bitten so mächtig auf ihr Herz, daß auch sie sich bewegt fühlte und mit mehr als einem Seufzer ihm zur Antwort gab: „Sei getrost, lieber Anichino! Mich haben zwar bisher weder Geschenke, noch Verheißungen, weder Bitten, noch Schmeicheleien, von Rittern und Herren, oder von andern Personen, zur Liebe reizen können, obwohl ich genug Anfechtungen von dieser Art gehabt habe; aber Du hast mich durch Deine Worte in diesen wenigen Augenblicken mehr zu der Deinigen gemacht, als ich mir selbst gehöre. Ich halte Dich meiner Liebe vollkommen werth und will sie Dir gewähren, und ich verspreche Dir, ehe die künftige Nacht zu Ende geht, Dich die Früchte derselben genießen zu lassen. Komm um Mitternacht in meine Kammer; Du wirst die Thüre offen finden. Tritt an meine Seite des Bettes, und wenn ich ja eingeschlummert wäre, so wecke mich nur mit einer leisen Berührung, und erwarte von mir den Lohn Deiner langen Sehnsucht."

Ein zärtlicher Kuß besiegelte ihr Versprechen und endigte die Unterredung. Anichino ging weg, um seine Geschäfte zu besorgen und erwartete mit zärtlicher Ungeduld die kommende Nacht. Egano kam von seiner Jagd zurück und weil er müde war, ging er bald nach dem Abendessen zu Bett und seine Gemahlin folgte ihm und ließ die Kammerthüre offen. Anichino kam um die bestimmte Zeit; trat leise in die Kammer und das Bett, und legte die Hand auf die Brust der Dame, die er noch wachend antraf. Sie faßte mit ihren beiden Händen die seinige und hielt ihn fest. Hierauf warf sie sich so lange im Bette hin und her, bis ihr Gemahl erwachte. Wie er wach war, sagte sie zu ihm: „Ich wollte Dich gestern Abend nicht im Gespräch aufhalten, weil ich glaubte, daß Du müde wärest. Aber sage mir doch jetzt, ich bitte Dich, wen hältst Du wohl unter allen Deinen Dienern für den treuesten, und für denjenigen, der Dir am meisten ergeben ist?"

„Was willst Du mit dieser Frage sagen, Frau? (sprach Egano). Weißt Du das nicht selbst? Ich glaube nicht, daß ich jemals einen treueren Bedienten gehabt habe oder noch habe, auf welchen ich mehr Vertrauen setzte oder ihn lieber hätte, als Anichino. Aber noch einmal, warum thust Du diese Frage?"

Wie Anichino fand, daß Egano wachte, und wie er hörte, daß von

ihm die Rede war, suchte er mehr als einmal, seine Hand wegzuziehen und sich zu entfernen, weil er fürchtete, die Dame wollte ihn verrathen; allein sie hielt ihn so fest, daß er sich nicht loswinden konnte. Sie antwortete ihrem Gemahl: „Ich glaubte ebenfalls, daß es sich so verhielte, wie Du sagst, und daß er Dir treuer wäre, als irgend ein anderer; allein er selbst hat mir die Augen geöffnet. Denn wie Du heute auf die Jagd geritten warest, blieb er zu Hause, und wie er glaubte, seine Gelegenheit wahrzunehmen, war er so unverschämt, mir einen Liebesantrag zu thun. Um mich der Mühe zu überheben, Dich davon weitläuftig zu überführen, stellte ich mich, als ob ich in sein Begehren willigte und versprach ihm, um Mitternacht in den Garten zu kommen und ihn unter dem Fichtenbaume zu erwarten. Du kannst wohl denken, daß ich nicht Lust habe, ihm Wort zu halten. Willst Du aber die Treue Deines Dieners auf die Probe stellen, so brauchst Du nur einen von meinen Röcken anzulegen, meinen Schleier über den Kopf zu werfen und ihn im Garten zu erwarten; ich glaube nicht, daß er ausbleiben wird."

„Das will ich doch wirklich sehen!" sprach Egano; stand auf, zog einen Unterrock seiner Frau an, hüllte sich in ihren Schleier und ging in den Garten, um unter dem Fichtenbaume auf Anichino zu warten. Kaum war er hinausgegangen, so verriegelte sein Weibchen die Thüre. Anichino, der die größeste Angst von der Welt ausgestanden; der sich immer aus den Händen der Dame loszuwinden gesucht, und hunderttausendmal sie, und seine Liebe, sich selbst, und seine Leichtgläubigkeit verwünscht hatte, war nunmehr außer sich vor Wunder und Wonne, und eilte in die Arme seiner schlauen Geliebten, die ihn mit den süßesten Freuden beglückte. Nachdem sie eine geraume Zeit zusammen zugebracht hatten, und die Dame glaubte, daß es für Anichino Zeit wäre, sich weg zu begeben, sagte sie zu ihm: „Jetzt, mein Lieber, versieh Dich mit einem tüchtigen Stocke, geh in den Garten, und stelle Dich, als wenn Du meinen Mann für mich hieltest, und mich mit Deinem Liebesantrage nur hättest in Versuchung führen wollen. Ueberhäufe ihn mit Vorwürfen und präge sie ihm ein mit dem Knüttel, es wird uns zu nicht geringem Nutzen und Vergnügen gereichen."

Anichino stand auf, nahm einen schwanken Weidenstock mit und ging in den Garten. Wie er sich dem Fichtenbaume näherte und Egano ihn gewahr ward, ging ihm dieser entgegen, als wenn er ihn mit Freuden empfangen wollte.

„Ehrvergessenes Weib! (schrie Anichino ihn an) Bist Du denn wirk-

lich gekommen, und hast geglaubt, daß es mir jemals einfallen könnte, diese Schandthat an meinem Herrn zu begehen? Aber warte, Du sollst mir tausendmal Dein böses Stündlein verfluchen, das Dich hergeführt hat." Damit erhob er seinen Stecken und fing an, dem Egano die Schultern damit zu messen. Kaum hörte dieser seine Worte und fühlte den Knüttel, so lief er, ohne einen Laut von sich zu geben, aus Leibeskräften davon. Anichino verfolgte ihn und rief noch immer: „Daß Dich der Himmel züchtige, Du lasterhaftes ehrloses Weib! Warte nur, ich will morgen Deinem Gemahl Deine Streiche erzählen."

Egano, der ein paar gute Hiebe davon getragen hatte, eilte nur, so geschwind als möglich in seine Kammer zurückzukommen, und seine Frau empfing ihn mit der Frage, ob Anichino sich eingestellt hätte.

„Ich wollte, daß er weggeblieben wäre (sprach Egano). Er hielt mich für Dich und hat mir mit einem Knüttel die Rippen weich gedroschen, und mir alle möglichen Schmähworte gesagt, die man einem niederträchtigen Weibe nur sagen kann. Es wunderte mich auch wahrlich, daß er Dir einen solchen Antrag sollte gethan haben, in der ernstlichen Absicht, mich zu beleidigen; aber Dein munteres und fröhliches Wesen hat ihn vermuthlich auf den Einfall gebracht, Dich in Versuchung zu führen."

„Gott sei Dank (sprach Beatrice), daß er mich nur mit Worten und Dich mit der That versucht hat! Er wird gewiß denken, daß ich die Worte geduldiger vertrage, als Du die Werke. Weil er Dir denn wirklich so treu ist, so müssen wir ihn lieb haben und in Ehren halten."

„Du hast Recht," sprach Egano, und glaubte von nun an, vollgültige Beweise empfangen zu haben, daß er die keuscheste Frau und den treuesten Diener hätte, deren sich jemals ein Biedermann erfreuen könnte. Er selbst scherzte hernach noch oft mit seiner Gemahlin und mit Anichino über diesen Auftritt, und diese gewannen dadurch mehr bequeme Gelegenheiten, als sie sonst vielleicht gefunden hätten, um ihre Wünsche zu befriedigen, so lange sich Anichino noch bei seinem Herrn in Bologna verweilte.

Achte Erzählung.

Arriguccio wird eifersüchtig auf seine Frau. Er wird gewahr, daß sie sich des Nachts einen Bindfaden an die große Zehe gebunden hat, mit welchem ihr Liebhaber ihr seine Ankunft zu erkennen gibt. Indem er diesen verfolgt, legt seine Frau ihre Magd an ihrer Statt ins Bett, wo ihr Mann sie prügelt und ihr das Haar abschneidet; und hierauf die Brüder seiner Frau herbeiruft. Diese finden aber seine Behauptung unwahr und machen ihn herunter.

Jedermann war der Meinung, Beatrice hätte ihrem Gemahl gar zu boshaft mitgespielt, und dem Anichino müßte sehr eng um das Herz geworden sein, wie die Dame ihn bei der Hand fest hielt und in seiner Gegenwart ihrem Manne erzählte, daß er sich um ihre Liebe beworben hätte.

Wie der König fand, daß Filomena geendigt hatte, sprach er zu Neifila: „Erzähle Du jetzt Deine Geschichte. Neifila lächelte und sagte: „Schöne Freundinnen, es wird mir zwar schwer werden, Euch mit einer so hübschen Erzählung zu vergnügen, wie diejenigen, die Ihr bisher gehört habt; doch hoffe ich mit Gottes Hülfe mich meiner Pflicht noch so ziemlich zu entledigen.

Wisset demnach, daß einst in unserer Stadt ein sehr reicher Kaufmann wohnte, Namens Arriguccio Berlinghieri, der sich thörichterweise einfallen ließ (was auch heutiges Tages die Kaufleute bisweilen zu thun pflegen), sich durch eine Frau adeln zu wollen, und deswegen ein junges adeliges Fräulein heiratete, das sich wenig für ihn paßte und Madonna Sismonda hieß. Weil er nun, wie die Kaufleute gewohnt sind, seiner Geschäfte wegen viel aus dem Hause ging und wenig bei ihr war, so verliebte sie sich unterdessen in einen jungen Cavalier, Namens Ruberto, welcher sie schon seit langer Zeit geliebt hatte. Wie sie nun mit ihm einverstanden war und vielleicht aus übergroßer Liebe ihr Verständniß nicht geheim genug hielt, so ward Arriguccio (er mochte nun wirklich etwas erfahren haben oder nicht) auf einmal zum eifersüchtigsten Menschen von der Welt, ging fast gar nicht mehr aus dem Hause und dachte auf nichts anders, als wie er seine Frau mit der größesten Sorgfalt bewachen wollte; ja, er konnte keinen Abend eher ruhig einschlafen, bis er sie vorher in's Bett hatte steigen gesehen. Der jungen Frau war dieses höchst peinlich, weil sie nunmehro ihren Ruberto auf keine Weise sprechen konnte. Nachdem sie lange Zeit hin und her gedacht hatte, auf welche Art sie wieder mit ihm zusammen

kommen könnte (warum er sie so oft flehentlich bitten ließ), so fiel ihr endlich ein (da ihr Schlafzimmer an der Straße lag und da sie bemerkt hatte, daß ihr Mann zwar erst spät einzuschlafen pflegte, daß er aber auch nachher so fest schlief, wie ein Stein), daß sie ihren Ruberto um Mitternacht an die Hausthüre bestellen, ihm die Thüre selbst öffnen und sich eine Zeit lang mit ihm unterhalten könnte, indeß ihr Mann schliefe. Und damit sie wissen könnte, wenn er käme, ohne daß jemand anders etwas davon merkte, so kam sie auf den Einfall, einen Bindfaden mit dem einen Ende bis auf die Straße hinunter zu lassen, und das andere Ende längs dem Fußboden bis an ihr Bette zu leiten und es unter der Decke an ihre große Fußzehe zu befestigen. Dem Ruberto that sie zu wissen, er sollte, wenn er käme, an dem Bindfaden ziehen; wenn ihr Mann schliefe, so würde sie den Faden gehen lassen; wenn er aber wachte, so würde sie ihn fest halten und an sich ziehen, damit er nicht unnützerweise warten möchte. Ruberto fand den Einfall sehr gut und pflegte oft den Versuch zu machen; da er denn bisweilen eingelassen ward, bisweilen wieder weggehen mußte. Endlich, nachdem sie dieses Kunststück oft wiederholt hatten, traf es sich einmal, daß Frau Sismonda eingeschlafen war, und daß Arriguccio, der noch wachte, ein Bein ausstreckte und von ungefähr den Bindfaden fühlte. Er streckte die Hand darnach aus und fand, daß der Faden an der Zehe seiner Frau befestigt war. „Dahinter steckt ein Schelmstück," dacht' er, und fand bei weiterer Untersuchung, daß der Bindfaden zum Fenster hinausging. Den Augenblick schnitt er behende das Ende, welches nach dem Bette ging, ab und knüpfte es an seine eigene Zehe, um zu erfahren, was es damit zu bedeuten hätte. Es währte auch nicht lange, so kam Ruberto und zog nach seiner Gewohnheit an dem Bindfaden. Arriguccio fühlte es, und weil er den Faden nicht recht fest gebunden hatte und Ruberto etwas stark zupfte, so ging diesem der Faden in die Hand und er hielt es für ein Zeichen, daß er warten sollte. Arriguccio stand geschwind auf, nahm seinen Degen und lief nach der Thüre, um zu sehen, wer da wäre, und um ihn übel zu empfangen. Arriguccio war, seines Kaufmannsstandes ungeachtet, ein tapferer Degen und ein rüstiger Mann. Wie er hinunter kam, mochte er wohl die Thüre nicht so leise geöffnet haben, wie seine Frau zu thun pflegte. Ruberto merkte demnach Unrath und nahm schnell die Flucht, und Arriguccio setzte ihm nach. Wie Ruberto schon eine gute Strecke gelaufen war und Arriguccio nicht abließ, ihn zu verfolgen, zog endlich jener, der ebenfalls

bewaffnet war, seinen Degen und bot ihm die Spitze, so daß es zwischen ihnen zum Gefechte kam.

Frau Sismonda war unterdessen erwacht, indem Arriguccio die Kammerthüre geöffnet hatte, und wie sie merkte, daß der Bindfaden von ihrer Zehe abgeschnitten war, zweifelte sie keinen Augenblick, daß ihr Kunststück entdeckt wäre. Wie sie vollends hörte, daß Arriguccio dem Ruberto nachlief, sprang sie schnell aus dem Bette, und da sie leicht errathen konnte, was weiter die Folge sein würde, so rief sie ihre Magd, die um ihr ganzes Geheimniß wußte, und beredete sie mit vielen Bitten, sich an ihrer Statt in's Bett zu legen und sich ja nicht zu erkennen zu geben, sondern die Schläge, die ihr Mann ihr geben würde, geduldig hinzunehmen; wofür sie ihr versprach, sie so reichlich zu belohnen, daß sie nicht Ursache haben sollte, sich zu beklagen. Hierauf löschte sie das Licht in der Kammer aus und verbarg sich in einem Winkel, um den Ausgang abzuwarten.

Ueber dem Scharmützel zwischen Arriguccio und Ruberto kamen inzwischen die Nachbaren zu Gange und fingen an, über den Lärm zu schelten. Arriguccio, der nicht gern erkannt sein wollte, ließ deswegen von seinem Gegner ab, ehe er noch hatte erfahren können, wer er wäre, und ohne ihn beschädigt zu haben, und ging zornig und unmuthig wieder nach Hause. „Wo bist Du, schändliches Weib?" rief er, wie er in das finstere Zimmer trat; „Du hast wohl das Licht ausgelöscht, damit ich Dich nicht finden sollte; allein Du betrügst Dich." Mit diesen Worten ging er an das Bett, wo er seine Frau zu finden meinte, und machte sich an die Magd, die er mit Händen und Füßen dermaßen bearbeitete, daß er ihr das Gesicht blutrünstig und den ganzen Leib voll Brauschen und Beulen schlug. Endlich schor er ihr alles Haar vom Kopfe und belegte sie dabei mit allen erdenklichen Schimpfnamen. Die arme Magd heulte erbärmlich (und hatte wahrlich auch Ursache dazu); allein obwohl sie sich nicht enthalten konnte, bisweilen zu wehklagen und um Barmherzigkeit zu bitten, so geschah es doch vor Thränen und Schluchzen mit so gebrochener Stimme, und Arriguccio war zugleich von seiner Wuth so betäubt, daß er nicht unterscheiden konnte, ob er seine Frau oder eine andere unter seinen Händen hätte. Wie er sie nach Herzenslust durchgeprügelt und beschoren hatte, sprach er: „Ich will nicht länger Hand an Dich legen, schändliches Weib! sondern ich will Deine Brüder holen und will ihnen Deine treffliche Aufführung erzählen. Sie mögen Dich hernach mitnehmen und mit Dir machen, was sie ihrer eigenen

Ehre am angemessensten halten. Hier im Hause sollst Du mir nimmermehr bleiben."

Mit diesen Worten eilte er aus der Kammer, schloß die Thüre zu und ging aus dem Hause. Sobald Frau Sismonda, die alles angehört hatte, merkte, daß ihr Mann fortgegangen war, öffnete sie die Kammer, zündete wieder Licht an, und fand ihre Magd ganz zerschlagen und in Thränen schwimmend. Sie tröstete sie nach bestem Vermögen und brachte sie nach ihrer Kammer, wo sie sie heimlich warten und verpflegen ließ, und sie hernach auf Arriguccio's Kosten reichlich belohnte. Sobald die Magd fortgeschafft war, machte sie das Bett wieder auf, als ob noch Niemand darin gelegen hätte, zündete die Glaslampe in der Halle an, kleidete sich völlig wieder, als ob sie noch nicht im Bett gewesen wäre, und setzte sich mit ihrem Nähzeuge im Saale ganz ruhig an ihre Arbeit, in der Erwartung, wie die Sache weiter ablaufen würde.

Arriguccio war ohne alle Begleitung, so schnell er konnte, zu seinen Schwägern geeilt, wo er so lange anklopfte, bis man ihm aufmachte. Seine Schwäger, deren drei waren, standen auf, wie sie seine Stimme hörten, ließen Licht bringen und gingen zu ihm, und fragten, was ihn so allein und um diese Stunde zu ihnen führte. Er erzählte ihnen Alles, was vorgefallen war, von dem Bindfaden an, den er an die Zehe seiner Frau geknüpft gefunden, bis zu demjenigen, was er hernach gesehen und gethan hätte, und um sie durch den Augenschein zu überführen, gab er ihnen das Haar in die Hände, das er ihr, wie er sagte, abgeschnitten hatte. Er beschloß mit der Bitte, sie möchten ihre Schwester abholen und mit ihr vornehmen, was ihre eigene Ehre ihnen geböte; indem er sie nicht einen Augenblick länger in seinem Hause behalten wollte.

Sismonda's Brüder entrüsteten sich gewaltig über Das, was sie hörten, und weil sie an der Wahrheit desselben nicht zweifelten, wurden sie gegen ihre Schwester so aufgebracht, daß sie unverzüglich Fackeln anzünden ließen und mit Arriguccio nach seinem Hause gingen, in der Absicht, eine schwere Rache an ihrer Schwester auszuüben. Ihre Mutter ließ sich nicht abhalten, mit ihnen zu gehen; sie zerfloß in Thränen und bat bald den einen, bald den andern ihrer Söhne, nicht sogleich Alles unbedingt zu glauben, bis sie selbst mehr von der Sache gesehen und gehört hätten; weil der Ehemann vielleicht aus anderen Bewegungsgründen einen Unwillen auf seine Frau könne geworfen und sie übel behandelt haben. Sie setzte hinzu, sie wäre um

desto mehr verwundert, dergleichen Dinge von ihrer Tochter zu hören, da sie ihre Gesinnungen kennte, sie selbst von Kindesbeinen an erzogen hätte und was dergleichen Reden mehr waren.

Wie sie nach Arriguccio's Hause kamen und die Treppe hinauf gingen, fragte Sismonda: „Wer kommt da?"

„Du sollst schon gewahr werden, wer kommt, Du Ehrvergessene!" sprach einer von ihren Brüdern.

„Hilf Himmel! was giebts denn?" sprach Sismonda, stand auf und ging ihren Brüdern entgegen und sagte: „Seid willkommen, meine Brüder; wie kommt Ihr alle drei um diese Stunde der Nacht zu mir?"

Die Brüder, die sie an ihrem Nähtische fanden, da ihnen doch Arriguccio erzählt hatte, daß er sie ganz zerprügelt hätte, stutzten und hielten ihren Zorn zurück, und fragten, wie es um Dasjenige stände, worüber sich Arriguccio beklagte; doch drohten sie ihr zugleich ernstlich mit ihrer Ahndung, wofern sie ihnen nicht die reine Wahrheit sagte.

„Ich begreife gar nicht, was Ihr von mir wissen wollt, oder weswegen Arriguccio sich über mich kann beklagt haben," versetzte Sismonda.

Arriguccio, der nicht anders wußte, als daß er ihr das Gesicht übel zerschlagen und zerkratzt hätte, stand und gaffte sie an, als wenn er närrisch geworden wäre, weil er nicht begreifen konnte, wie es zuginge, daß von dem allen keine Spur zu sehen war. Kurz, die Brüder sagten ihr Alles, was Arriguccio ihnen erzählt hatte, von dem Bindfaden, von den Prügeln und von Allem, was dazu gehörte.

„Himmel, was muß ich von Dir hören, Mann (rief Frau Sismonda)! Wie fällt es Dir ein, mich zu Deiner eigenen Schande als ein lasterhaftes Weib zu schildern, da ich es nicht bin, und Dich selbst als einen grausamen Wütherich, da Du es doch gleichfalls nicht bist? Wenn hast Du gestern Abend auch nur einen Fuß in Dein Haus gesetzt und noch weniger in meine Kammer? Oder wenn hättest Du mich geschlagen? Ich zum wenigsten weiß von dem Allen nichts."

„Was? (rief Arriguccio) Kannst Du es leugnen, treuloses Weib! daß wir zusammen zu Bette gegangen sind? Kam ich nicht wieder dahin zurück, nachdem ich Deinem Liebhaber nachgelaufen war? Und habe ich nicht, wie ich wieder kam, Dich geprügelt und Dir das Haar abgeschoren?"

„In diesem Hause (antwortete Sismonda) bist Du gestern Abend gewiß nicht zu Bette gegangen. Doch ich will dies beiseite setzen, weil ich

keinen andern Beweis darüber beibringen kann, als die wahren Worte, die ich spreche. Du sagst aber, Du habest mich geschlagen und mir das Haar abgeschnitten. Es ist nicht wahr, daß Du mich geschlagen hast. Laß Alle, die hier sind, mich betrachten, und sieh Du mich selbst an, ob ich ein Maal von Schlägen an meinem ganzen Leibe habe. Ich wollt es Dir auch wahrlich nicht rathen, Deine Hand an mich zu legen, wenn Du nicht wolltest, daß ich Dir die Augen auskratzen sollte. So viel ich weiß und mich besinne, hast Du mir auch das Haar nicht abgeschnitten; doch wer weiß, vielleicht hast Du es gethan, ohne daß ich es merkte. Laß doch sehen, ob Du es gethan hast, oder nicht." Mit diesen Worten nahm sie ihren Schleier ab, und zeigte ihren Haarwuchs voll und unversehrt.

„Was sagst Du dazu, Arriguccio? (sprachen jetzt die Brüder und die Mutter zu ihm.) Das stimmt nicht mit Demjenigen überein, was Du behauptetest gethan zu haben, und wir sehen nicht ein, wie Du Deine übrige Erzählung wahr machen willst."

Arriguccio wußte nicht, ob er träumte oder wachte. Er wollte weiter reden; allein der Muth entfiel ihm, wie er sahe, daß von Allem, was er glaubte, als Beweise aufzeigen zu können, gar nichts vorhanden war.

Jetzt nahm Sismonda das Wort: „Ich sehe wohl, meine Brüder (sprach sie), er hat mich zwingen wollen, zu thun, was ungerne von mir geschieht, daß ich Euch nämlich seinen bösen lasterhaften Wandel aufdecke; und ihm soll sein Wille geschehen. Ich glaube wirklich, daß ihm alles dasjenige widerfahren ist, was er Euch erzählt hat, und ich will Euch auch sagen wie: Dieser Ehrenmann, den Ihr mir zum Gemahl gegeben habt, will ein Kaufmann sein, und will Glauben bei den Leuten haben, und sollte folglich nüchterner leben als ein Einsiedler, und keuscher als eine Jungfrau. Allein es vergeht selten ein Abend, daß er sich nicht in den Weinhäusern betrinkt, und sich bald mit diesen, bald mit jenen lüderlichen Menschen herumtreibt, und ich muß bis nach Mitternacht und bisweilen bis an den lichten Morgen sitzen und auf ihn warten, wie Ihr jetzt eben gesehen habt. Gewiß hat er sich wieder, wie er tüchtig betrunken war, mit einer von seinen Buhlschwestern zu Bette gelegt, hat den Bindfaden an ihrem Fuße gefunden und darauf alle die Heldenthaten verübt, die er Euch erzählt hat; ist hernach wieder gekommen, hat sie tüchtig geprügelt und ihr das Haar abgeschnitten, und weil er noch nicht wieder recht nüchtern geworden war, so hat er ge-

glaubt, und glaubt vielleicht noch jetzt, daß er das Alles mir gethan habe. Seht ihm nur recht in's Gesicht, so werdet Ihr finden, daß er noch nicht vollkommen nüchtern ist. Er mag indessen von mir gesagt haben, was er will, so muß man es seiner Trunkenheit beimessen, und da ich es ihm verzeihe, so müßt Ihr es ihm gleichfalls zu Gute halten."

Wie dies die Mutter hörte, erhob sie ihre Stimme: „Beim Kreuze Christi! mein Töchterchen (sprach sie), daraus muß Nichts werden. Eher müßte man den widerlichen, undankbaren Hund todtschlagen, der in seinem Leben nicht werth gewesen ist, ein Weib, wie Du bist, zu besitzen. Sollte man nicht meinen, er hätte Dich vom Misthaufen aufgelesen? Es müßte mit dem Henker zugehen, wenn Du Dich jemals von einem lumpigen Pfefferkrämer solltest heruntermachen lassen, der auf dem Eselsmist geboren und hinter den Säuen erzogen ist. Die Kerle kommen vom Dorfe in wollenen Kitteln, mit den Strümpfen auf den Hacken und mit der Feder im Hintern, und wenn sie ein Paar Dreier zusammengeschunden haben, so meinen sie, sie müssen die Töchter wackerer Edelleute und braver Mütter heiraten; lassen sich Wappen malen und meinen Wunder, wer sie sind, und von wem sie herstammen. Ich wünschte, daß meine Söhne meinem Rath Gehör gegeben hätten, da sie Dich in dem Hause der Grafen Guidi so gut unterbringen und Dich versorgen konnten: allein sie warfen Dich lieber diesem köstlichen Kleinod von Ehemann an den Hals, der sich nicht schämt, Dich, das beste und keuscheste Weib in ganz Florenz, um Mitternacht eine Hure zu schelten; als wenn wir Dich nicht besser kennten. Aber beim Himmel! wenn man mir folgen wollte, so sollte man ihm dafür eine Tracht Prügel geben, daß er sich besudelte. Ich hab's Euch wohl gesagt, meine Söhne, daß es nicht gut gehen würde. Habt Ihr's nun gesehen, wie Euer Schwager mit Eurer Schwester umgeht? Wenn ich wäre wie Ihr, und solch ein Pfennigfuchser wollte schwatzen, wie er geschwatzt, und handeln, wie er gehandelt hat, so würde ich meinen Kopf nicht ruhig niederlegen können, bis ich ihn von der Erde vertilgt hätte; und wär' ich ein Mann, wie ich ein Weib bin, so sollten mir das keine andern Hände thun, als meine eigenen. Gottes Zorn über den versoffenen lüderlichen Kerl, der keine Ehre im Leibe hat!"

Die Schwäger folgten dem Beispiele ihrer Mutter, und sagten ihm die ärgsten Lästerungen in's Gesicht, die man nur gegen den verworfensten Menschen ausstoßen kann. Endlich sagten sie: „Wir verzeihen Dir diesmal

als einem Betrunkenen; allein wenn Dir Dein Leben lieb ist, so hüte Dich, daß wir dergleichen Streiche von Dir nie wieder erfahren. Denn wenn uns das Geringste wieder zu Ohren kömmt, so bezahlen wir Dir das Alte mit dem Neuen zugleich."

Damit gingen sie fort und Arriguccio stand wie bethört, und wußte selbst nicht, ob er Alles, was vorgegangen war, wirklich selbst gethan oder nur geträumt hätte. Er sagte kein Wort mehr, sondern ließ seine Frau in Frieden, welche durch ihre List nicht nur für diesmal der Gefahr entrann, sondern sich auch für die Zukunft den Weg bahnte, ihrem Vergnügen ungehindert nachzugehen, ohne sich weiter vor ihrem Manne zu scheuen."

Neunte Erzählung.

Lydia, die Gemahlin des Nikostratus, verliebt sich in ihren Diener Pyrrhus. Dieser fordert drei Beweise, um sich davon zu überzeugen. Lydia gibt sie ihm nicht nur, sondern läßt sich auch in Gegenwart ihres Gemahls von ihm liebkosen, und weiß dennoch diesem einzubilden, daß er nichts gesehen habe.

Neifila's Geschichte hatte so allgemeinen Beifall gefunden, daß die lieben Mädchen nicht aufhören konnten, darüber zu lachen und davon zu sprechen; obwohl der König ihnen mehr als einmal Stillschweigen gebot, indem er den Pamfilo aufgefordert hatte, die seinige zu erzählen. Wie sie endlich schwiegen, hob Pamfilo an: „Ich glaube nicht, meine verehrten Jungfrauen! daß irgend eine Sache in der Welt so schwer und bedenklich sein kann, daß ein feurig liebendes Gemüth sie nicht unternehme; und obwohl dieses schon in manchen andern Geschichten ist gezeigt worden, so glaube ich doch, daß Ihr einen noch größeren Beweis davon in Demjenigen finden werdet, was ich Euch erzählen will. Ihr werdet von einer Frau hören, welche das Glück viel mehr begünstigte, als eine kluge Vorsichtigkeit ihre Unternehmungen begleitete; deswegen möchte ich auch keiner rathen, in ihre Fußstapfen zu treten, weil das Glück nicht immer bei gleich guter Laune ist, und weil auch nicht alle Männer sich die Augen verblenden lassen.

In Argos, einer der ältesten Städte Griechenlands, welche durch ihre ehemaligen Könige mehr, als durch ihre Größe berühmt geworden ist, war einst ein vornehmer Mann, Namens Nikostratus, welchem das

Schicksal in seinem Alter ein junges Weib bescheerte, das eben so rasch und unternehmend, als schön war, und Lydia hieß. Da er nicht minder reich, als vornehm war, so hielt er eine Menge Diener, Jagdpferde, Hunde und Falken; denn er liebte die Jagd mit Leidenschaft. Unter andern hatte er einen Diener, der eben so einnehmend, manierlich und schön von Person war, als gewandt in allen Dingen, die er unternahm; daher er vor allen andern seine besondere Gunst und sein Zutrauen besaß. In diesen ward Lydia dermaßen verliebt, daß ihre Gedanken Tag und Nacht nur auf ihn gerichtet waren. Pyrrhus aber, der entweder ihre Liebe nicht bemerkte oder sie nicht bemerken wollte, schien sich darum gar nicht zu bekümmern. Dieses war ihr sehr empfindlich, und sie faßte den festen Vorsatz, ihn aufmerksam darauf zu machen. Sie rief demnach eine von ihren Mägden, Namens Lusca zu sich, auf welche sie großes Vertrauen setzte und sprach zu ihr: Lusca, die Wohlthaten, die ich Dir erzeigt habe, müssen mir billig Deine Treue und Deinen Gehorsam verbürgen; sieh Dich also vor, daß von Demjenigen, was ich Dir jetzt anvertrauen will, Niemand etwas erfahre, als Derjenige, den ich Dir nenne. Du siehst, Lusca, ich bin ein junges frisches Weib, ich besitze Alles im Ueberfluß, was eine Frau sich nur wünschen kann, und es fehlt mir in der Welt an nichts, als an einer einzigen Sache: das Alter meines Gemahls, ist dem meinigen nicht angemessen; ich finde mich demnach mit Demjenigen schlecht versorgt, was den jungen Weibern am liebsten ist, und da mich nicht weniger, als andere darnach verlangt, und das Schicksal mir so wenig günstig gewesen ist, daß es mir einen alten Mann beschieden hat, so ist es schon längst bei mir beschlossen, daß ich nicht meine eigene Feindin sein, und mein Glück und Vergnügen vernachlässigen will. Um dieses eben so vollkommen, als alles Uebrige zu genießen, habe ich mir unsern Pyrrhus, als den Würdigsten vor allen andern, dazu ausersehen, daß seine Umarmungen es mir verschaffen sollen. Ich habe mein Herz so sehr auf ihn gesetzt, daß mir nicht wohl ist, wenn ich ihn nicht sehe, oder an ihn denke; und wenn ich ihn nicht bald bei mir habe, so glaube ich wahrlich, daß es mir noch das Leben kostet. Wenn dieses also einen Werth für Dich hat, so erkläre ihm auf die schicklichste Weise meine Liebe, und bitte ihn, daß er zu mir komme, wenn ich ihn durch Dich werde rufen lassen."

Die Zofe war bereit; sie nahm die erste Gelegenheit wahr, den Pyrrhus auf die Seite zu ziehen und den Auftrag ihrer Frau auszurichten.

Pyrrhus, der sich nie dergleichen vermuthet hatte und fürchtete, die

Dame ließe ihm dieses nur sagen, um ihn in Versuchung zu führen, gab rasch und mit Härte zur Antwort: „Lusca, ich kann nicht glauben, daß meine Gebieterin solche Worte gesprochen hat; nimm Dich in Acht, was Du sprichst; denn wenn dieses auch wirklich von ihr käme, so glaube ich doch nicht, daß es ihr Ernst gewesen sei, und wenn es ihr Ernst gewesen wäre, so hält mich doch mein Herr mehr in Ehren, als ich verdiene, und ich würde ihm eine solche Beleidigung nicht zufügen, wenn ich auch wüßte, mein Leben damit zu retten. Hüte Dich also, daß Du mir mit dergleichen Reden nie wieder kömmst."

Lusca ließ sich durch seine harte Antwort nicht schrecken. Pyrrhus, (sagte sie) ich werde von diesen Dingen, und von allem, was meine Frau mir befiehlt, mit Dir reden, so oft sie es mir aufträgt, es mag Dir lieb oder leid sein, aber nimm mirs nicht übel, Du bist ein Schafskopf."

Damit verließ sie ihn ein wenig verdrießlich und ging zu ihrer Frau, die sich über seine Antwort fast zu Tode grämen wollte. Nach einigen Tagen sprach sie indessen wieder zu ihrer Zofe: „Lusca, Du weißt wohl, der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb; ich dächte also, Du gingest wieder zu dem Halsstarrigen, der zu meinem Verdruß anfängt, sich widerspenstig zu beweisen und schilderteſt ihm zu gelegener Zeit meine ganze Zärtlichkeit. Kurz, gieb Dir alle mögliche Mühe, die Sache zu Stande zu bringen; denn wenn wir sie so stecken lassen, so bricht mir das Herz, und Pyrrhus wird meinen, ich hätte ihn nur zum Besten gehabt, und wird mich hassen, da ich doch seine Liebe zu gewinnen wünsche."

Die Zofe bat ihre Frau, guten Muth zu haben; sie ging wieder zum Pyrrhus, und weil sie ihn bei guter Laune antraf, sprach sie zu ihm: „Pyrrhus, vor einigen Tagen sagte ich Dir, wie sehr unsere Gebieterin von Liebe zu Dir entzündet wäre, und ich bringe Dir jetzt von neuem die Bestätigung davon. Wenn Du Dich noch ferner so hartnäckig bezeigest, wie neulich, so sei versichert, daß sie nicht lange leben wird. Laß Dich demnach erbitten, ihre Wünsche zu erfüllen; denn wo Du noch länger auf Deinem Eigensinne bestehst, so muß ich Dich künftig als einen Thoren betrachten, da ich Dich doch immer für einen vernünftigen Menschen gehalten habe. Mußt Du es Dir nicht zur Ehre schätzen, Dich von einem so schönen und edlen Weibe geliebt zu wissen? Und überdies, wie sehr hast Du Ursache, dem Glücke zu danken, daß es Dir ein solches Kleinod darbietet, welches nicht nur Deinen jugendlichen Wünschen so angemessen ist, sondern Dir

auch eine nie versiegende Quelle öffnet, um alle Deine Bedürfnisse zu befriedigen? Wo findest Du einen von Deines Gleichen, welchem größere Freuden bevorstehen, als Dir, wenn Du weise bist? Welcher Andere wird mit Waffen und Pferden, mit Geld und mit Kleidern reichlicher versorgt sein, als Du, wenn Du ihre Liebe erwiederst? Oeffne demnach Dein Herz meinen Worten, kehre in Dich und bedenke, daß nur einmal das Glück uns mit lächelndem Blicke und mit offenen Armen entgegenkömmt. Wer alsdann nicht weiß, sich ihm in den Schooß zu werfen, und muß hernach darben und betteln, der beklage sich nicht über Unglück. Ueberdies mußt Du das Band der Treue zwischen Herrn und Diener nicht für so heilig halten, als zwischen Brüdern und Freunden, sondern es ist genug, wenn der Diener sich bestrebt, seinem Herrn so redlich zu begegnen, wie dieser ihm. Und meinst Du denn, wenn Du ein hübsches Weib oder eine hübsche Tochter hättest, die dem Nikostratus gefiele, daß er sich so gewissenhaft gegen Dich betragen würde, wie Du mit ihm in Rücksicht auf seine Gemahlin verfahren willst? Du wärest ein Thor, wenn Du es glaubtest. Sei versichert, wenn Bitten und Schmeicheleien nicht helfen wollten, so würde er auch wohl zu Zwangmitteln greifen, es möchte Dir behagen, wie es wollte. Laß uns also gegen sie und die Ihrigen so verfahren, wie sie es mit uns machen, und mit Allem, was uns angehört. Genieße die Wohlthat des Glückes; stoß' es nicht von Dir, sondern komm ihm entgegen, und nimm es auf, wenn es Dich besucht. Denn wahrlich, wenn Du es nicht thust, so wirst Du nicht nur Deiner Gebieterin den gewissen Tod bereiten, sondern Du selbst wirst es so oft und so lange bereuen, daß Du Dir den Tod wünschen wirst."

Pyrrhus, welcher mehr als einmal über die erste Botschaft der Lusca nachgedacht hatte, war bereits entschlossen, wann sie noch einmal wiederkäme, ihr eine ganz andere Antwort zu geben, und sich ganz in den Willen seiner Gebieterin zu fügen, sobald er gewiß versichert sein könnte, daß man ihn nicht blos prüfen wollte. „Höre Lusca (gab er ihr zur Antwort), ich sehe wohl ein, daß Alles wahr ist, was Du mir sagest; allein von der andern Seite kenne ich auch meinen Herrn als einen sehr klugen und scharfsichtigen Mann, und da er mir alle seine Sachen anvertrauet, so fürchte ich, daß Lydia dies Alles mit seinem Wissen und Willen so angestellt hat, um mich zu versuchen. Wenn sie aber, um mich zu beruhigen, drei Dinge erfüllen will, so soll sie mir nach diesem nichts befehlen können, worin ich ihr nicht auf der Stelle gehorche. Die drei Dinge, die ich von ihr fordere, sind folgende:

Erstlich muß sie dem besten Falken ihres Gemahls in seiner Gegenwart den Hals umdrehen; zweitens muß sie mir ein Büschel Haar aus dem Barte des Nikostratus, und drittens einen von den besten Zähnen aus seinem Munde schicken."

Diese Forderungen fand Lusca sehr hart und Lydia fand sie noch härter. Doch Amor, der ein wackerer Treiber und ein meisterhafter Rathgeber ist, bewog sie, die Ausführung zu unternehmen; sie ließ also dem Pyrrhus durch ihre Magd sagen, daß Alles, was er verlangt hätte, gewiß und bald geschehen sollte, und weil er doch seinen Herrn für so sehr klug und weise hielte, so verspräche sie ihm noch überdies, daß er ihre erste Gunstbezeugung in seiner Gegenwart genießen, und daß Nikostratus dennoch Dasjenige, was er selbst gesehen hätte, für nicht geschehen halten sollte.

Pyrrhus war voll Erwartung, wie sie sich dabei benehmen würde. Nach einigen Tagen, wie Nikostratus ein großes Gastmahl gab, und (wie er oft zu thun pflegte) seine edlen Nachbaren bewirthete, trat Lydia nach aufgehobener Tafel, in einem grünen Jagdkleide und völlig geschmückt, in den Speisesaal, ging nach der Stange, auf welcher der Lieblingsfalk ihres Gemahles saß, nahm ihn in Gegenwart der Gäste und des Pyrrhus herunter, als wollte sie ihn zur Jagd auf die Hand setzen, ergriff ihn bei den Fängen, schlug ihm den Kopf an der Mauer entzwei und erwürgte ihn.

„Weib, was beginnst Du!" fuhr Nikostratus sie an.

Sie antwortete ihm nicht, sondern wandte sich an die Herren, die bei ihm zu Gaste waren und sagte: „Meine Herren, ich würde mich nicht scheuen, mich an einem Könige zu rächen, der mich beleidigt hätte; wieviel mehr denn an einem Falken? Ihr müßt wissen, daß dieser Falk mich schon längst um alle die Zeit gebracht hat, die ein Ehemann billig dem Vergnügen seiner Frau widmen sollte. Denn so wie die Morgenröthe aufging, pflegte Nikostratus immer aufzustehen, zu Pferde zu steigen, und mit seinen Falken auf der Hand die Fluren zu durchstreifen, um ihn stoßen zu sehen, indeß ich mich einsam und unmuthig im Bette verweilen mußte. Ich habe deswegen schon mehr als einmal Lust gehabt, zu thun, was ich jetzt that, und ich habe es bisher nur deswegen unterlassen, weil ich wünschte, daß es in Gegenwart solcher Männer geschehen sollte, wie Ihr seid, die über mein Verfahren ein gerechtes Urtheil fällen können."

Die Edelleute, welche anhörten, und nicht anders glaubten, als daß ...re Zärtlichkeit für ihren Gemahl mit ihren Worten übereinstimmte, sagten

lachend zu dem erzürnten Nikostratus: „Wahrlich Eure Gemahlin hat Recht und hat wohl gethan, ihr erlittenes Unrecht an dem Falken mit dem Tode zu rächen." Nachdem Lydia sich wieder in ihre Zimmer begeben hatte, scherzten die Männer noch mit ihrem Gemahl über allerlei solche Dinge, und verwandelten seinen ganzen Zorn in Lachen. Pyrrhus, der alles mit angesehen hatte, dachte: Der Anfang ist gut und scheint für meine Liebe von guter Vorbedeutung zu sein. Wollten die Götter, daß sie so fortfahren möchte.

Nachdem Lydia den Falken gewürgt hatte, waren kaum einige Tage verflossen, so fing sie in ihrem Zimmer mit ihrem Gemahle, der mit ihr scherzte, einen kleinen verliebten Zwist an, wobei er sie im Scherz ein wenig bei den Haaren zupfte, und ihr dadurch Anlaß gab, ihr zweites Versprechen zu erfüllen. Sie faßte nämlich ihren Herren Gemahl zur Vergeltung beim Bart und rupfte ihm ein Zipfelchen Haar glatt aus der Haut, und wie Nikostratus zürnen wollte, sagte sie lachend zu ihm: „Warum machst Du solch ein saures Gesicht, daß ich Dir ein halbes Dutzend Haare aus dem Barte rupfte? Es hat Dir gewiß nicht halb so weh gethan, als mir, wie Du mich eben bei den Haaren zogest." Indem sie nun noch eine Weile miteinander tändelten, fand sie Gelegenheit, das Zipfelchen Barthaar zu sich zu stecken, und sandte es noch an demselben Tage ihrem Geliebten. Die dritte Bedingung machte ihrem Scharfsinn etwas mehr zu schaffen; doch da sie vielen Witz besaß, und die Liebe ihn noch mehr geschärft hatte, so fand sie bald ein Mittel, auch diese zu erfüllen.

Nikostratus hatte zwei junge Edelknaben in seinem Dienste, welche ihm von ihren Aeltern waren anvertrauet worden, um in seinem Hause ihre Sitten zu bilden; der Eine diente ihm bei Tische als Vorleger, und der Andere als Mundschenk. Diese ließ Lydia zu sich rufen und bildete ihnen ein, daß sie einen übelriechenden Athem hätten; sie sollten deswegen, wenn sie ihrem Herrn bei Tische aufwarteten, das Gesicht so viel möglich von ihm abwenden, und sich übrigens gegen Niemand etwas davon merken lassen. Nachdem die Jünglinge dieses ein paar Tage befolgt hatten, nahm sie Gelegenheit, ihren Gemahl zu fragen, ob er das Betragen der Knaben wohl bemerkt hätte.

„Ja wohl (sprach Nikostratus), und ich habe sie schon fragen wollen, was sie damit meinen."

„Thue es nicht (sprach Lydia), denn ich kann es Dir selbst erklären.

Ich habe bisher davon geschwiegen, weil ich Dir keine Unannehmlichkeit verursachen wollte. Weil ich aber jetzt finde, daß es Andere schon gemerkt haben, so lohnt es sich nicht, es Dir länger zu verhehlen. Es ist nichts anderes, als daß es Dir ganz unausstehlich aus dem Munde riecht, und ich weiß selbst nicht, woher es kömmt, da es sonst nicht zu sein pflegte. Da Du aber viel mit angesehenen Leuten umgehst, so ist es ein unanständiges Ding, und man müßte suchen, ihm abzuhelfen."

„Woher könnte Das kommen (sprach Nikostratus)? Soll ich etwa einen faulen Zahn im Munde haben?"

„Das ist möglich" versetzte Lydia und führte ihn ans Fenster, ließ ihn den Mund aufthun und sagte, wie sie ihn ein wenig besichtigt hatte: „Ist es möglich, Nikostratus, daß Du es so lange hast aushalten können? Da hast Du einen Zahn, der nicht nur angegangen, sondern schon ganz hohl ist. Wahrlich, wenn Du ihn noch länger im Munde behältst, so läufst Du Gefahr, daß er die andern mit ansteckt. Ich rathe Dir, ihn ausziehen zu lassen, ehe das Uebel weiter um sich greift."

„Wenn Du es meinst, so habe ich nichts dagegen (sprach Nikostratus). Schicke nur gleich nach einem Zahnarzt."

„Gott bewahre (versetzte sie), daß man deswegen gleich zum Arzt schicken sollte! Mich däucht er sitzt so, daß ich selbst ihn Dir ohne Schwierigkeit ausziehen kann. Die Zahnbrecher gehen überdies so rauh bei solchen Gelegenheiten zu Werke, daß ich es nicht über mein Herz bringen könnte, Dich unter ihren Händen zu sehen oder zu wissen; darum will ich es weit lieber selbst thun. Denn wenn ich finde, daß es Dich zu sehr schmerzt, so kann ich inne halten, und das würde der Zahnarzt nicht thun."

Sie schickte den Augenblick nach den nöthigen Werkzeugen; ließ Jedermann außer ihrer Lusca aus dem Zimmer gehen; Nikostratus ward auf eine Ruhebank gelegt, Lusca mußte ihn halten, und Lydia setzte ihm den Pelikan an den besten seiner Zähne, brach ihn (so laut er auch schrie) mit Gewalt heraus, und verbarg ihn, indem sie ihm einen alten faulen Zahn, den sie bei der Hand hatte, in der Heftigkeit seines Schmerzens geschickt für den ausgezogenen unterschob und zu ihm sagte: „Sieh nur, welch einen Zahn Du so lange im Munde behalten hast."

Nikostratus glaubte ihr, und so viel er auch ausgestanden hatte, so hielt er sich doch für genesen, wie der Zahn heraus war; man gab ihm einige schmerzstillende Mittel und er ging aus dem Zimmer. So bald er fort war,

sandte Lydia den Zahn ihrem Geliebten, der nunmehro nicht länger an ihrer Liebe zweifelte, sondern erklärte, daß er zu allen ihren Befehlen bereit wäre.

Da jedoch Lydia sich vorgenommen hatte, ihm noch größere Beweise zu geben, wie weit ihre Kunst und ihre Liebe ginge, so wollte sie, trotz ihrer Ungeduld, sich in seinen Armen zu befinden, auch noch ihr letztes freiwilliges Versprechen erfüllen. Zu diesem Ende stellte sie sich krank, und wie Nikostratus sie einst des Nachmittags besuchte, und nur Pyrrhus allein ihn begleitete, bat sie sie Beide, sie zur Erleichterung ein wenig in den Garten zu führen. Nikostratus unterstützte sie demnach an einer Seite, und Pyrrhus an der andern, und sie führten sie in den Garten, wo sie sie unter einem schönen Birnbaume auf den weichen Rasen niedersetzten. Nachdem sie eine kleine Weile gesessen hatte, sagte Lydia zum Pyrrhus, dem sie ihre Absicht bereits entdeckt hatte: „Pyrrhus, mich verlangt sehr nach den Birnen dieses Baumes; steige doch hinauf und wirf uns einige herab.“

Pyrrhus stieg den Augenblick hinauf und warf einige Birnen herunter. Plötzlich rief er aus: „Ei Herr, was beginnt Ihr da? Und Ihr, Lydia, wie könnt Ihr Euch zu Dergleichen in meiner Gegenwart bequemen? Meint Ihr denn, daß ich blind bin? Ihr waret ja diesen Augenblick noch so krank; wie seid Ihr denn so schnell gesund worden, daß Ihr ein solches Wesen treibt? Wenn Ihr Euch ja dazu angetrieben fühltet, so fehlt es Euch ja nicht an bequemen Schlafzimmern; warum geht Ihr nicht lieber dahin, wo Ihr Euch mit mehr Schicklichkeit ergötzen könnt, als hier in meiner Gegenwart.“

Was schwatzt Pyrrhus? (fragte Lydia ihren Gemahl). Ist er verrückt?“

„Nein, verrückt bin ich nicht (sprach Pyrrhus). Aber Ihr meint wohl, daß ich nicht sehen kann.“

Nikostratus war ganz erstaunt und sagte: „Wahrlich Pyrrhus, ich glaube Du träumst.“

„Wahrlich ich träume nicht (antwortete Pyrrhus), und Ihr träumet auch nicht, und wenn sich dieser Birnbaum so rasch bewegte, wie Ihr, so bliebe keine Birne daran sitzen.“

„Was kann Das sein (sprach Lydia)? Sollte er wirklich so was zu sehen glauben, wie er sagt? Bei den Göttern, wenn ich so gesund wäre,

wie sonst, so stiege ich selbst hinauf, um zu sehen, was für wunderliche Dinge ihm dort oben erscheinen."

Pyrrhus auf seinem Baume blieb indessen bei seinen Reden, bis ihm endlich Nikostratus befahl, herunter zu steigen und ihn fragte, was er denn eigentlich behauptete gesehen zu haben.

Pyrrhus antwortete: „Ihr müßt mich wohl Beide für einen Narren oder für einen Träumer halten. Wenn Ihr es denn durchaus hören wollt, so wisset, ich sah Euch mit Eurer Gemahlin das Thier mit dem doppelten Rücken spielen, und indem ich von dem Baume stieg, standet Ihr wieder auf und setztet Euch an Euren Ort."

„Wahrhaftig Du bist nicht gescheidt (sprach Nikostratus). Wir Beide haben uns nicht von der Stelle bewegt, seitdem Du auf den Baum gestiegen bist."

„Was hilft es, darüber zu streiten (sprach Pyrrhus)? Genug, ich habe es gesehen, und warum wollt Ihr leugnen, was Ihr gethan habt, da es auf Eurem eigenen Grund und Boden geschehen ist?"

Nikostratus erstaunte immer mehr und mehr, und sagte endlich: „Ich will doch sehen, ob der Baum wirklich so bezaubert ist, daß man Wunderdinge sieht, wenn man darin sitzt."

Damit kletterte er hinauf und wie er in den Wipfel saß, spielte Pyrrhus bei seiner Gebieterin im Ernste die Rolle ihres Gemahls vor seinen Augen. Wie Nikostratus es gewahr ward, schrie er: „Ha Du treuloses Weib! was beginnst Du? Pyrrhus, Bösewicht! Ist das Deine Weise, mein Zutrauen zu vergelten?" Mit diesen Worten fing er an, wieder von dem Baume herunter zu steigen.

Lydia und Pyrrhus antworteten: „Wir sitzen hier still," und indem sie ihn herunter steigen sahen, setzten sie sich wieder an dieselbe Stelle, wo er sie verlassen hatte. Doch kaum hatte er den Fuß wieder auf der Erde, so fing er an, ihnen die ärgsten Scheltworte zu sagen.

Pyrrhus sagte ganz kaltblütig: „Jetzt glaube ich doch wirklich, Herr, daß Ihr vorhin Recht hattet, zu sagen, ich hätte unrecht gesehen, wie ich in dem Baume saß; denn ich sehe nun und bin überzeugt, daß es Euch ebenso, wie mir gegangen ist. Daran könnt Ihr selbst nicht zweifeln, wenn Ihr nur bedenkt, daß Eure Gemahlin, die klügste und keuscheste der Frauen, wenn sie ja im Stande wäre, Euch eine solche Beleidigung zuzufügen, es gewiß nicht vor unsern Augen thun würde. Von mir selbst will ich gar nicht

reden, denn ehe ich mir nur einen solchen Gedanken erlaubte, ließ ich mich lieber von Pferden zerreißen; wieviel weniger würde ich mich in Eurer Gegenwart auf der That betreten lassen! Darum muß wohl gewiß diese verwünschte Augenverblendung an dem Birnbaume liegen; denn ich hätte mir's von aller Welt nicht ausreden lassen, daß Ihr nicht hier vor meinen Augen Eure Gemahlin geherzt hättet, wenn Ihr mir nicht sagtet, es hätte Euch geschienen, daß ich dasselbe gethan hätte, da ich doch mit Wahrheit sagen kann, daß ich nicht daran gedacht habe, und noch viel weniger im Stande wäre, es zu thun."

Lydia, die sich sehr entrüstet stellte, sprang auf und sagte: „Verwünscht sei die Stunde, in welcher Du mich für so verworfen halten konntest, daß ich hierher käme, um solche Unanständigkeiten vor Deinen Augen zu begehen, wenn ich überall dazu fähig wäre. Sei versichert, wenn ich Neigung dazu hätte, so würde ich wissen, in meinem Zimmer Ort und Gelegenheit dazu dergestalt zu wählen, daß es mich wundern sollte, wenn Du jemals etwas davon gewahr würdest."

Dem Nikostratus selbst schien es einzuleuchten, daß es wohl so sein müßte, wie sie Beide sagten, und daß sie sich schwerlich in seiner Gegenwart einer solchen Ungebührlichkeit schuldig machen würden. Er setzte demnach alle Vorwürfe und beleidigenden Reden bei Seite, und fing an, über das Wunderbare des Vorfalls zu sprechen, und über die sonderbare Verblendung derjenigen, die den Birnbaum bestiegen. Lydia aber, die sich noch immer darüber erzürnt stellte, daß Nikostratus eine solche Meinung von von ihr geäußert hätte, sagte: „Wahrlich dieser Birnbaum soll nimmermehr weder mich, noch ein anderes rechtliches Weib wieder in Schande bringen, wenn ich es verhindern kann. Geh hin, Pyrrhus, hohle eine Axt, und räche Dich und mich an ihm, indem Du ihn abhauest; wiewohl Nikostratus selbst damit einen Streich auf den Kopf verdiente, weil er sich unbedachtsamer Weise die Augen des Verstandes so plötzlich verblenden ließ. Denn was ihm auch seine leiblichen Augen vorspiegelten, das hätte er doch nimmermehr glauben, oder als wahr annehmen sollen."

Pyrrhus lief geschwind nach einer Axt, und hieb den Baum um. Wie er fiel, sprach Lydia zu ihrem Gemahl: „Jetzt, da dieser Feind meiner Ehre hingestreckt ist, entsage ich meinem Zorne." Sie gewährte ihrem Gemahle die Verzeihung, um welche er sie bat, und warnte ihn, diejenige, die ihn über alles liebte, nie wieder mit solchen Dingen im Verdacht zu haben.

Der arme betrogene Nikostratus begleitete sie nebst ihrem Liebhaber wieder nach dem Palaste, wo Pyrrhus und Lydia sich hernach oft in aller Bequemlichkeit mit einander ergötzten. Und das gönne der Himmel uns allen!“

Zehnte Erzählung.

Zwei Sineser sind in eine Frau verliebt, welche die Gevatterin des einen ist. Der Gevatter stirbt, und seinem Versprechen gemäß erscheint er seinem Freunde, und erzählt ihm, wie es in jenem Leben gehalten wird.

Der König allein blieb jetzt nur noch übrig, und hatte seine Geschichte noch nicht erzählt. Nachdem die Mädchen sich lange über den unschuldigen Birnbaum ereifert hatten, und endlich wieder stille wurden, fing er an: „Es sollte sich von selbst verstehen, daß ein jeder gerechte König die von ihm selbst gegebenen Gesetze am ersten beobachten müßte, und wenn er sich darin saumselig bewiese, daß man ihm alsdann eher wie einen Sclaven züchtigen, als wie einen König ehren sollte. Und dennoch sehe ich, der ich Euer König bin, mich fast genöthigt, mich dieses Vorwurfs und dieser Verdammniß schuldig zu machen. Ich kann es nicht leugnen, daß ich gestern den Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung bestimmte, mit dem Vorsatze, mich diesmal meines gewöhnlichen Vorrechtes zu begeben, und gleich einem Jeden von Euch über die festgesetzte Materie zu reden. Inzwischen ist nicht nur alles bereits gesagt worden, was ich im Sinne hatte, vorzutragen, sondern wir haben auch noch so viele andere und schönere Sachen gehört, daß ich nicht im Stande bin (ich mag mein Gedächtniß anstrengen, so viel ich will), mich auf etwas zu besinnen, was dem Gegenstande angemessen, und mit dem bereits Gesagten zu vergleichen wäre. Da ich mich demnach gezwungen sehe, mein eigenes Gesetz zu übertreten, so will ich mich vorläufig straffällig bekennen, und mich zu jeder Buße, die man mir auflegen wird, willig verstehen, und mich demnächst meines gewöhnlichen Vorrechts bedienen. Ich gestehe, Elisa's Erzählung von dem Gevatter und der Gevatterin, und die Einfalt der guten Leute in Siena ziehen mich so sehr an, daß ich die Streiche, welche den einfältigen Männern von ihren schlauen Weibern gespielt worden, an die Seite setzen, und Euch von jenen ein Geschichtchen erzählen muß, welches zwar manche Dinge enthält, die nicht allerdings glaub-

würdig sind, aber doch auch manches, das lustig und angenehm zu hören sein wird.

In Siena waren einmal ein Paar junge Leute von der gemeinen Volksclasse, deren einer Tinguccio Mini und der andere Minguccio Turra hieß. Sie wohnten Beide in Porto Salaya, waren fast unzertrennlich in ihrem Umgange, und schienen einander außerordentlich lieb zu haben. Sie gingen, wie gute ehrliche Leute zu thun pflegen, fleißig zusammen in die Kirchen und Predigten, wo sie oft von den Belohnungen und Strafen hörten, welche die Seelen der Menschen, ihrem Verdienste gemäß, in jener Welt erwarteten. Weil sie nun sehr begierig waren, einige gewisse Auskunft darüber zu erhalten, die sie sich aber auf keine Weise zu verschaffen wußten, so nahmen sie Abrede, daß derjenige von ihnen Beiden, welcher am ersten sterben würde, den Ueberlebenden (wo möglich) besuchen, und ihm von Allem Nachricht geben sollte, was er zu wissen wünschte, und diese Verabredung bestätigten sie einander mit einem Eide.

Da sie nun nach diesem Vertrage noch ferner auf demselben vertrauten Fuße mit einander lebten, so traf es sich, daß Tinguccio von einem gewissen Ambrogio Anselmini, dessen Frau, Mama Mita genannt, mit einem Söhnchen niedergekommen war, zum Gevatter gebeten ward. Tinguccio, der mit seinem Freunde bisweilen seine Gevatterin zu besuchen pflegte, die ein niedliches und munteres Weibchen war, verliebte sich in sie, der Gevatterschaft ungeachtet; und Minguccio, der nicht nur selbst Wohlgefallen an ihr fand, sondern auf welchen auch die Lobeserhebungen seines Cameraden mit wirkten, ward ebenfalls in sie verliebt. Beide verschwiegen jedoch einander ihre Liebe; wiewohl nicht aus einerlei Ursache. Tinguccio scheute sich nämlich, mit seinem Freunde davon zu sprechen, weil er seine Liebe zu seiner Gevatterin für unerlaubt hielt, und sich schämte, irgend einen Menschen etwas davon merken zu lassen. Minguccio ward zwar nicht durch solche Ursachen abgehalten; weil er aber gemerkt hatte, daß das hübsche Weibchen seinem Freunde gefiel, so dachte er: „Wenn ich mich ihm entdeckte, so wird er eifersüchtig auf mich, und da er, als ihr Gevatter mit ihr reden kann, was er will, so wird er sich bestreben, mich bei ihr anzuschwärzen, und dann werde ich nichts bei ihr ausrichten."

Unter den beiden Verliebten hatte inzwischen Tinguccio die beste und bequemste Gelegenheit, dem Weibchen seine Wünsche zu entdecken, und durch Worte und Werke gelang es ihm auch, das Ziel derselben zu erreichen. Min-

guccio ward dieses gewahr, und sah zwar ein wenig scheel dazu; weil er jedoch hoffte, auch seine Wünsche dereinst befriedigt zu sehen, so stellte er sich, als wenn er nichts merkte, damit er dem Tinguccio weder Ursache, noch Anlaß geben möchte, ihm etwas in den Weg zu legen. Tinguccio, der in seiner Liebe glücklicher als sein Freund, und im Besitze seiner Gevatterin war, fand den Rasen so sanft und locker, daß er nicht aufhören konnte, zu graben, und arbeitete so emsig, daß er darüber krank ward, und in wenigen Tagen verschlimmerte es sich mit ihm so sehr, daß er den Geist aufgab.

Nachdem drei Tage vergangen waren (eher mußte es ihm wohl nicht möglich gewesen sein), kam er seinem Versprechen gemäß in die Kammer des Meuccio, wie er schon im tiefsten Schlafe lag, und rief ihn. Meuccio erwachte, und rief: „Wer bist Du?“

„Ich bin Tinguccio (erwiederte der Verstorbene) und bin zu Folge meines Versprechens gekommen, um Dir Nachrichten aus der andern Welt mitzutheilen.“

Meuccio staunte ein wenig, wie er ihn erblickte; doch faßte er sich wieder, und sprach: „Willkommen, Brüderchen! wie geht's Dir? Du bist doch nicht verloren?“

„Nichts ist verloren (antwortete Tinguccio), als was man nirgends wieder findet. Wie sollte ich denn verloren sein, da ich hier bin?“

„Ei, so habe ich's nicht gemeint (sprach Meuccio), sondern ich wollte Dich fragen, ob Du Dich nicht bei den verdammten Seelen im Höllenfeuer befindest?“

„Das eben nicht (sprach Tinguccio); allein ich leide dennoch für meine Sünden Angst und Pein genug.“

Meuccio fragte ihn hierauf umständlich, auf welche Art eine jede Sünde bestraft würde, und Tinguccio beschrieb ihm Alles. Hierauf fragte Meuccio, ob er ihm in dieser Welt noch mit etwas dienen könnte. Tinguccio sagte: ja; er möchte fleißig Messen lesen und Gebete für ihn halten lassen, und Almosen geben, weil ihm das alles in jener Welt sehr zu Statten käme. Meuccio versprach es ihm, und Tinguccio nahm Abschied von ihm. Indem er sich eben entfernen wollte, erhob Meuccio (welchem die Gevatterin einfiel) den Kopf ein wenig, und sagte: „Es ist gut, Tinguccio, daß ich mich eben der Gevatterin erinnere, bei welcher Du oft zu schlafen pflegtest, wie Du noch hier warest. Sage mir doch, welche Strafe hat man Dir dafür auferlegt?“

„Brüderchen (sprach Tinguccio), wie ich dort ankam, fand ich einen, welcher schien, alle meine Sünden auswendig zu wissen. Dieser schickte mich an einen Ort; wo ich unter großen Schmerzen meine Schulden beweinte, und wo ich viele Mitgesellen fand, die mit mir in gleicher Verdammniß waren. Wie ich nun mitten unter ihnen war, und mich an alles erinnerte, was ich mit meiner Gevatterin begangen hatte, und dafür noch weit schwerere Strafe erwartete, überfiel mich ein gewaltiges Zittern, obwohl ich mich mitten in einem großen flammenden Feuer befand. Wie dieses einer bemerkte, der neben mir stand, fragte er mich: „Was hast denn Du mehr, als alle Andern, daß Du mitten im Feuer dastehst und zitterst?“ „Ach lieber Freund! (gab ich ihm zur Antwort), ich fürchte mich sehr vor dem Gerichte, das über mich ergehen wird, wegen einer schweren Sünde, die ich begangen habe.“ Er fragte mich: „was für eine Sünde?“ und ich gab ihm zur Antwort: „Ich habe mich versündigt, indem ich bei meiner Gevatterin geschlafen habe, und zwar so oft, daß es mir das Leben gekostet hat.“ Er lachte mich aber aus, und sagte: „Geh doch, Narr! Sei nur darum nicht bange; hier kommt keine Gevatterschaft in Anschlag.“ Wie ich das hörte, ward mir ganz leicht um's Herz.“

Wie er dieses gesagt hatte, fing es an zu tagen, und er sagte nur noch: „Sei Gott empfohlen, Meuccio! Ich kann jetzt nicht länger bei Dir verweilen;“ und damit verschwand er.

Wie Meuccio hörte, daß man sich dort um die Gevatterschaften nicht bekümmerte, lachte er über seine Thorheit, die ihn schon manche gute Gelegenheit hatte versäumen lassen, und ward von Stunde an klüger.

Wenn Bruder Rinaldo diese Geschichte gewußt hätte, so hätt' er sich eine Menge Vernunftschlüsse ersparen können, wie er suchte, seine Gevatterin zu seiner Absicht zu belehren.“

Die untergehende Sonne hatte bereits den Zephyr herauf gerufen, wie der König seine Erzählung endigte. Da nun nach ihm Niemand mehr übrig blieb, so stand er auf, nahm die Krone vom Haupte, und sprach zu Lauretta, indem er sie ihr aufsetzte: „Ich kröne Dich mit dem Zweige, der Deinen Namen führt, als Königin unseres Kreises. Sorge, als unsere Gebieterin, für Alles, was Du zum Nutzen und Vergnügen eines Jeden für zuträglich hältst.“

Er setzte sich wieder, und Lauretta befahl zuvörderst dem Schaffner, die Abendmahlzeit in dem schönen Thale ein wenig früher, als gewöhnlich, anrichten zu lassen; damit die Gesellschaft bei guter Zeit nach dem Palaste zurückkehren könnte, und sie verordnete zugleich, was er ferner während ihrer Regierung besorgen sollte. Hierauf sprach sie zu der Gesellschaft: „Dioneo hat gewollt, daß wir heute von den Possen sprechen sollten, welche die Weiber ihren Männern gespielt haben; und wenn ich Euch nicht lieber zeigen wollte, daß ich nicht von einer so schnäppischen Art bin, die sich gleich zu rächen sucht, so würde ich verordnen, daß man morgen erzählen sollte, wie die Männer oft ihre Weiber hintergehen. Doch wir wollen dies an die Seite setzen, und uns anschicken, uns nächstens die listigsten Possen zu erzählen, welche entweder den Männern von den Weibern, oder den Weibern von den Männern, oder sonst dem einen von dem andern sind gespielt worden. Ich glaube, daß sich davon eben so viel Lustiges wird sagen lassen, als wir heute gehört haben.

Darnach stand sie auf, und entließ die Gesellschaft bis zum Abendessen. Die Mädchen und Jünglinge standen demnach gleichfalls auf, und zerstreuten sich; einige wateten barfuß durch die krystallenen Gewässer, andere wandelten unter den schönen stattlichen Bäumen auf dem weichen Rasen. Dioneo und Fiammetta sangen eine geraume Zeit von Archyta und Palämon, und so vertrieb sich ein Jeder auf eine angenehme Weise die Zeit bis zum Abendessen. Hierauf wurden am Ufer des kleinen Sees die Tische gedeckt, und beim Gesange der Vögel, angefacht von einem lieblichen Lüftchen, welches ihnen die benachbarten Hügel zusandten, hielten sie froh und ungestört ihr geselliges Mahl. Nachdem dieses geendigt war, durchwandelten sie noch ein wenig das angenehme Thal, und kehrten in der letzten Abenddämmerung nach ihrem gewöhnlichen Aufenthalte zurück. Unterwegs verkürzten sie sich die Zeit mit muntern Scherzen, und mit Unterredungen über mancherlei Gegenstände und über die erzählten Geschichten, und langten kurz vor Anbruch der Nacht in dem schönen Palaste an. Hier labten sie sich nach ihrem Spaziergange mit erquickendem Wein und mit mancherlei Erfrischungen, und versammelten sich zum Tanz und Gesang neben dem schönen Springbrunnen, wo bald Tindaro mit seiner Sackpfeife, bald irgend ein anderes Klangspiel ihren Tanz begleitete, bis die Königin zum Beschluß Filomela aufforderte, ein Lied zum Reihentanze anzustimmen. Sie begann folgendermaßen:

Wie traurig ist mein Leben!
Wenn werden mir die Freuden wiederkehren,
die mir die lästige Entfernung raubet?

Ich weiß es nicht; doch feurig ist die Sehnsucht,
die meine Brust durchwallet,
zu sein dort, wo ich Aermste einst verweilte.
O theurer Schatz, Du meine einz'ge Wonne,
die ganz das Herz mir fesselt,
o sag' es mir! Denn einen Andern fragen,
das darf ich nicht, und kann's nicht.
Laß mich, Geliebter, es so freudig hoffen,
daß mein gebeugter Geist sich wieder tröste.

Nein, ich vermag die Wonne nicht zu schildern,
die einst mich so entflammt hat,
daß ich nicht Nacht, nicht Tag jetzt Ruhe finde.
Gehör, Gefühl, Gesicht, und alle Sinnen
entzündeten mir mächtig
im Herzen jedes eine neue Flamme,
in welcher ich jetzt glühe;
Nur Du allein kannst diese Glut mir lindern,
und die verlorne Kraft mir wiedergeben.

O sage mir, ob's sein, und wenn es sein wird,
daß ich Dich wiederfinde
dort, wo ich Dir die holden Augen küßte,
die mich entseelten. Sag' es mir, Geliebter,
wenn wirst Du wieder dort sein?
Sag' es mir bald, und tröste mich ein wenig.
Kurz sei die Frist der Trennung,
und lang die Dauer unsers Wiedersehens.
Nur diesen Wunsch vergönnt des Eros Pfeil mir.

Gelingt mirs, Dich noch einmal zu empfangen;
so bin ich, traun, nicht thöricht,
und lasse nochmals Dich, wie jüngst, entschlüpfen;
fest halt' ich Dich, es koste was es wolle.
An Deinen Lippen hängend
muß ich des Wollustbechers Fülle trinken.
— Mehr will ich jetzt nicht sagen.
Komm bald, und laß Dich meinen Arm umschlingen:
Schon der Gedanke reizt mich, froh zu singen.

Die ganze Gesellschaft schloß aus diesem Liede, daß Filomena ein süßes und glückliches Liebesband fesselte, und ihre letzten Worte ließen ver=

muthen, daß sie von der Liebe mehr als den bloßen Anblick genossen hätte; weswegen man sie glücklich pries, und sie auch wohl ein wenig beneidete.

Nach geendigtem Gesange fiel es der Königin ein, daß am folgenden Tage Freitag wäre. Sie erklärte demnach der Gesellschaft ihren Wunsch, daß die beiden folgenden Tage eben so zugebracht werden möchten, wie unter Neifila's Regierung. Jedermann billigte den Vorschlag, und man begab sich zur Ruhe.

Ende des zweiten Theils.

Leipzig,

Druck von Giesecke & Devrient.